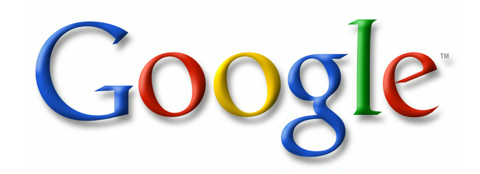
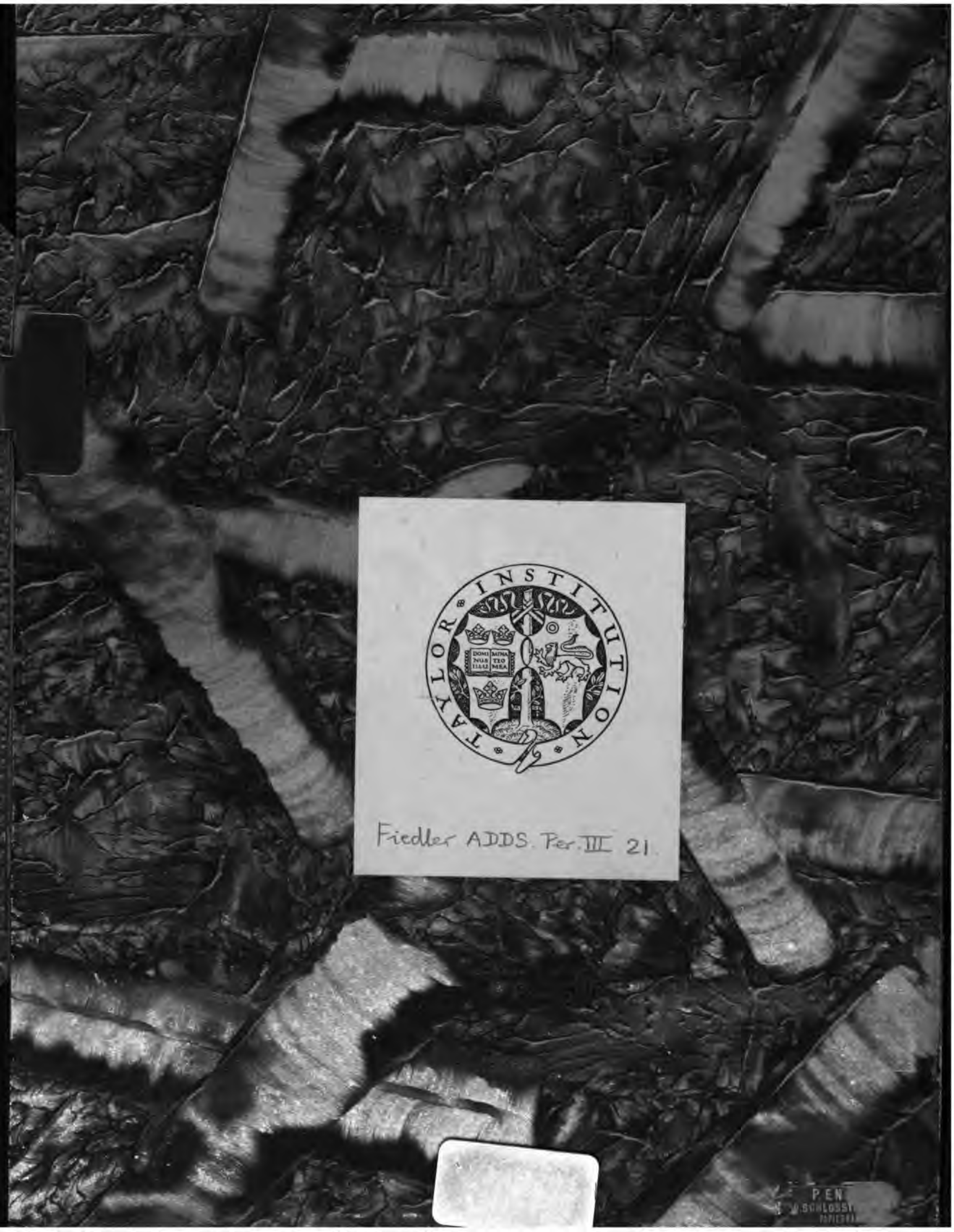






TAYLOR INSTITUTION
DOMINUS ILLUMINATIO MEA



1857, 1858

[illegible]


ARGO

ARGO.

Album für Kunst und Dichtung

herausgegeben

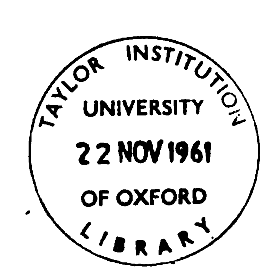
von

Friedr. Eggers, Th. Hosemann, Franz Kugler.

Breslau

Verlag von Trewendt und Granier

1857.



Druck des Textes:

Eduard Haenel's Buchdruckerei

Berlin.

Inhalt.

Bilder.

Dichtungen.

Auf askanischer Werfte gezimmert, war vor zween vergänglichen Jahren
Ein Argo-Schiff durch Mulde und Spree hinaus gen Kolchis gefahren.

Im Abendgolde tiefselig lag die purpurne See, die glatte,
Als die Lieder begrüßten den Hellespont vom Decke der Sänger-Fregatte.

Und die Nacht sank auf's Cyaneïsche Thor, dahinter verschwunden die Steurer;
Weg waren die Gaffer am Lande im Nu, und — vergessen die Abenteurer.

Nur zuweilen noch hat ein Perspektiv in die Ferne nach ihnen gegrübelt:
„Im Pontus liegen schon mehr, als die — ich hab's ihnen gleich verübelt!“

Doch, ob die Gelehrten auch meinten, daß schon uns die pontischen Fische verdauten,
Kommen heil und vergnügt auf erneuerter Fahrt wir geschwommen als Argonauten.

Was frommt' es zu wissen, wohin wir geschlüpft und wo wir im Sichern gelegen,
Derweil' es gehagelt ins taurische Meer westmächtlichen Bombenregen!

Stolzflaggende Orlogs führten wohl heim ihrer Helden zerschossene Glieder —
Uns flattert vom Maste ein duftiger Kranz, und die Fracht sind Bilder und Lieder!

W. v. Merckel.







A. MENZEL.



Lith v Milster | Druck v W Korn in Berlin

Tempi passati





Druck v. W. Korn in Berlin.

Der Schaufler zu Holze gehend.

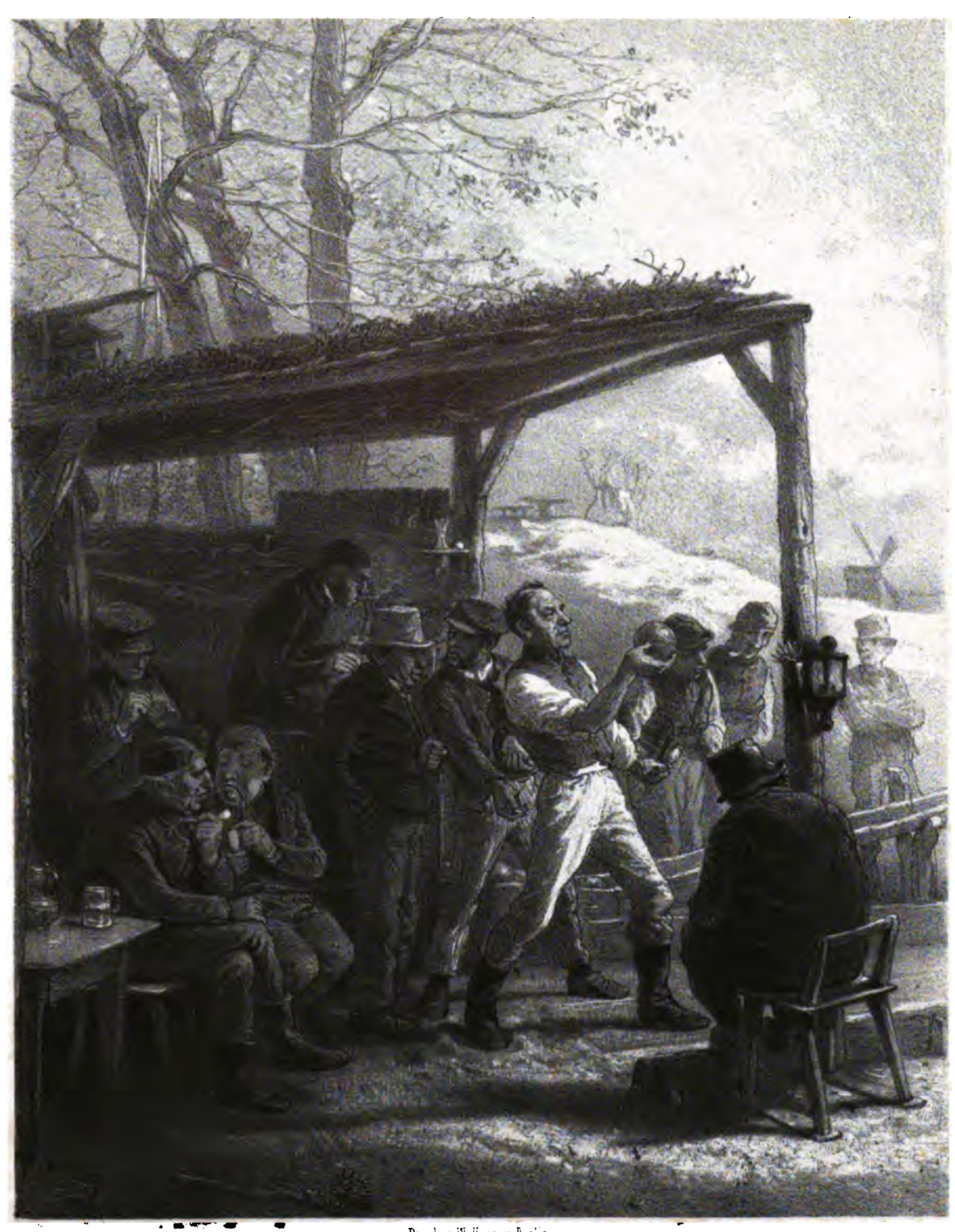


W. RIEFSTAHL.



Mondaufgang.





Druck v. W. Korn in Berlin

Märkische Kegelbahn.

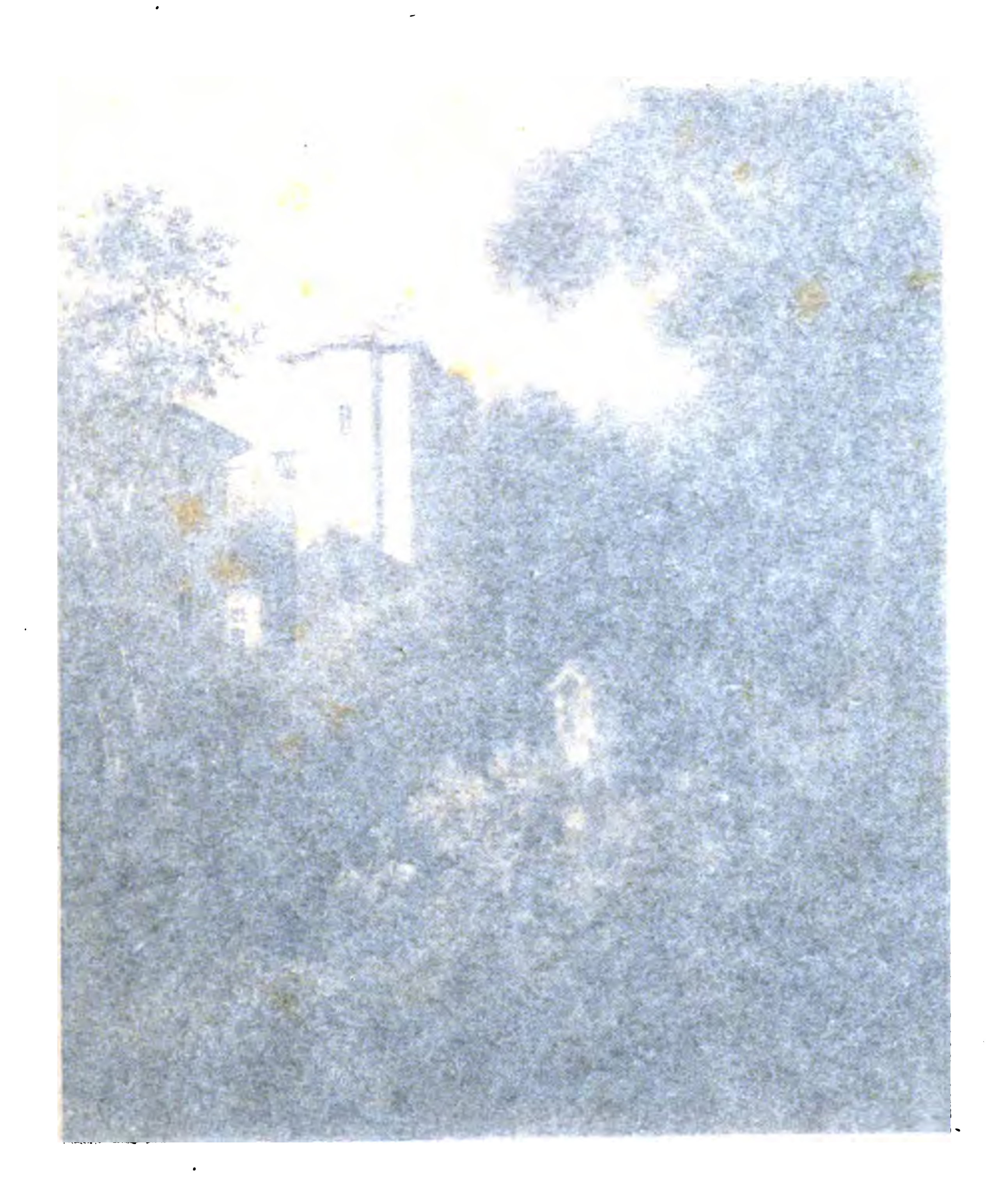


L. BURGER.



Druck v. W. Korn in Berlin.

Im Zwergenwald.



A. FAHN.



Abend auf dem Mönchsberge bei Salzburg.



O. WISNIEWSKI



In der Kirche





Verlegenheit.



Der Felsen von Etretat.





Villeggiatura.



L. BURGER.



Zu Tische.

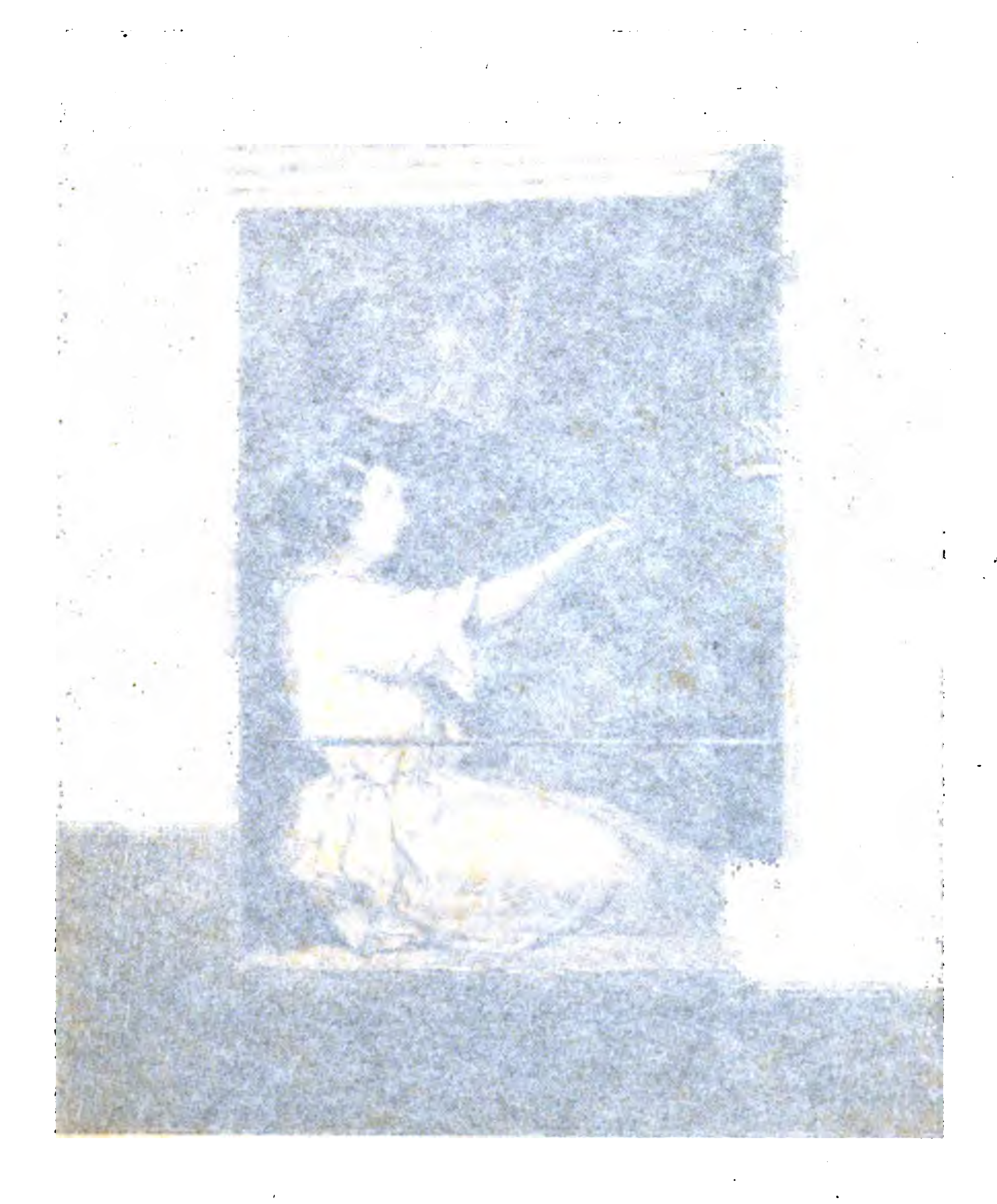


W. RIEFSTAHL.



Druck v W. Korn in Berlin

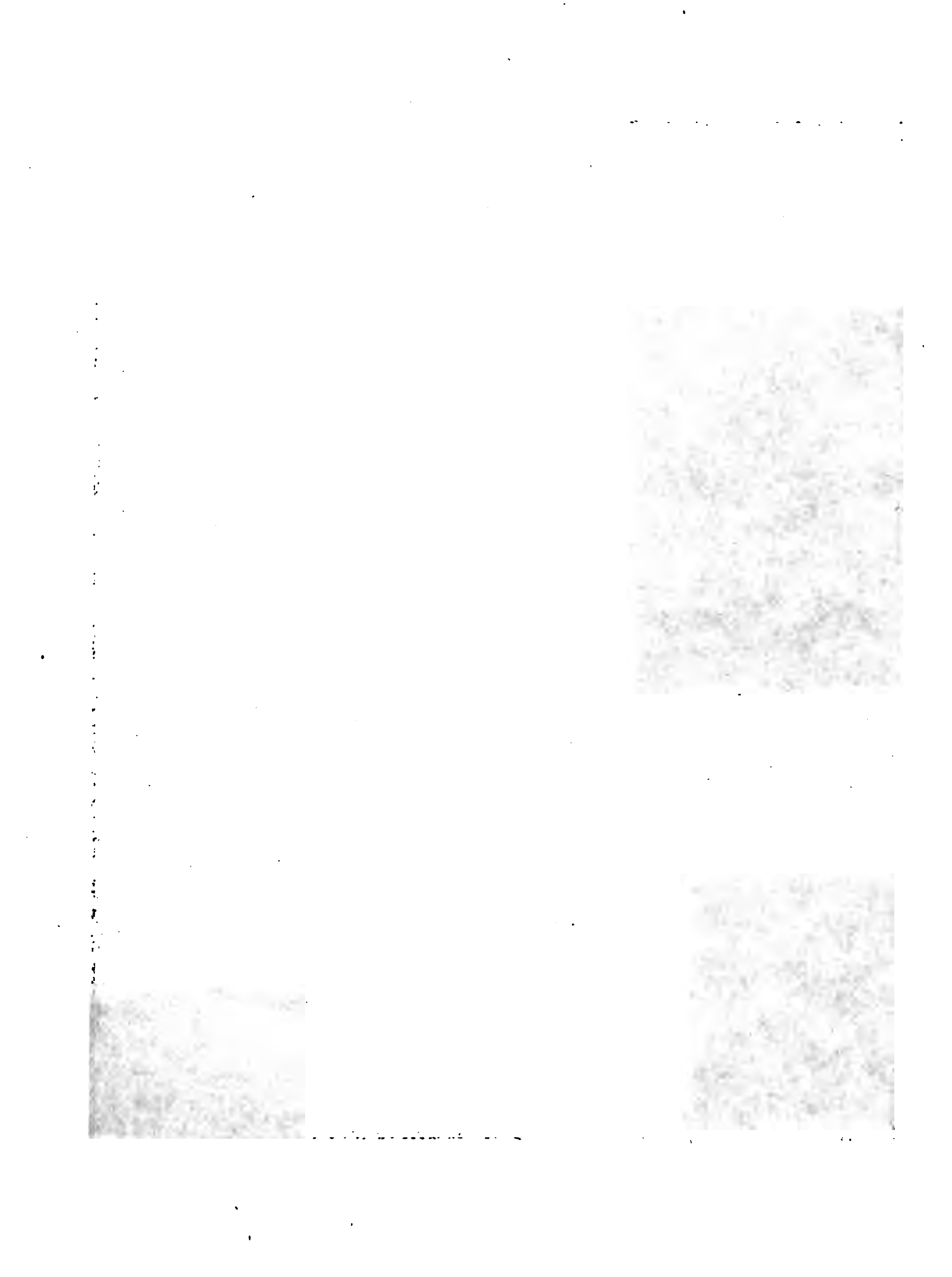
Schloſs im Walde.



L. LÖFFLER.



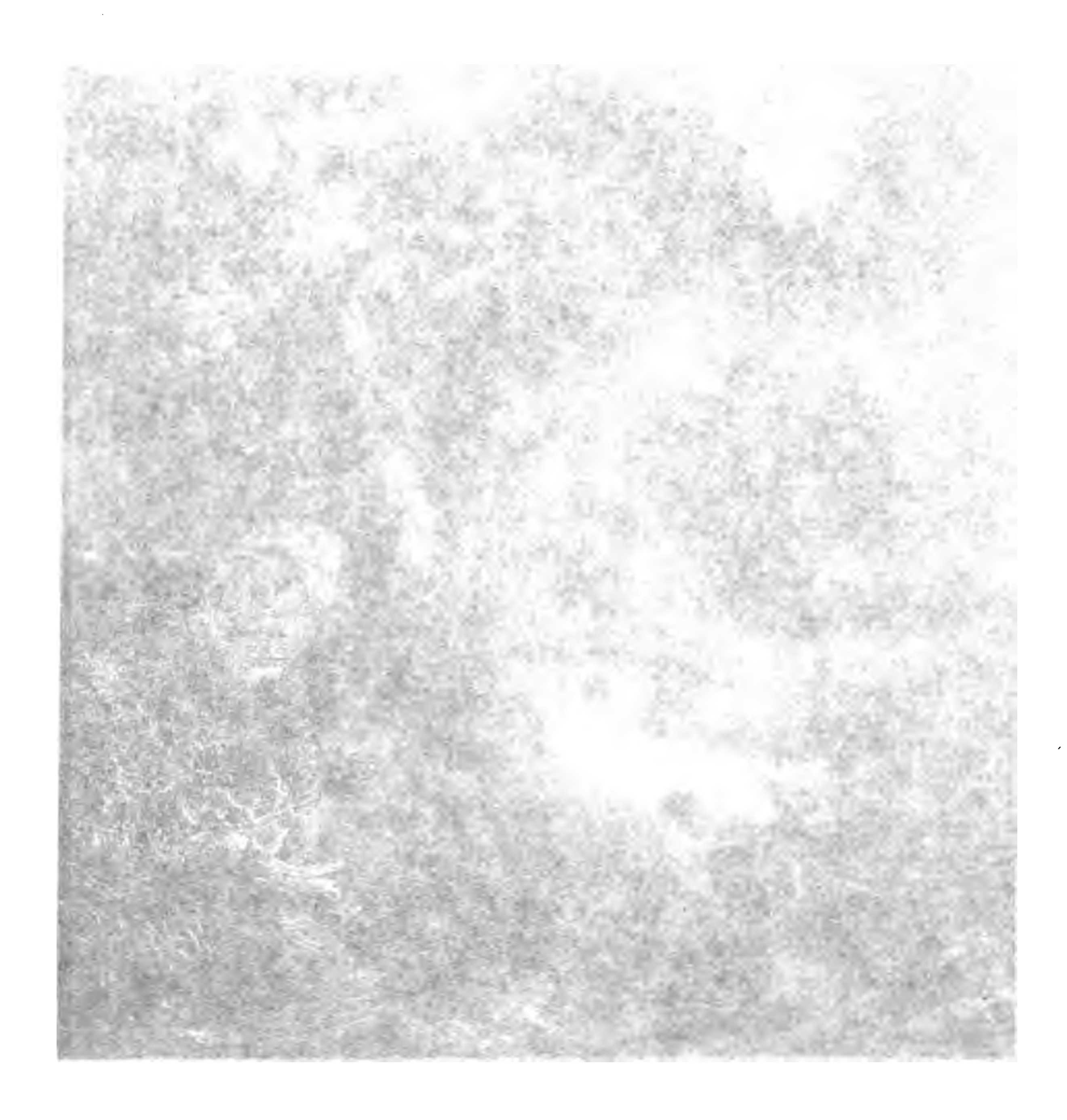
Ein Pariser vis à vis.



C. ARNOLD.



Glückliche Zeit.



A. HAUN



Vor dem Gewitter



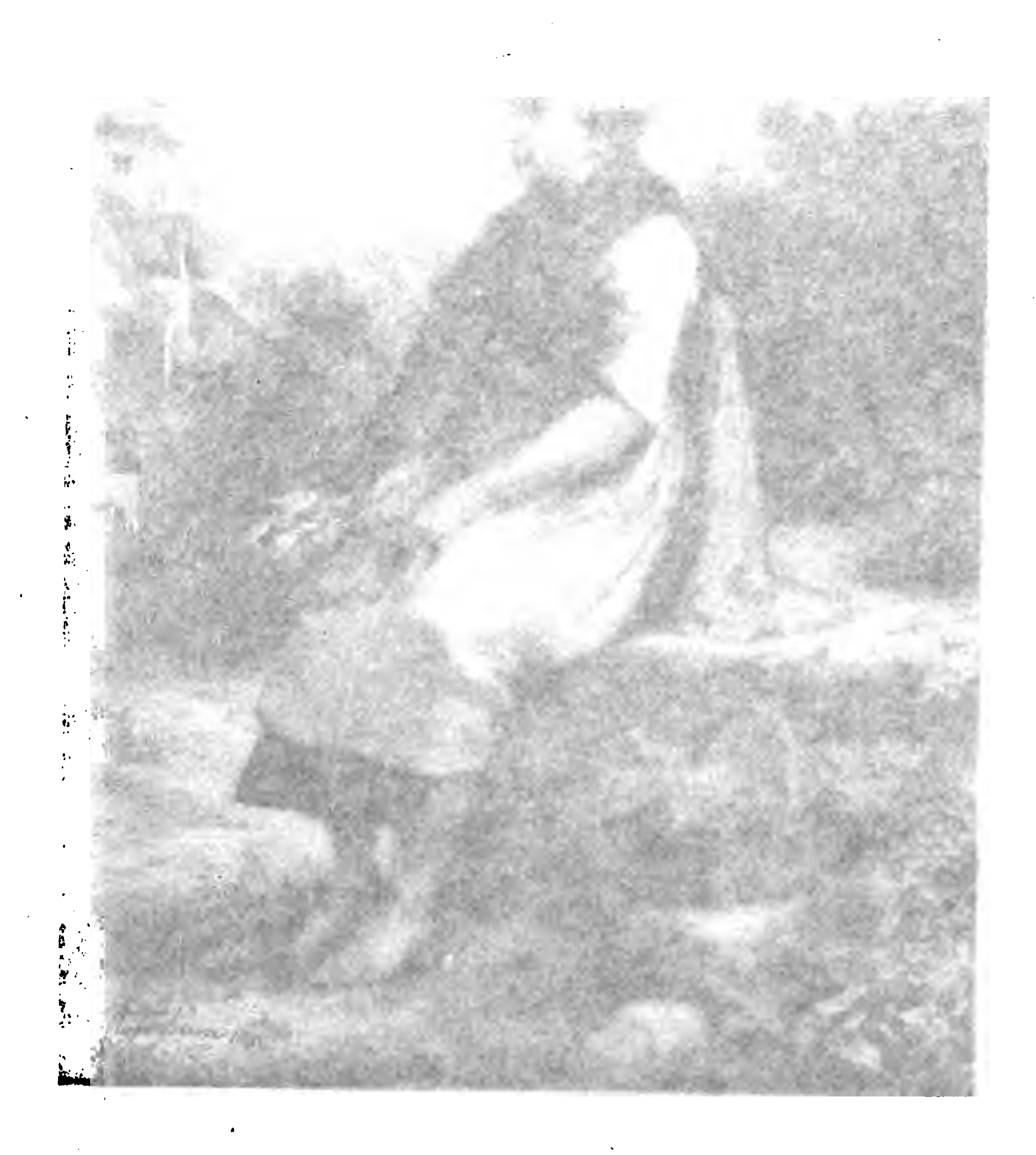
[illegible]



Druck v. W. Korn in [illegible]

Milde Gabe





F. E. MEYERHEIM.



Mädchen aus Thüringen.

König und Magier.

Eine Chinesische Geschichte.

Von Paul Heyse.

„Gleich dem Tiger, wenn er tagelang
In der Höhle lauert auf den Fang,
Gleich dem Falken, wenn er unversehn
Auf den Raub herabstößt aus den Höhn,
Gleich dem Löwen, dem, wenn er sich zeigt,
Jedes Waldthier zittert, dient und schweigt —
Groß ist unser König! Vor ihm her
Zieht sein Ruhm und wallt von Meer zu Meer,
Wie ein Rauch, der seinen Feind erstickt,
Wohlgeruch, der seinen Freund erquickt,
Auf und ab am alten Flusse Kiang —
Schöne junge Sonne, leuchte lang!"

Also sang am Fuß des Königsschlosses
Eine Sängerschaar. Das Volk im Kreise
Horcht und spricht die Worte nach und athmet
Jenen Wohlgeruch mit freud'gen Sinnen.

Drinnen aber bei dem Siegesfestmahl
Sitzt der junge Löwe, sitzt der König,
Bleich inmitten weinerhitzter Gäste.
Weder spricht er, weder netzt der Becher
Ihm den Mund, noch der Gesang die Seele.
Brennt im Schenkel ihm die frische Wunde?
Glimmt in seinem Busen alte Liebe,
Die Verstörerin der Lebensfreuden?
Liebe nicht und nicht die Wunde nagt ihn,
Ihn verzehrt das Weh der Königskinder,
Einsamkeit und Herzensungenügen.

Und der Freund, der einz'ge seiner Jugend,
Spricht zu ihm: Auf neue Thaten sinnst du,
Herr; ich seh's am Zucken deiner Lippe.
Warum schlürfst du nicht des Ruhmes Labsal,
Nicht die Ruhe, die nach Mühen süß ist,
Nicht die Liebe deines Volks, o König?

Drauf der König: Wer des Ruhmes werth ist,
Dem ist Ruhe fremd. Zudem gedacht' ich
Jener Fürsten, die mein Schwert gebändigt.
Einst auch ihnen schollen solche Lieder,
Einst auch sie erlabten sich der Liebe
Ihres Volks, desselben Volks, Tschang-Tschao,
Das sie mir gebunden überliefert,
Als ich siegend in die Vesten eintritt.
Volkesgunst ist wie die Meereswelle;
Wohl am Saum des Strandes läßt der Weise
Gerne sich von ihr die Sohle kühlen,
Doch er weiß, im Grunde wohnt die Tücke,
Wohnt der Tod. Was sprichst du mir vom Volke! —

Und er neigt das Haupt und schließt die Augen,
Und ein Traum entführt den wachen Geist ihm,
Solch ein Traum, wie ihn die Mächt'gen träumen,
Sättigend ihr Herzensungenügen.
Denn er wuchs im Traum. Mit seiner Sohle
Tritt er fest die Erde, mit dem Scheitel
In den Reigen der Gestirne ragt er,
Die sein Haupt umglühn als Krondemanten.
Doch des Volkes Haß und Liebe schlägt nur
An sein Ohr so wie ein dumpfes Murmeln
Ferner Wasser — und er lacht im Traume.

Als er aufsah — horch! ein dumpfes Murmeln
Dringt herauf, es schweigt das Lied der Sänger,
Und im Saal, wo seine Feldherrn zechten,

Sieht er staunend sich allein gelassen.
Auf vom Sitze fährt er. Nur Tschang-Tschao
Weilt bei ihm: Du hast geschlummert, König?

Nein, geträumt. Wo sind die Mandarinen?
Wo die Feldherrn? Wo die Schaar der Diener?

Herr, zum Markt sind sie hinabgegangen,
Denn ein Tao-Sſé, ein alter Priester
Kam zur Stadt — sie heißen ihn den Heil'gen —
Der mit Wassern, die sein Mund gesegnet,
Sieche heilt, das Kommende vorhersagt
Und unsterblich lebt in ew'ger Jugend.
Alles Land ist voll von seinem Preise,
Und sie gingen, ihm das Kleid zu küssen,
Da sie, König, dich entschlafen glaubten.

Purpurn ward die junge Fürstenstirne;
Um stieß er den Tisch, davor er thronte,
Und den wunden Schenkel mühsam schleppend,
Trat er zum Altan.
Da sah er drunten
Auf dem Platz die dichte Menge knieen
Wie ein Kornfeld, das der Hagel knickte;
Seine Feldherrn, seine Würdenträger,
Keiner schont sein goldgesticktes Hofkleid,
Weiber, knieend, schwingen Weihrauchfässer,
Blumen streun die Kinder auf den Weg hin,
Und inmitten aufrecht steht der Heil'ge.
Bis zum Gürtel überm Florgewande
Fließt der weiße Bart. Sein Antlitz leuchtet
Wie die Pfirsichblüt' im Maienmonde, —
Leuchten je so farbig Greisenwangen? —
Und er murmelt in der heil'gen Sprache
Worte des Gebets.
Da schallt des Königs
Stimme vom Altan: Den Knecht der Lüge
Führt herauf, den Gleißner vor mein Antlitz,
Denn gesonnen bin ich, ihn zu richten!

Gleich als wäre Ruf von einem Irren
Laut geworden in der Tempelstille,
So emporgeschreckt aus tiefer Andacht
Sehn zum Schloß des Volkes tausend Augen.
Die zunächst beim Heil'gen knien, sie beugen
Tiefer nur das Haupt auf seine Schuhe,
Emſ'ger wird das Weihrauchfaß geschwungen,
Wie die Luft zu reinigen, die frevelnd
Jener Ruf entweiht.
Allein der König —
Noch befahl er nie zum zweiten Male —
In den Saal ist er zurückgeschritten
Und erwartet, daß der Priester komme.
Niemand kommt. Da naht sich ihm Tschang-Tschao.
König, warnt er, deine schwere Wunde
Braucht der Schonung. Sieh, das Gift des Speeres
Ward mit linden Salben eingeschläfert
Und erwacht, wenn Zorn das Blut dir aufwühlt.
Laß den Priester fliehn. Wo fändst du Ursach
Wider ihn? Er wandelt stille Pfade.
Und das Volk, vergreifst du dich an diesem,
Heut und immer wirst du dir's entfremden.
Hör auf mich! —
Mich dünkt, sie zaudern lange,
Spricht Sün-Tsé. Geh du hinab, Tschang-Tschao,
Hol' ihn her! Ist dieser leere Festsaal
Ursach nicht genug? —
Da ging der Treue,
Ging und kehrte wieder mit dem Heil'gen
Und ihm nach die Gäste. Vor dem König
Stand der Alte, neigte sich bescheiden
Zweimal, daß sein Bart den Boden rührte.
Doch sein Blick hing an des Königs Auge.
Also mißt sich Löw' und Leoparde,
Die sich treffen in der engen Thalschlucht.

Und der Löwe, wild, daß seines Gegners
Auge nicht er niederblitzen konnte,
Sprich, wer bist Du? herrscht er ihm entgegen,
Der sich unterfängt mit frommen Tücken
Meines Volkes Herzen zu verblenden!
Säest schnöde Saat des Ungehorsams
In die Köpfe meiner Mandarinen,
Daß sie mir vom Tische weg sich stehlen,
Daß die Krieger, die dem Tod gestanden,
Zitternd vor der Wucht des Aberglaubens
Wie die Weiber dir die Kniee beugen?
Traun, ich hätte Lust, die scharfe Klinge

Meines Schwerts an deinem Hals zu prüfen,
Scheut' ich nicht, du würdest sie beflecken
Wie ein unrein Thier, das ich entseelte!

Und ein Schauder überlief die Hörer,
Und sie seufzten heimlich ob der Lästrung;
Doch der Tao-Sé hub an und sagte:

Unrein bin ich nicht. Denn nur der Wille
Reinigt und befleckt die Menschenseele,
Und der meine trieft vom Bad der Demuth.
Wer ich bin? Es kennen mich die Menschen
Beiderseit am Flusse Kiang. Ein armer
Priester bin ich, unwerth, daß der König
Nach ihm fragt. Vor hundertsechzig Jahren
Fand dein Knecht im hohen Steingeklüfte
Eines Magiers Buch. Mit rothen Lettern
War die Schrift auf weißen Grund geschrieben
Und benannt: Der Weg zur großen Ruhe.
Hundert Hefte sind's. Die einen fünfzig
Voll von uralt magischen Gebeten,
Daß der Leib genese. Doch die andern
Lehren, wie man blüht in ew'ger Jugend;
Diese sind Geheimniß; jene frommen
Jedem Mutterkind. Seit damals, König,
Hab' ich auf und ab das Land durchzogen,
Körper heilend und die Seelen weisend
Auf den dunkeln Weg zur großen Ruhe.
Diese Hand soll mir vom Arme faulen,
Nahm ich jemals Lohn, die kleinste Münze,
Je ein Kleinod, außer Trank und Speise,
Nur zu fristen meine Lebenstage.
That ich was, um Herzen zu verblenden?
Sprach ich was, zu schmälern deine Hoheit,
Die der Herr der Welt mit Strahlen kränze
Ewiglich? Dein Knecht hat ausgeredet.

Sprach's und neigt bescheiden sich dem König
Zweimal, daß sein Bart den Boden rührte;
Doch der König — eine Feuersäule
Stand er auf dem Thron, Verderben züngelnd,
Und sein Wort fuhr sengend durch die Herzen:
Tao-Sé, ich kenne dich und Alle
Deinesgleichen. Euren Nacken beugt ihr —
Euer Auge trotzt mir dreist entgegen.
Heuchelei ist eure ganze Demuth,
Euer Zauber ist der Menschen Wahnsinn,
Eure ew'ge Jugend ist die Tücke,
Welche nie in eurem Orden ausstirbt.
Wohl den Weg zur großen Ruhe wißt ihr;
Jeder geht ihn, der die wache Stimme,
Die nach Wahrheit schreit, in sich betäubet
Und sich bettet in die eigne Lüge.
Faule nur die Hand von deinem Arme,
Denn du reckst sie nach dem größten Kleinod,
Nach der Macht, die alle Schätze werth ist.
Deine Wange täuscht mich nicht, und sollte
Mich dein Mund betrügen? Nein! Von hinnen
Tilg' ich dich, denn Macht sei bei dem Einen,
Der ein Held und Retter in der Noth ist,
Nicht beim Schleicher, der vom ew'gen Gott sich
Alles anmaßt, Macht, Verehrung, Jugend,
Nur das Eine nicht, den Haß der Lüge.
Weil nun Gott geduldig ist und Manchen
Ueberhört, der ins Gesicht ihn lästert,
Soll der König, Gottes Sohn und Abbild,
Seines Herrn und Vaters Ehre wahren
Und die Gleißner in den Boden schmettern.
Führt ihn fort, in Ketten! Diesen Tag noch
Weis' ich ihm den Weg zur großen Ruhe.

Da fiel Alles in die Knie, die Feldherrn,
Mandarinen und der Freund Tschang-Tschao,
Und sie flehten: Gieb ihn frei, den Heil'gen!
Schon' ihn, großer König!

Furchtbar blickte
Von dem Thron der Held. Für Euch um Schonung
Solltet ihr mich anflehn! Ist es Wahrheit,
Daß er heilen kann mit seinen Wassern,
Warum rieft ihr, da ich wund zurückkam,
Euren Heil'gen nicht, daß er mich heile?
Warum rieft ihr einen schlechten Wundarzt?
Geht, ihr seid zu blöd an Geist und Sinnen
Und sich selber widerspricht der Wahnsinn,
Sonst gedächt' ich, daß ihr Arglist übtet.
In Bestürzung knien sie, Alle wortlos,
Und es winkt der Fürst. Die Gäste wandeln
Heim; hinab zum Kerker schritt der Priester. — —

Eine Stunde war dahin gegangen,
Da zum jungen König kam die Mutter;
Denn ein Fürwort bei dem Sohn zu sprechen
Baten sie die Mandarinenfrauen.
Und sie fand den Sohn allein im Garten
Und sie sprach: Was thatest du mein Liebling? —

Mutter, sprach er, wie ein König that ich! —

Und die Mutter: Könige sind milde,
Könige sind klug und fromm vor Allem. —

Nein, vor Allem, Mutter, sind sie König.
Kommst auch du, und bittest für den Gaukler,
Der mein Volk verführt, der mir die Feldherrn
Von der Seite lockt, daß auf dem Thron ich
Einsam sei? Mit theuren Eiden schwor ich,
Diese Brut der üppigen Lügengeister
Wegzutilgen, daß die Erde rein sei,
Und ich will's, so wahr mein großer Vater
Als ein reiner Geist da oben wandelt.
Stets, seit ich ein Roß beschreiten konnte,
In die Feldschlacht folgt' ich meinem Vater
Weit und breit; wenn er sein Land bereis'te,
Stand ich neben ihm im goldnen Wagen,
Hört' und sah sein Thun und Reden alles;
Niemals sah und hört' ich, daß er Gauklern
Ehrfurcht zollt'. In seiner Faust zerbrach er
Geisterspuk und -Trug wie Eierschalen
Und vor Gott nur lag er auf den Knieen.
Und so will auch ich thun, gute Mutter,
Gott gehorchen und der Götzen lachen
Und vernichten alle Götzenpfaffen.

Kind, erwiedert kummervoll die Mutter,
Höre mich, denn ich bin alt geworden
Dicht am Throne, wo man zeitig altert.
Gott gehorchen ist der Weisheit Anfang,
Doch der Götzen lachen ist gefährlich
Jedem, und den Herrscher untergräbt es.
Was begehrt das Volk? Es will beglückt sein.
Wenn's ein Wahn beglückt, dann weh dem Herrscher,
Der den Wahn ihm zu entreißen trachtet,
Böt' er auch dafür die schönste Wahrheit.
Nicht Erkenntniß tilgt den Aberglauben,
Nur der Glaube; denn der Geist der Menge
Lechzt nach Wahrheit nicht, nur nach dem Glauben.
Weil das Volk an Deinen Vater glaubte,
Konnt' er Pfaffenspuk und -Trug verachten,
Nicht zerbrechen; solches wagt' er niemals.
Du bist jung. Als Helden kennt das Volk dich,
Nicht als Herrscher. Daß sie an dich glauben,
Danach trachte, Sohn, und ihre Götzen
Werden nie die Wege dir vertreten.
Doch mit ihnen kämpfen, macht sie mächtig,
Und der Kleinste unter ihnen zwänge
Hundert Helden, wenn man ihn beleidigt,
Da er ungekränkt von selbst vermodert.

Sprach der Sohn: So willst du, gute Mutter,
Daß ich mit der Lüge mich vertrage,
Weil sie Waffen hat?
Und Jene sagte:
Waffen, Kind, die keinem Helden ziemen,
Waffen, wie die Wahrheit nie sie führte,
Unbesieglich ekelhafte Waffen.
Sohn, noch einmal: gieb ihn frei, den Gaukler!
Sag, du warest voll des süßen Weines,
Stift' ihm einen Tempel. Hat dein Vater
Tempel nicht erbaut an allen Enden,
Nicht allein zur Ehre Gottes, nein, auch
Diesem Volk zu Nutz?
Von seiner Seite
Riß Sün-Tsé das Schwert. Wie diese Klinge
Nackt in Lüften saus't und ihrer Schärfe
Sich erfreut, so ist dein Sohn, o Mutter.
In der Scheid' ein Schwert — so war mein Vater.
Wer der Stärkre — richten wird die Nachwelt.

Da die Hand auf seine Schulter legend
Spricht die Mutter: Lieber, höre dies noch.
Daß er Sonn' und Regen wirken könne,
Rühmt das Volk vom Tao-Sé. Wohlan denn!
Eine Dürre brütet viele Wochen
Ueberm Land; vermag er die zu bannen,
Sag ihm das, so soll er frei davongehn,
Reich beschenkt; wo nicht, als Lügner sterben.
Sei's denn! sprach der Sohn; doch thu ich's ungern.

Und er ließ den Priester vor sich führen;
Ohne Ketten kam er, denn die Schergen
Hatten's nicht gewagt ihn anzufesseln.
Grimm, da er dies sah, befiel den König,
Doch er zwang sich, sagt' ihm jene Rede,
Wie die Mutter sie ihm eingegeben.
Sprach der Tao-Sse, sich zweimal neigend:
Herr, die Frist, die meinem Lebensathem
Vorbestimmt, ich weiß, sie geht zu Ende;
Bleich sind meine Sterne; doch versuch' ich
Was ich kann.
Da führten ihn die Schergen
Auf den Markt. In heller Sonne lag er
Nieder, betend, seine weißen Hände
Dicht gefaltet vor das blüh'nde Antlitz.
Rings umstand ihn dichtgedrängt die Menge,
Stumm. Auf dem Altan erschien der König;
Keine Lippe rief ihm heut willkommen,
Nicht ein Blick begrüßt' ihn aus des Volkes
Tausend Augen; sinnend an der Brüstung
Lehnt Sün-Tse; im Herzen war ihm wehe.

„Wenn die Sonne zum Gebirg hinabsteigt,
Ehe Spruch und Bitte dieses Priesters
Aufgethan die eh'rnen Himmelsschleusen,
Wird der Gaukler auf den Holzstoß treten,
Und die Flamme soll von ihm die Lande
Und vom Wahn die irren Herzen läutern!"

So der Herold. Athemloses Schweigen,
Murren dann und ein Gestöhn im Volke,
Lauter Zuruf: Rette dich, du Heil'ger!
Rette dich! du kannst es, wie wir wissen.

Doch der Alte lag, als ob er schliefe,
Lag und lag. Die müden Stunden rollten
Schwer am Himmel in den glühenden Gleisen.
Und die Sonne sank. Da hieß der König
Scheiter auf dem Markt zusammenschichten
Und mit Fackeln traten vier Trabanten
An die Ecken hin des Sterbehügels,
Eines Winkes vom Altan gewärtig.
Und die Sonne sinkt. Der Abendstern schon
Blinkt herauf, es schwebt die Mondensichel
Rein am Firmament — die Sonnenscheibe
Rührt den Bergrand — sinkt — ein rothes Blinzen
Streift verscheidend noch den bald Verschiednen —
Da — der König winkt. Die Schergen tragen
Den Verfallnen auf die Todesbühne,
Der, so scheint's, in sanftem Schlummer athmet,
Und die Fackeln stürzen in die Scheiter.
Doch alsbald erhebt sich himmlisch Brausen
Ueberm Markt, die Ziegel von den Dächern
Fahren durch die Luft im Kreis gewirbelt,
Ein Gewölk wie Heere großer Adler
Stürmt zusammen, unter ihrem Fittig
Dröhnt der Aether, wankt die alte Erde,
Und ins Jauchzen, Beten, Schrei'n des Volkes
Prasselt furchtbar Himmelsflut in Bächen,
Fegt den Markt von Gaffern rein, zerflößet
Scheit auf Scheiter wie ein Reisighäuflein,
Und die Fackeln zischen aus. Der Alte
Liegt bewegungslos, als ob er schliefe.

Und die Flut versiegt. Drei Schuh hoch stand sie
Ueberm Boden. Nur die Windsbraut heulte
Fort und fort und kräuselte die Fläche.

Vom Altan verschwunden war der König.
Auf dem Platz umdrängt das Volk den Alten,
Alle Feldherrn, alle Würdenträger
Knieen in der Flut, indeß der Priester
Sanft die Augen hebt und leise murmelt
Worte des Gebets.
Da rauscht ein Hufschlag
Durch die Lachen; hoch zu Roß, umgeben
Von Trabanten naht Sün-Tse, der König,
Neben ihm Tschang-Tschao. Keine Gasse
Thut sich auf im knie'nden Volk. Die Lanzen
Müssen sie ihm öffnen und der Hufschlag;
Jeder meidet, zu ihm aufzuschauen,
Wie man meidet böser Geister Anblick.
Und er hält beim Tao-Sse. Der Priester
Schlägt den Blick bescheiden auf zum König,
Dessen Aug' in trübem Feuer lodert.
Wär' auch selbst die Frist noch nicht verstrichen,
Ruft der König, Gott den Herrn des Himmels
Würd' ich lästern, glaubt' ich, daß die Ordnung

Der Natur aus ihren Fugen wankte,
Dich zu retten. Vorbestimmt von Anfang
War die Flut, die sich herab ergossen,
Nicht gehorsam einem Lippenmurmeln.
Oder wär's, so wär's ein Sieg der Hölle
Ueber Himmelsmächte, wärst du selber
Ein verfluchter Geist, und ich gesegnet,
Wenn ich dich zurück zur Hölle sende.
Auf, Trabanten, nach der großen Ruhe
Lüstet ihn. So weis't ihm denn die Pfade!

Keiner hebt den Arm, die Klinge Keiner.
Und der König schäumt: Ein Volk von Memmen
Nenn' ich mein? Ist Keiner, der den Flachsbart,
Das gemalte Angesicht verachtet?
Da erblitzt ein Stahl. Tschang-Tschao's Waffe
Trennt das Haupt des Tao-Sse vom Rumpfe.

Dumpf ein Fall — und welch ein Echo folgt ihm,
Welch ein Wiederhall von tausend Herzen,
Welch ein Nachhall in den Wolkenschluchten
Hoch am Himmel! Draußen vor dem Stadtthor
Ward auf einem Pfahl der Leib befestigt,
Eine Schrift dabei: So stirbt die Lüge!
Und durch Haufen Volks, die stumm hinwegsahn,
Ritt der König finster heim zum Schlosse.

Und ihm folgt das Echo, folgt der Sturmwind,
Fliegt ihm nach auf schwarzen Adlerschwingen,
Kreiset heulend um des Schlosses Zinnen,
Ein Erobrer. An die Scheiben klirrt er,
Fährt zum Schlot herein, durchwandelt rasend
Unsichtbar die düster goldnen Säle,
Und die Kerzen schnaubt er aus. Zu Bette
Liegt Sün-Tsé In seiner Schenkelwunde
Kocht das Blut. Bis an die zwölfte Stunde
Hören draußen ihn die Wachen ächzen;
Denn die Meldung war ihm zugekommen,
Daß der Sturm den todten Leib entführet,
Und das Haupt sei ihm vorangeflogen.
Keine Silbe sprach Sün-Tsé. Am Lager
Saß der Freund Tschang-Tschao, mischte sorgsam
Kühlen Trank und horcht' auf seines Königs
Athemzug. Sobald der Sturm verstummt war

Mitternachts, besänftigt sich der Kranke
Und zu schlafen scheint er. Da auf einmal
Fährt er auf, zur Pforte stiert sein Auge,
Sieh, sie öffnet sich, die feuchte Nachtluft
Fröstelt scharf herein — ein Schrei des Königs —
Und zum Schwerte greift er; blinde Streiche
Führt er in die Luft, verworrne Zwiesprach
Stammelt er mit Schatten, dann ins Kissen
Sinkt er hin und ächzt: Er ist gegangen!
Tod den Wachen, die ihn eingelassen!
Ziemt es sich, zum König so zu kommen,
Nachts, das Haupt im Arm? O meine Mutter!

Und Tschang-Tschao ging und rief die Mutter.
Da sie kam, fand sie den Sohn in Schlummer,
Kalten Schweiß auf seiner Stirne thauend;
Und sie wacht bei ihm die nächste Nacht lang
Ungesehn von ihm. Und wieder kam es,
Stiert' ihn auf vom Schlafe, Keinem sichtbar,
Als nur ihm, und schwand wie es gekommen,
Horch, und wieder ruft er: Meine Mutter!

Leise tritt sie vor und ihn umfangend,
Spricht sie: Kind, was hast du? Wer verfolgt dich?

Mutter, Er! entgegnet dumpf der Kranke.
Meine Sinne sind mir abgefallen,
Wie mein Volk. Sie halten's mit dem Gaukler
Wider mich; ich weiß, daß sie mich narren,
Mich zu ängsten; dennoch staut die Welle
Meines Bluts zurück zur Herzenskammer
Und zersprengt sie schier. Hilf, meine Mutter!
Zweimal schon zu der geschlossnen Pforte
Trat er ein. Nicht drohen seine Augen;
Wenn sie drohten, könnt' ich ihrer spotten.
Sanft und tückisch leuchten sie und saugen
Das Gebein mir leer vom Mark des Lebens.
Tausend Feinde in der Schlacht erschlug ich,
Keinem fiel es ein, mich heimzusuchen.
Warum ihm? Gehorcht' ich nicht der Wahrheit?
Warum rafft mich das Gespenst der Lüge
Heimlich hin?
Da redete die Mutter:
Armer Sohn, nicht sind's die Nachtgesichte,

Sind die Taggesichte, die dich ängsten
Und Gewalt an deiner Seele üben.
Denn ich sah dich reiten heut' am Mittag,
Sah, wie alles Volk sich von dir kehrte,
Und du sahst es auch, mein armer Liebling.
Lachte dir wie sonst des Volkes Antlitz,
Wohl ein Glanz in deinen Nächten wär' es,
Daß kein Spuk an deine Thür sich wagte.
Eines frommt nur; die verlornen Pfade
Bahne dir zurück zu ihren Herzen
Ungesäumt. Befiehl, in der Pagode
Vor der Stadt, den Altar zuzurüsten;
Dort vollbring' ein heilig Todtenopfer.
Wem du's opferst — Alle werden's wissen,
Und vor allem Volk wirst du entsühnt sein.
Solches thu', und Ruhe kehrt dir wieder,
Ruh' in Nächten und am Tage Frieden.

Sei's denn! sprach der Sohn. Doch thu' ich's ungern.

Andern Tags im frühen Sonnenschimmer
Ritt er aus, Tschang-Tschao ihm zur Seite,
Keiner sonst. Zu Rosse saß der König
Als ein Träumender, die Augenlieder
Eingedrückt, die Faust an seiner Wunde,
Und das Roß schritt fürder ohne Lenkung.
Oede lag die Stadt. Kaum vor den Thüren
Spielt' ein Kind. Vorauf den beiden Reitern
Flog ein Rabe, wohl gesehn vom Freunde,
Doch der König blickt in seinen Busen.

Als sie um die letzte Krümme bogen,
Lag der Tempel da am Bergesabhang,
Dunkel wogt's um ihn. Das ganze Volk stand
Um die Stufen und von Mund zu Munde
Lief's: Er kommt! zur Buße kommt der König! —
In die Höhe fährt Sün-Tsé. Der Ingrimm
Ueberflackert sein Gesicht. Ich wußt' es!
Murrt er schäumend. Diese Stunde soll mir
Bitter werden. In den Sumpf der Lüge
Sink' ich tiefer, da ich ihm entfliehn will.
Büßt man's nur mit Heucheln, daß man Heuchler
Von sich stieß? Es sei, doch thu' ich's ungern.

Und heraus zur Pforte der Pagode
Tritt ein Priester, blank in Feierkleidern.
Schlecht verhohlen triumphirt sein Lächeln
Und er neigt sich tief Sün-Tsé entgegen.
Wohl gewahrt's der König, stößt mit Knirschen
Weg die Hand, die sich dem Bügel nähert,
Springt herab und stolz empor die Stufen,
Tritt er ein ins Heiligthum.
Im Innern
Flammt der Altar. Knieend reicht der Priester
Weihrauch dar, im Kreise stehn die andern,
Summend wallt ihr Lied hinaus zur Pforte;
Und der König zaudert; in die Runde
Blickt er, überfliegt die Angesichter,
Die von Stolz und Flammenscheine roth sind;
Dann die Lippe beißend heftig reißt er
Aus des Priesters Hand das Weihrauchbecken,
Schwingt's und schleudert alles in die Flamme.

Ein Gewölk, ein duftiges, steigt zur Decke,
Bläulich wirbelnd, ballt sich, träg' und träger,
Und im Dampf bis ans Gewölbe reichend
Steht der Tao-Ssé, das Haupt im Arme,
Dran der weiße Bart wie Nebel flattert.

Draußen, die zunächst am Tempel harren,
Hören grausend einen hellen Aufschrei,
Und den König sehn sie, aschefarben,
Einem Todten, der da wandelt, ähnlich,
Aus dem Tempel stürmen, mit der Klinge
Hinter sich die leere Luft zertheilend,
Gleich als wär' ein Feind ihm auf den Fersen.
Seine Nüstern fliegen wie dem Schlachtroß
Im Gewühl, der Schaum steht ihm am Munde
Und er ruft: Mein Pferd! Nach Hause will ich —
Fluch der Lüge, die den Tag besudelt —
In die Nacht zurück, ihr Nachtgespenster!
Fort! mein Pferd!
Da hört er's unten wiehern,
Sieht den Rappen in dem hohen Grase
Harrend stehn; — doch wer — wer hält den Zügel?
Ein Lebendiger? — ein Luftgebilde?
Wallt ein weißer Bart? — Aus ihren Höhlen
Treten weit des Königs Augenlichter,

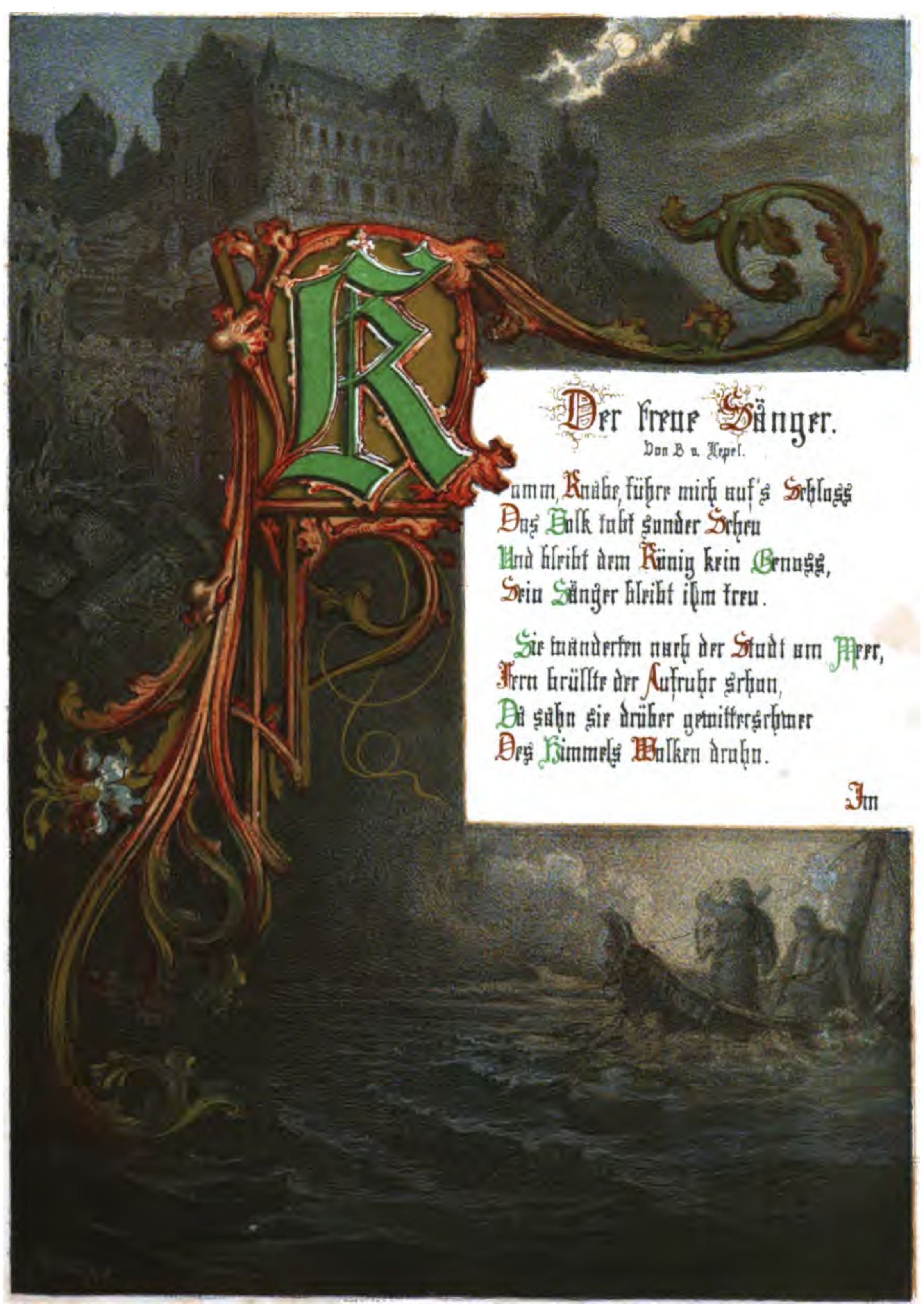
Nach der Stirne greift er, stier geöffnet
Lacht der Mund, der Helm ist ihm entsunken,
Wie ein Bildniß des Entsetzens spreizt er
Alle Finger an der blassen Linken —
Plötzlich zückt die Rechte, die den Schwertgriff
Fest umklammert hält, nach des Phantomes
Haupt — ein Schrei, ein Blutstrahl schießt gen Himmel,
Und es fällt — ein Mensch.
Der blut'ge Springquell
Wusch den spukenden Nebel ihm vom Auge;
Ihm entfällt die Waffe, nieder wankt er.
Dann dem Roß genaht bückt er sich mühsam,
Und den Arm, den der Entseelte fallend
Wie zur Abwehr um's Gesicht geschlagen,
Hebt er auf — aus den gebrochnen Augen
Trifft ihn still der Abschiedsblick der Treue,
Und an seines Freunds Tschang-Tschao Seite
Bricht er selbst zusammen.
Alle sahn es,
Niemand hob ihn auf. Vor der Pagode
Stand der Priester, über der Brust die Arme
Ruhig kreuzend, hinter ihm die Andern,
Und im Volke sprach's: Es war Tschang-Tschao,
Der den Heil'gen schlug. Der Himmel richtet.

Als dem König die Besinnung kehrte,
Fühlt er sich zu schwach, zu Roß zu steigen;
Eine Sänfte heischt er. Seinen Todten
Hebt er selbst hinein und setzt sich düster
Ihm genüber, dicht den Vorhang schließend,
Denn sie sollten nicht ihn weinen sehen.

Also trug man sie zurück zum Schlosse.
Eine Blutspur zeichnet ihre Straße,
Denn die Schenkelwunde, halb vernarbt schon,
Blutet frisch. Die Aerzte, die sie riefen,
Schüttelten die Häupter: Herr, das Gift ist
Aufgewacht. Das Ende deiner Tage
Naht. — Und Einer murmelt vor sich nieder:
Nur der Tao-Sse, wenn er noch lebte,
Wäre mächtig, dieses Blut zu stillen.

Meine Mutter ruft mir! sprach der König. —
Und sie kam. O Sohn, mein Held, mein Liebling,
Wie verwandelt finden wir uns wieder!
Ganz ein Andrer blickt aus deinen Augen,
Kind, mich an! — Da hieß er einen Spiegel
An sein Lager bringen. Lange blickt' er
Auf die glatte Fläche. Dieser König,
Sprach er müde, ist ein Kind des Todes.
Was verunreint er die Lüfte länger
Den Lebend'gen? — Plötzlich blickt' er starrer:
Kommst du wieder? schrie er. Aus den eignen
Augen, aus den eignen Zügen höhnst du
Mir entgegen, Spuk? Nicht eher weichst du,
Als zertrümmert ist mein eignes Bildniß?
Wohl! — Er schlug ins Glas, in Splitter klirrt' es.
Rückwärts traurig lächelnd sank aufs Lager
Hin der Held. Sag' meinem Bruder, haucht' er,
Sag' ihm, Mutter, daß er Gott gehorche,
Aber sag' ihm auch, woran ich sterbe! — —

Sprach's und starb. Da man den Leib bestattet,
Hundert Priester schritten vor der Bahre,
Hundert hinter ihr. Im Dunstgewölke,
Das vom Scheiterhaufen hoch emporstieg,
Sahen Viele durch die Lüfte schwebend
Einen Rauch, gleich einem Greisenhaupte,
Dran ein weißer Bart wie Nebel flattert,
Und sie zeigten sich's mit banger Ehrfurcht.
Doch es sang zu sanften Trauerflöten
So ein Sängerchor zur Todtenfeier:
„Gleich dem Tiger, wenn er tagelang
In der Höhle lauert auf den Fang,
Gleich dem Falken, wenn er unversehn
Auf den Raub herabstößt aus den Höhn,
Gleich dem Löwen, dem, wenn er sich zeigt,
Jedes Waldthier zittert, dient und schweigt, —
Groß war unser König! Vor ihm her
Zog sein Ruhm und ging von Meer zu Meer,
Wie ein Rauch, der seinen Feind erstickt,
Wohlgeruch, der seinen Freund erquickt.
Strahlend an dem alten Flusse Kiang
War sein Aufgang — schwarz sein Untergang!"



Der treue Sänger.

Von B. v. Lepel.

Komm, Knabe, führe mich auf's Schloss
Das Volk tobt sonder Scheu
Und bleibt dem König kein Genuss,
Sein Sänger bleibt ihm treu.

Sie wanderten nach der Stadt am Meer,
Fern brüllte der Aufruhr schon,
Da sahn sie drüber gewitterschwer
Des Himmels Wolken drohn.

Im

Farbendr. v. Storch & Kramer, Berlin.

Im Hafen dort ragt' ernst und groß
Ein Schiff, im Kampf bewährt,
Heut aber leck und steuerlos —
Weh' dem, der's heute fährt.

Und als sie traten in's hohe Schloß
Scholl wilder Larm darin,
Erschlagen lag der Diener Troß,
Das Volk schritt drüber hin.

Doch in dem Saal, wo oft erscholl
Des Jubels Uebermaaß,
Auf seinem Throne muthesvoll
Noch König Harald saß.

Hell war sein Blick an dem düstern Tag,
Die Jugend wiedergekehrt,
Auf des Sessels Arm die Linke lag,
Die Rechte hielt das Schwert.

Und vor ihm stand mit seiner Schaar
Des Königs Bastard, Knut,
Wild aus dem Helmsturz quoll sein Haar,
Sein Panzer troff von Blut.

Er stampfte den Boden, daß es schallt'
Und rief: „Herunter jetzt!
Für diesen Thron bist Du zu alt,
Dein Volk hat Dich entsetzt!"

Aufsprang der König von seinem Thron
Und zerbrach sein goldnes Schwert, — :
„So nimm es hin, Du falscher Sohn,
Der meines Bluts nicht werth.

Und ob der Greis Euch schwach erschien,
Nicht wird er's sein im Tod!"
Er sprach's — kein Hort erstand für ihn,
Und er bestieg das Boot.

Hoch stand der König, gelehnt am Mast,
Und sah zurück auf's Land,
Und flatternd wallt', vom Sturm erfaßt,
Sein königlich Gewand.

Da aus der tobenden Menge tritt
Ein hoher Greis hervor:
„Nimm, König, Deinen Sänger mit,
Leih' ihm im Tod Dein Ohr."

Er stieg zum König auf das Deck
Auf Nimmerwiederkehr —
Da flog das Fahrzeug, morsch und leck,
Hinaus auf's tobende Meer.

Doch wie die Fluth auch donnernd schallt
Rings um den schwankenden Kiel,
Der Sänger greift mit Allgewalt
In's eherne Saitenspiel:

„Fahr' hin, mein König, in's feuchte Grab,
In's feuchte Grab mit mir,
Fiel treulos auch Dein Volk Dir ab,
Dein Sänger steht bei Dir!

Von seines Königs Stirne fort
Scheucht er den letzten Harm,
Und über Deinen Feinden dort
Schwebt Gottes rächender Arm!"

Vom Ufer sah der falsche Sohn
Das rollende Meer entlang —
Jetzt hört' er, wie des Liedes Ton
Fern auf der Fluth verklang.

In Trümmer bald warf wilder Krieg
Die Stadt mit Thurm und Thor, —
Doch aus den Wassern nächtlich stieg
Fernher Gesang empor.

Reden ist Silber, Schweigen Gold.

Tenzone

zwischen B. v. Lepel und Th. Fontane.

Lepel.
Aus weisem Mund ein weises Wort,
Das warnt und wehrt und hilft und räth,
Hoch steht's im Preis an jedem Ort
Heut, wo die Thorheit rings sich bläht;
Und doch — der Weise streb' allein,
In's eigne Herz hinab zu steigen,
Die Kunst des Worts mag silbern sein,
Doch golden ist die Kunst, zu schweigen!

Fontane.
Die Sprache, Freund, ist höchste Gunst,
Und Wort ist Leben, frisch und roth,
Nur Einem ziemt die Schweigekunst,
Dem großen Schweigekünstler Tod.
Ich spreche noch von sprechen nicht,
Von keines Lautes süßem Schallen, —
Ach, eh' Dein Kind noch Worte spricht
Entzückt Dich schon sein leises Lallen.

Lepel.
Ob Du in's Wort das Leben legst —
In stiller Brust schon leuchtet's hell,
Ja, was Du tief im Herzen hegst,
Es ist des Lebens erster Quell;
Und ob, vom stummen Tod besiegt,
Dein Wort verstummt, nicht Dein Gedanke,
Er bleibt Dir unversehrt und fliegt
Ein Sieger über Tod und Schranke.

Fontane.
Gedanken sind von Gott ein Pfund,
Wohl Dir, wenn solchen Schatz Du hebst;
Doch weh' Dir, wenn im tiefsten Grund
Des Herzens Du ihn still vergräbst.
Gedanken sind ein Gotteslicht,
Die Welt mit seinem Ruhm zu füllen,
Doch, daß es leuchte, darfst Du nicht
Es in des Schweigens Wolke hüllen.

Lepel.
Vergraben sei es nicht, das Pfund,
Es wachs' und wuchre, fern der Welt:
Es giebt Gedanken, die der Mund,
Der sie verrathen will, entstellt.
Sie sind nicht für des Markts Geräusch,
Ihr Goldeswerth wird dort geringer,
Wie Blüthen sei'n sie, rein und keusch
Und unberührt von fremdem Finger.

Fontane.
Was Du empfindest und erkennst,
Und wär' es rein wie Sternenpracht,
Es wird dadurch, daß Du es nennst,
Um seine Reinheit nicht gebracht;
Die Liebe selbst, die zitternd schwieg,
Sie muß zuletzt das Schweigen brechen,
Und wie berauscht von Glück und Sieg
Hört Jeder sich im Andern sprechen.

Lepel.
Fern sei's, o Freund, des Wortes Werth
Zu schmälern, das uns Gott geschenkt,
Doch wo die Thorheit lacht und lehrt,
Verschweigt die Weisheit, was sie denkt.
Ja, selbst verhöhnt, verklagt, verkannt,
Steht sie in schweigender Geberde,
Und schweigend vor Pilatus stand
Die höchste Weisheit dieser Erde.

Fontane.
Da eben, wo die Thorheit spricht,
Und sprechend zieht von Ort zu Ort,
Da ist's der Weisheit höchste Pflicht,
Das Wort zu tilgen mit dem Wort.
Das Volk des Herrn, es hätte nie
Das goldne Götzenkalb zerbrochen,
Hätt' nicht die Stimm' auf Sinai
„Ich bin der Herr Dein Gott“ gesprochen.

Lepel.

Sie sprach's. Ein Machtwort sandte sie,
Die Weisheit sprach im Donnergrau'n,
Doch ihre Tiefen ließ sie nie
Den Blick des Unverstandes schau'n.
Er faßt sie nicht, sein Sinn ist todt,
Nie kann er ihr Geheimniß lesen:
Der Götter Wort ist nur Gebot,
Doch ew'ges Schweigen birgt ihr Wesen.

Fontane.

Das steinerne Gebot des Herrn,
Wohl thut es kein Geheimniß kund,
Bis endlich der Verheißungsstern
Hell über Bethlems Hütte stund; —
Das Wort ward Fleisch, Gott stieg herab,
Daß menschlich er bei Menschen bliebe,
Und über Tod hinaus und Grab
Riß uns sein Wort: Ich bin die Liebe!

Lepel.

Dies Wort, wie Wen'ge fassen's ganz,
Hier schuf es Heil, und Hader dort,
Der Bote trug den Dornenkranz,
Sein göttlich Opfer war sein Wort.
Was aber ist der Heil'gen Lohn?
Dies ist's: vor Gott sich still zu neigen
Im stillen Schau'n auf seinen Thron,
Es ist das sel'ge Schau'n im Schweigen.

Fontane.

Es webt in jenen sel'gen Au'n
Nicht nur das Schweigen fort und fort,
Es mischt sich in das hohe Schau'n
Auch hohes Lied und hohes Wort.
Du siehst, der Himmel selber beut
Gedoppelt seine Seligkeiten,
So laß denn ruh'n die Waffen heut'
Im Kampfe, der nicht auszustreiten.

Das Urtheil des Tok-tamish.

Von H. v. Blomberg.

Zu Throne saß Tok-tamish. Vor ihm stand
Mit silbernem Geräth der goldne Tisch,
Und vor dem offnen Zelte schmauseten
In langen Reih'n die Fürsten seines Volks
Das Fleisch der Rosse, sammt der Rosse Milch.

Da warf ein Kämm'rer vor dem Thron sich nieder,
Und sprach: „Gebieter! Licht und Herr der Welt!
Drei Brüder, Kinder eines todten Manns,
Die um sein Erbe rechten, flehen Dir,
Du wollest nach der Mahlzeit ihren Zwist
Vernehmen und in Deiner Weisheit richten!"

„Herein mit ihnen!"
Und sie traten ein
Und warfen vor dem Chan zur Erde sich:
Hell an der Hüfte klirrten ihre Köcher.
„Sagt Euren Streit!"
Da sprach der Aelteste:
„Wir sind drei Brüder. Unser Vater starb
Verwichne Nacht. Er ließ uns Gut und Heerden,
Kameel' und Rosse, Waffen, Zelt' und Weiber
Genug, doch auch zugleich ein böses Wort.
„Nur Einer, sprach er, ist mein rechter Sohn:
Bastarde sind die Andern! Fluch den Zwei'n!"
Und so im Zorne rafft' ihn Tod hinweg,
Eh' er den Einen unter uns genannt.
Drob wurden einig wir nach hartem Streit,
Daß nur der rechte Sohn sollt' Erbe sein;
Du aber mögst entscheiden zwischen uns
Nach Deiner Weisheit und Gerechtigkeit
Vor allem Volk! Dein Diener hat gesprochen."

Der Herrscher sah die Brüder schweigend an,
Dann aus den kleinen Augen schoß es, wie
Ein grauer Blitz. Und langsam sprach er so:

„Ich kannte Euren Vater. Besser nie
Hat Einer Pfeile nach dem Ziel geschnellt
Aus meinem ganzen pfeilgeübten Volk,
Deß Ruhm und liebste Kunst der Bogen ist.
Drum sprech' ich also meinen Richterspruch:
Der beste Mann, des Vaters rechter Sohn
Heißt uns, wer seines Pfeils am sichersten,
Das schärfste Aug' hat und den strafften Arm.
Ihr sollt mir schießen!"
Ihre Augen blitzten,
Und Beifall murmelte der weite Kreis.

Und weiter sprach der Chan: „Des Schusses Ziel
Wähl' ich Euch selbst. Denn prüfen will ich Euch,
Ob Mannesmuth in Eurem Herzen wohnt!
Im Flug der Vogel, ein geworfnes Tuch
Sind Knabenwerk. Für Euch ein ander Ziel,
Wie keines Euer Auge noch gewählt:
— Des todten Vaters Leib! Herbei mit ihm,
Und bindet ihn an jenes Baumes Stamm!
Und wer der rechte Sohn des Vaters ist,
Der treff' ihn gut!"
Die Leiche ward gebracht.
— Und Todtenstille wurde rings umher.
Man hörte nichts, denn jenes Baumes Laub,
Als schaudert' es.
Der Brüder Aeltester
Nahm sein Geschoß, und prüft' es, finstern Trotz
Um Mund und Brauen. Dann, bedächtig spannt'
Er seinen Strang; weit vorgebeugt, den Odem
Verhalten, starren Blickes, stand er lange,
Des Pfeiles Knauf am Ohr — und jetzt — ein Klang!
Und in der Brust des Vaters stak der Pfeil.

Aufathmete die Menge. Murmeln ging
Umher im Kreise, schwül, wie Steppenwind
Vor nahendem Gewitter.
Raschen Tritts
Nahm jetzt der zweite Bruder seinen Stand,
Warf einen Blick voll Hohn dem Ersten zu,
Und einen Blick voll Uebermuth dem Kreis,
Erhob den Bogen, spannt' ihn, sichrer Kraft,
Als gält's ein Spielwerk, spannt' und zielt' — ein
Schrillen!
Und in des Vaters Herzen stand der Pfeil.

Und auf den Jüngsten blickten Alle jetzt:
Noch Jüngling, aber in des Bogens Kunst
Gepriesen, wie nicht Einer mehr im Volk:
Der Brüder Pfeil zu spalten war sein Spiel,
Vom Knauf zum Eisen.
Seinen Bogen nahm er,
Nahm einen Pfeil und spannte — aber schlaff
Sank ihm herab der Arm, sank das Geschoß,
Und aus den Augen stürzten ihm die Zähren.
„Und sei Dein Thron, Tok-tamish, rief er aus,
Der Kampfpreis, — treffe Schande mich und Tod:
Ich kann nicht zielen nach des Vaters Brust!"

Und aufschrie alles Volk. Mit Blitzeshelle
Vor jeder Seele plötzlich stand's: Der ist's!
Der ist der Sohn! Der ist der rechte Erbe!

Tok-tamish lächelte. Das hatte nie
Wohl sonst ein Weibessohn an ihm gesehn.
Auch war's nur wie ein Stern in Sturmesnacht:
Erblickt, und wieder fort. Er sprach: Du bist's!
Untrüglich zeugt in Dir des Vaters Blut:
Nimm hin sein Erbe! Doch Ihr Beiden dort
Erwies't Euch, wie er sterbend Euch genannt.
Hinweg, Bastarde!"
Und sie gingen stumm
Voll Scham und Wuth.
So richtete Tok-tamish.







Karaibisch.

Von Franz Kugler.

Kleine Schlange, bunte Schlange,
Bleib geringelt in der Sonne,
Hier am warmen Steine liegen!
Rufen will ich meine Schwester,
Will die lustig bunten Farben,
Ihr die bunten Ringe zeigen,
Die dir prangen auf dem Rücken
Nach den Ringen, nach den Farben,
Fein von Bast und bunten Federn,
Einen Gürtel soll sie flechten.
Und den Gürtel will ich schenken
Meinem stolzen braunen Mädchen.
Und wenn sie sich mit dem Gürtel,
Sich mit deinem Bilde schmücket,
Wird man ehren dich wie keine, —
Kleine Schlange, bunte Schlange!

An meinem Geburtstage.

(1855.)

Von W. v. Merckel.

Ein für allemal verbeten
Selbst bei meinen besten Freunden
Hatt' ich mir's seit manchen Jahren
Und noch heuer ganz aufs neue,
Daß an meinem Wiegenfeste
Irgendwer sich Mühe gäbe,
Irgendwie mich dran zu mahnen.

Mögen's Andre Narrheit nennen
Oder Sonderling mich schelten —
Wem erst seine zwei und fünfzig
Sommer hinterm Rücken liegen,
Der entwöhnt sich nachgerade,
Sich als Wiegenkind zu denken.

Vollends wer durch solche Frist sich
Mittelmäßig durchgestümpert,
Eben nur des Alltagsruhmes
Habhaft, nicht der Guten Einen,
Nur der Schlechten Keinen sich zu
Wissen, — fragen mag der füglich,
Was da Festliches dabei sei,
Daß er 'rumläuft hier auf Erden?

Item heute voll Behagen,
Daß die Gratulanten meiner
Wünsche liebsten mir erfüllten,
Mich mit mir allein zu lassen,
Heim von einem Gange kehrend
Tret' ich arglos in mein Zimmer.

Und auf meinem Tisch — der erste
Blick fällt dorthin unwillkührlich —
Seh' ich eine Blume stehen,
Die sich heimlich eingeschlichen,
Um mir still zu gratuliren!
Runzeln wollt' ich schon die Stirne
Und mit des Verdrusses schnödem
Dank der Grüßenden begegnen.

Doch wie sie so lächelnd blühte,
Duftend schwieg, und harmlos blickte,
Nichts von meiner Laune ahnend,
— Wie Bekehrung überkam's mich,
Sauber trug ich sie ans Fenster,
Tränkte sorglich sie mit Wasser,
Und zu ihrem Freunde hatte
Schlau die Freundinn mich verwandelt.

Lachend sprach ich zu mir selber
Und gerührt zugleich: Von allen
Grillen doch die lächerlichste
Ist es und die unfruchtbarste,
Sich der Lieb' erwehren wollen!

Archibald Douglas.

Von Theodor Fontane.

„Ich hab' es getragen sieben Jahr
Und ich kann es nicht tragen mehr,
Wo immer die Welt am schönsten war,
Da war sie öd' und leer.

Ich will hintreten vor sein Gesicht
In dieser Knechtsgestalt,
Er kann meine Bitte versagen nicht,
Ich bin ja worden alt.

Und trüg er noch den alten Groll,
Frisch wie am ersten Tag,
So komme, was da kommen soll,
Und komme, was da mag."

Graf Douglas spricht's. Am Weg ein Stein
Lud ihn zu harter Ruh,
Er sah in Feld und Wald hinein,
Die Augen fielen ihm zu.

Er trug einen Harnisch rostig und schwer,
Darüber ein Pilgerkleid, —
Da horch, vom Waldrand scholl es her,
Wie von Hörnern und Jagdgeleit.

Und Kies und Staub aufwirbelte dicht,
Herjagte Meute und Mann,
Und ehe der Graf sich aufgericht't,
Waren Roß und Reiter heran.

König Jakob saß auf hohem Roß,
Graf Douglas grüßte tief,
Dem König das Blut in die Wange schoß,
Der Douglas aber rief:

„König Jakob, schaue mich gnädig an
Und höre mich in Geduld,
Was meine Brüder Dir angethan,
Es war nicht meine Schuld.

Denk nicht an den alten Douglas-Neid,
Der trotzig Dich bekriegt,
Denk lieber an Deine Kinderzeit,
Wo ich Dich auf den Knie'n gewiegt.

Denk lieber zurück an Stirling Schloß,
Wo ich Spielzeug Dir geschnitzt,
Dich gehoben auf Deines Vaters Roß
Und Pfeile Dir zugespitzt.

Denk lieber zurück an Linlithgow,
An den See und den Vogelheerd,
Wo ich Dich fischen und jagen froh
Und schwimmen und springen gelehrt.

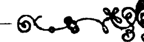
O denk an Alles, was einsten war
Und sänftige Deinen Sinn,
Ich hab' es gebüßet sieben Jahr,
Daß ich ein Douglas bin."

„Ich seh' Dich nicht, Graf Archibald,
Ich hör' Deine Stimme nicht,
Mir ist, als ob ein Rauschen im Wald
Von alten Zeiten spricht.

Mir klingt das Rauschen süß und traut,
Ich lausch' ihm immer noch,
Dazwischen aber klingt es laut:
Er ist ein Douglas doch.

Ich seh' Dich nicht, ich höre Dich nicht,
Das ist Alles, was ich kann,
Ein Douglas vor meinem Angesicht
Wär' ein verlorener Mann."

König Jakob gab seinem Roß den Sporn,
Bergan jetzt ging sein Ritt,
Graf Douglas faßte den Zügel vorn
Und hielt mit dem König Schritt.



Der Weg war steil, die Sonne stach
Und sein Panzerhemd war schwer,
Doch, ob er schier zusammenbrach,
Er lief doch nebenher.

„König Jakob, ich war Dein Seneschall,
Ich will es nicht fürder sein,
Ich will nur tränken Dein Roß im Stall
Und ihm schütten die Körner ein.

Ich will ihm selber machen die Streu
Und es tränken mit eigener Hand,
Nur laß mich athmen wieder auf's Neu
Die Luft im Vaterland.

Und willst Du nicht, so hab' einen Muth,
Und ich will es danken Dir,
Und zieh Dein Schwert und triff mich gut
Und laß mich sterben hier."

König Jakob sprang herab vom Pferd,
Hell leuchtete sein Gesicht,
Aus der Scheide zog er sein breites Schwert,
Aber fallen ließ er es nicht.

„Nimm's hin, nimm's hin und trag' es neu
Und bewache mir meine Ruh,
Der ist in tiefster Seele treu,
Wer die Heimath liebt, wie Du.

Zu Roß, wir reiten nach Linlithgow
Und Du reitest an meiner Seit',
Da wollen wir fischen und jagen froh,
Als wie in alter Zeit."

Plattdeutsche Gedichte.

Von Klaus Groth.

Schippers Fru.

Slap Kindjen föt,
Ik weeg di mit de Föt,
Buten geit dat wille Haf,
Dat weegt din Vader wul op und af,
Slap Kindjen föt.

Slap Kind un dröm
Vun Vageln un gollne Böm,
Ik hör de See de ganze Nacht,
Ik sitt un leng de ganze Dag,
Slap du Kind un dröm.

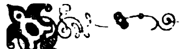
Slap du Engelsgesicht,
He kumt gewis torügg,
Un keem he nich, dat weer to swar,
So seet un dröm ik ümmerbar,
Slap du Engelsgesicht.

Inne Fremde.

Dat dagt int helle Osten,
Dag ward dat æverall,
Mi blifft dat fremd un düster,
Wo ik hin wannern schall,
Dat blifft mi düster.

De Blöm un muntern Vageln,
De sünd mi wulbekannt,
De Dau liggt op de Wischen
As in min Vaderland,
Op gröne Wischen.

Ik plück mi vun de Heiloh
En Blom Vergißmeinnicht,
De Drapens op de Blæder,
De köhlt mi dat Gesicht,
De hellen Drapens.



Properz.

Von Herman Grimm.

Extrema mea lux cum potus nocte vagarer —

Als ich das Trinkgelag verlassen,
Und trunken auf dem Heimweg war,
Stieß ich in den verwaisten Gassen
Auf eine tolle Knabenschaar;
Sie kamen an mit Feuerbränden,
Sie waren alle nackt und bloß,
Die einen Fackeln in den Händen,
Die andern Bogen und Geschoß.

Der ist's! rief einer aus von ihnen,
Der kühnste, voller Uebermuth,
Und meine angsterfüllten Mienen
Beleuchtet er mit heller Gluth:
Hier den ergreift! Nehmt ihn gefangen,
Er ist Euch allen wohlbekannt,
Ihn, den mit zornerhitzten Wangen
Das schöne Mädchen uns genannt!

Schon saß die Schlinge mir im Nacken,
Man stieß mich mitten in's Gewühl.
Der sterbe, riefen volle Backen,
Der hier an uns nicht glauben will!
Ha, wir sind Götter! — lange Stunden
Hat sie um dich geweint, gewacht,
So du, wir haben dich gefunden,
Vor fremden Thüren zugebracht.

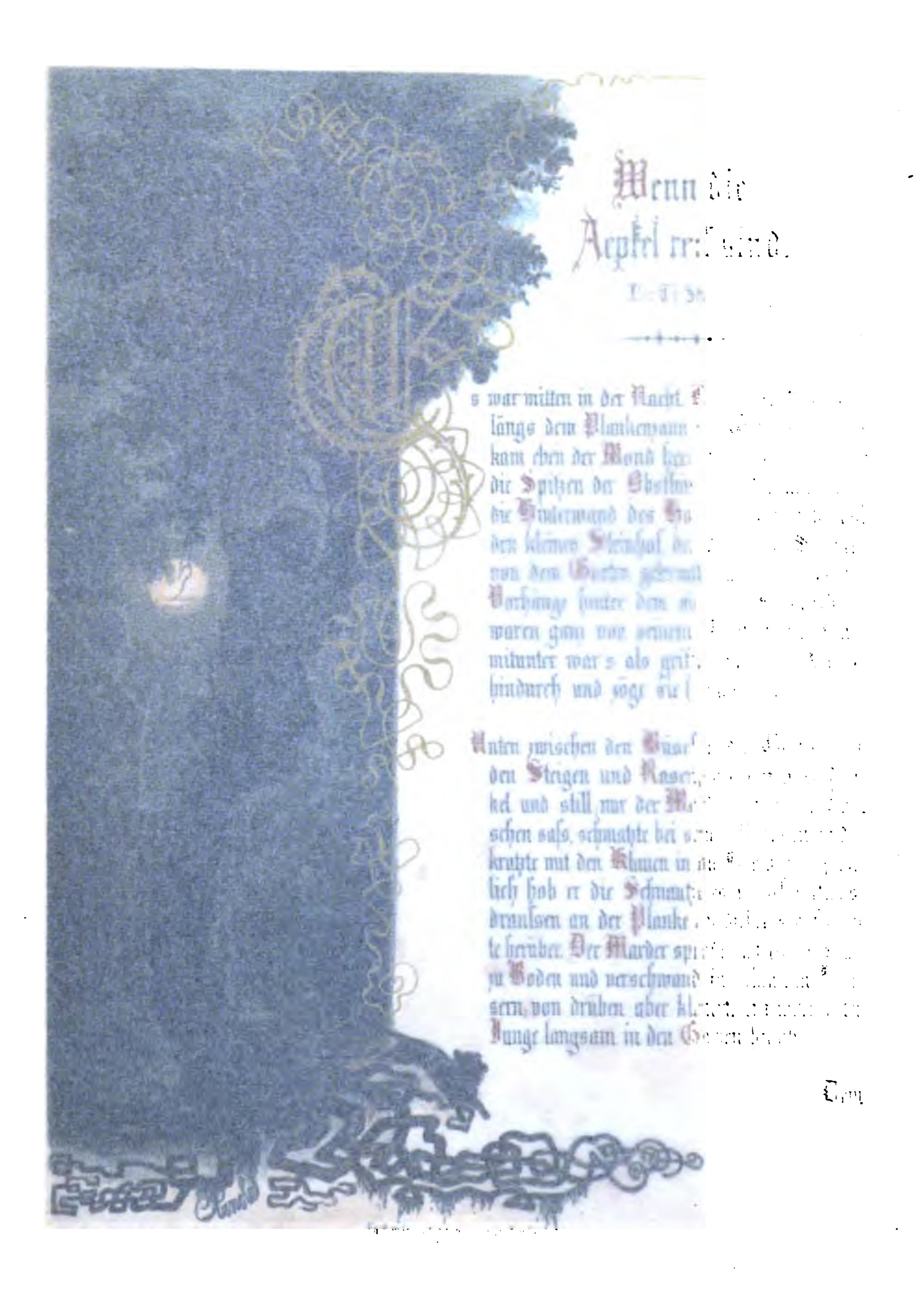
Wenn sie des Abends ihrem Haare
Die Bänder und den Schmuck entflicht,
Und aus dem schweren Augenpaare,
Die Liebe winkt — das fühlst du nicht?
Weh'n da nicht zauberhaft die Lüfte,
Ist nicht die Nacht so tief und still? —
So locken nicht der Rose Düfte
Die Biene, die sie kosten will.

Schont seiner, Brüder! Hört, auf's neue
Spricht er der Liebe Schwüre aus,
Und der bekehrte Ungetreue — —
Doch halt, hier ist ja schon das Haus! —
Sie warfen mir den Mantel über,
Und riefen scheidend, geh hinein,
Und lerne für die Zukunft lieber,
Des Nachts bei ihr zu Hause sein.

Es war noch früh. Ich stand am Ziele;
Ob sie allein sei, wollt' ich sehn;
Da fand ich sie auf weichem Pfühle,
Ach, niemals fand ich sie so schön!
Traumbilder, die von dannen schweben,
Hascht sie, zu deuten ihren Sinn,
Ob nicht für mich, nicht für ihr Leben,
Verderbenbringendes darin.

So lag sie halb erwacht, halb schlafend,
Bewundernd beugt' ich meine Knie;
Sie sagte, mit den Augen strafend,
Warum erblick' ich dich so früh?
Dein Mädchen hat nicht deine Sitten,
Ein Liebster ist ihr Glück's genug,
Du spürst umsonst nach fremden Schritten
Im Lager, das mich einsam trug.

Wagst du's, mich treulos dir zu wähnen?
Ist Sehnsucht eine böse That?
Ich weinte niemals falsche Thränen,
Bei mir erfährst du nie Verrath, —
So sprechend wehrt sie meinen Küssen
Sanft mit dem Arm, wie Lilien rein,
Und schlüpfte mit behenden Füßen
In das Sandalenpaar hinein.



Wenn
Aepfel
s war mitten in der Nacht.
längs dem
kam eben der Mond
die Spitzen der
die Hinterwand des
den kleinen Steinhof,
von dem Garten
Vorhänge hinter dem
waren ganz
mitunter war's als
hindurch und
Unten zwischen den
den Steigen und
kel und still nur der
schen saß, schmatzte bei
kratzte mit den Klauen in
lich hob er die
draußen an der Planke
te herüber. Der Marder
zu Boden und verschwand
sern, von drüben aber
Junge langsam in den

[illegible]

Die Liebe [illegible] — [illegible]?
Wenn da nicht [illegible] die Saite,
Ist nicht die Nacht [illegible] —
So locken nicht der [illegible]
Die Biene, die [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Bruder! [illegible]
[illegible] er [illegible] aus,
Und der [illegible] Ungen[illegible] —
Doch [illegible] ist ja schon das Haus!
Sie [illegible] den Mantel über
[illegible] scheidend, [illegible]
Und [illegible] für die Zukunft lieber
[illegible] bei ihr zu Hause sein

Es war noch [illegible]. Ich stand am Ziele,
[illegible] wollt ich sehn;
Da fand ich sie auf weichem Pfühle,
Ach, niemals fand ich sie so schön!
[illegible] die von dannen schweben,
[illegible] sie, zu deuten ihren Sinn,
[illegible] nicht für ihr Leben,
[illegible] darin

So lag sie halb erwacht, halb schlafend,
Bewundernd beugt ich meine Knie;
Sie sagte, mit den Augen strafend,
[illegible] erblick ich dich so früh?
Dein Mädchen hat nicht deine Sitten,
Ein [illegible] ist ihr [illegible] genug
Du spähst [illegible] nach fremden Schritten
Im Lager, das mich einsam trug

Wagst du es, mich treulos dir zu wähnen?
Ist Sehnsucht eine böse That?
Ich weinte niemals falsche Thränen,
Bei mir erfährst du nie Verrath.
So sprechend wehrt sie meinen Küssen
Sanft mit dem Arm, wie Lilien rein,
Und schlüpfte mit bebenden Füßen
In das Sandalenpaar hinein



Wenn die Aepfel reif sind.

Von Th. Storm

Es war mitten in der Nacht. Hinter den Linden, die längs dem Plankenzaun des Gartens standen, kam eben der Mond herauf und leuchtete durch die Spitzen der Obstbäume und drüben auf die Hinterwand des Hauses, bis herunter auf den kleinen Steinhof, der durch ein Stacket von dem Garten getrennt war. Die weissen Vorhänge hinter dem niedrigen Fensterchen waren ganz von seinem Lichte beschienen; mitunter war's, als griffe eine kleine Hand hindurch und zöge sie heimlich auseinander.

Unten zwischen den Büschen des Gartens, auf den Steigen und Rasenplätzen war es dunkel und still; nur der Marder, der in den Zwetschen sass, schmatzte bei seiner Mahlheit und kratzte mit den Klauen in die Baumrinde. Plötzlich hob er die Schnautze; es rutschte etwas draussen an der Planke, ein dicker Kopf guckte herüber. Der Marder sprang mit einem Satz zu Boden und verschwand zwischen den Häusern; von drüben aber kletterte ein untersetzter Junge langsam in den Garten hinab.

Dem

Farbendr. v. Storch & Kramer, Berlin.

Dem Zwetschgenbaume gegenüber unweit der Planke stand ein nicht gar hoher Augustapfelbaum; die Aepfel waren grade reif, die Zweige brechend voll. Der Junge mußte ihn schon kennen; denn er grinste und nickte ihm zu, während er auf den Fußspitzen an allen Seiten um ihn herumging; dann, nachdem er einige Augenblicke still gestanden und gelauscht hatte, band er sich einen großen Sack vom Leibe und fing bedächtig an zu klettern. Bald knickte es droben zwischen den Zweigen und die Aepfel fielen in den Sack, einer um den andern in kurzen regelrechten Pausen. — Da zwischendrein geschah es, daß ein Apfel nebenbei zur Erde fiel und ein paar Schritte weiter in's Gebüsch rollte, wo ganz versteckt eine Bank vor einem steinernen Gartentischchen stand. An diesem Tische aber — und das hatte der Junge nicht bedacht — saß ein junger Mann mit aufgestütztem Arm und gänzlich regungslos. Als der Apfel seine Füße berührte, sprang er erschrocken auf; einen Augenblick später trat er vorsichtig in den Steig hinaus. Da sah er droben, wohin der Mond schien, einen Zweig mit rothen Aepfeln unmerklich erst und bald immer heftiger hin und her schaukeln; eine Hand fuhr in den Mondschein hinauf und verschwand gleich darauf wieder sammt einem Apfel in den dunkeln Schatten der Blätter.

Der unten Stehende schlich sich leise unter den Baum, und gewahrte nun endlich auch den Jungen wie eine große schwarze Raupe um den Stamm herumhängen. — Ob er ein Jäger war, ist seines kleinen Schnurrbarts und seines ausgeschweiften Frackes unerachtet schwer zu sagen; in diesem Augenblicke aber mußte ihn etwas wie ein Jagdfieber überkommen; denn begierig, als habe er die halbe Nacht hier nur gewartet, um die Jungen in den Apfelbäumen zu fangen, griff er durch die Zweige und legte leise aber fest seine Hand um den einen Stiefel, welcher wehrlos an dem Stamm herunterhing. Das Bein zuckte, das Apfelpflücken droben hörte auf; aber kein Wort wurde gewechselt. Der Junge zog, der Jäger packte nach; so ging es eine ganze Weile. Endlich legte der Junge sich auf's Bitten.

„Lieber Herr!“

— „Spitzbube!“

„Den ganzen Sommer haben sie über den Zaun geguckt, und ich habe sie alle Tage sitzen lassen!“

— „Wart' nur, ich werde Dir einen Denkzettel machen!“ Dabei griff er in die Höhe, und packte den Jungen in den Hosenspiegel. „Was das für derbes Zeug ist!“ sagte er.

„Manchester, lieber Herr!“

— „Ei, ei!“ und er zog ein Messer aus der Tasche.

Als der Junge das Aufschnappen der Klinge hörte, machte er Anstalten, hinab zu klettern. Allein der Andre wehrte ihm. „Bleib nur,“ sagte er, „Du hängst mir eben recht!“

Der Junge schien gänzlich wie verlesen. „Herr Jemine!“ sagte er, „es sind des Meisters seine! — Haben Sie denn gar kein Stöckchen, lieber Herr? Sie könnten es mit mir alleine abmachen! Es ist mehr Plaisir dabei, es ist eine Motion; der Meister sagt, es ist so gut als wie Spazierenreiten!“

Allein — der Jäger schnitt. Der Junge ließ den vollen Sack zur Erde fallen, als er das kalte Messer so dicht an seinem Fleisch heruntergleiten fühlte; der Andre aber steckte den ausgeschnittenen Flecken sorgfältig in die Westentasche. „Nun kannst Du allenfalls herunter kommen!“ sagte er.

Keine Antwort. Ein Augenblick nach dem andern verging, aber der Junge kam nicht. — Von seiner Höhe aus hatte er plötzlich, während ihm von unten her das Leid geschah, im Hause drüben das schmale Fensterchen sich öffnen sehen. Ein kleiner Fuß streckte sich heraus — der Junge sah den weißen Strumpf im Mondschein leuchten — und bald stand ein vollständiges Mädchen draußen auf dem Steinhof. Ein Weilchen hielt sie mit der Hand den offenen Fensterflügel; dann ging sie langsam an das Pförtchen des Staketenzaunes und lehnte sich mit halbem Leibe in den dunkeln Garten hinaus.

Der Junge renkte sich fast den Hals aus, um das Alles zu betrachten. Dabei schienen ihm allerlei Gedanken zu kommen; denn er verzog den Mund bis an die Ohren und stellte sich breitspurig auf zwei gegenüber stehenden Aesten, während er mit der einen Hand das geschädigte Kleidungsstück zusammenhielt.

— „Nun, wird's bald?“ fragte der Andre.

„Es wird schon!“ sagte der Junge.

— „So komm herunter!"

„Es ist nur," erwiderte der Junge und biß in einen Apfel, daß der Jäger es unten knirschen hörte, „es ist nur, daß ich ein Schuster bin!"

— „Was dann, wenn Du kein Schuster wärst?"

„Wenn ich ein Schneider wäre, so würde ich mir das Loch von selber flicken." Und er fuhr fort, seinen Apfel zu verspeisen.

Der junge Mann suchte in seiner Tasche nach kleiner Münze; aber er fand nichts als einen harten Doppelthaler. Schon wollte er die leere Hand zurückziehen, als er ganz deutlich von unten her ein Klinken an der Gartenthür vernahm. Er fuhr zusammen. „Dummkopf!" murmelte er, und schlug sich vor die Stirn. Dann griff er in die Tasche zurück und sagte sanft: „Du bist wohl armer Leute Kind?"

„Sie wissen schon," sagte der Junge, „'s wird Alles sauer verdient."

— „So fang und laß Dir flicken!" Damit warf er das Geldstück zu ihm hinauf. Der Junge griff zu, wandte es prüfend im Mondschein hin und wieder, und schob es schmunzelnd in die Tasche.

Drunten auf dem langen Steige, an dem der Apfelbaum in den Rabatten stand, wurden kleine Schritte vernehmlich und das Rauschen eines Kleides auf dem Sande. Der Jäger biß sich in die Lippen; er wollte den Jungen mit Gewalt herunterreißen; der aber zog sorgsam die Beine in die Höh', eines um das andere; es war vergebene Mühe. „Hörst Du nicht," sagte er keuchend, „Du kannst nun gehen."

„Freilich," sagte der Junge, „wenn ich den Sack nur hätte!"

— „Den Sack?"

„Er ist mir da hinabgefallen."

— „Was geht das mich an!"

„Nun, lieber Herr, — Sie stehen just da unten!"

Der Andre bückte sich nach dem Sack, hob ihn ein Stück vom Boden und ließ ihn wieder fallen.

„Werfen Sie dreist zu!" sagte der Junge, „ich werde schon fangen."

Der Jäger that einen verzweifelnden Blick in den Baum hinauf, wo die dunkle untersetzte Gestalt zwischen den Zweigen stand, sperrbeinig und bewegungslos. Als aber draußen die kleinen Schritte immer lauter wurden und immer näher kamen, trat er hastig auf den Steig hinaus. Ehe er sich's versah, hing ein Mädchen an seinem Halse.

„Heinrich!"

— „Um Gottes Willen!" Er hielt ihr den Mund zu und zeigte in den Baum hinauf. Sie sah ihn mit verdutzten Augen an; aber er achtete nicht darauf, sondern schob sie mit beiden Händen in das Gebüsch.

— „Junge, vermaledeiter! — Aber daß Du mir nicht wiederkommst!" und er erwischte den schweren Sack vom Boden und hob ihn ächzend in den Baum hinauf.

„Ja, ja!" sagte der Junge, indem er dem Andern behutsam seine Bürde aus den Händen nahm, „das sind von den Rothen; die fallen ins Gewicht." — Hierauf zog er ein Endchen Bindfaden aus der Tasche und knüpfte es eine Spanne oberhalb der Aepfel um den Sack, während er mit den Zähnen den Zipfel desselben angezogen hielt; dann lud er ihn auf seine Schulter, sorgsam und regelrecht, so daß die Last gleichmäßig auf Brust und Rücken vertheilt wurde. Nachdem auch dieses Geschäft zu seiner Zufriedenheit zu Ende gebracht war, faßte er einen ihm zu Häupten ragenden Ast und schüttelte ihn mit beiden Fäusten. „Hollah, Diebe!" schrie er, und die Aepfel prasselten nach allen Seiten durch die Zweige.

Unter ihm krachte es in den Büschen, eine Mädchenstimme kreischte, die Gartenpforte klirrte, und, als der Junge noch einmal den Hals ausreckte, sah er so eben das kleine Fenster zuklappen und den weißen Strumpf darin verschwinden.

Einen Augenblick später saß er rittlings auf der Gartenplanke und lugte den Weg entlang, wo sein neuer Bekannter mit langen Beinen in den Mondschein hinaus lief. Dabei griff er in die Tasche, befingerte seine Silbermünze und lachte so ingrimmig in sich hinein, daß ihm die Aepfel auf dem Buckel tanzten. Endlich, als schon die ganze Hausgenossenschaft mit Stöcken und Laternen im Garten umherrannte, ließ er sich lautlos an der andern Seite hinuntergleiten und schlenderte über den Weg in den Nachbarsgarten, allwo er zu Haus war.



Das Fest der heiligen Rosalie zu Palermo.

Einer Freundin am Christabend 1846.

Von Bernhard von Lepel.

Bei dieser Weihnacht Kerzengeflimmer auf dem Schnee
Und um des Christbaums Flittergold
Erinn're Dich mein Freundesgruß an jene Nacht
Voll Kerzen- und Fackellichts, das bei
Rosaliens Festzug durch das schöne Palermo floß,
Wo jüngst ich Dir begegnete.
Der fernen Heimath gern gedenk begrüßt' ich Dich,
Die oft den Kampf des Gemüths im Druck
Der Geschicke Du mit sinnig heitrem Wort entrollst —
Doch tief im Innern wohnt der Schmerz.

Dort aber riß uns rauschend hin die Lust des Volks,
Das stets das träge Jahr hindurch
Voll froher Erwartung dieses Tages harrt: es rauscht
Sein Jubel, glänzt sein alter Stolz,
Sobald es hoch auf braunen Schultern in silbernem Sarg
Die Asche der schönen Heiligen
Bei Fackelgesprühe durch die Straße Toledo trägt.
Ihm aber schwebt, thurmhoch, voran
Auf colossalem, goldnem Wagen durch die Nacht
In lichtem Gewand Rosalia,
Und vierzig, weiße geschmückte Stiere ziehn gemach
Den schwankenden, bunten Bau, davon,
Bekränzt mit Rosen, das Bild der Heiligen niederblickt,
Die ehedem bei frommem Gebet
Und keuscher Entsagung auf dem Berge Pellegrin
In dunkler Grotte lebt' und starb.

Erlauchten Stammes Tochter rühmt die Sage sie,
Doch reizt normannischen Fürstenhofs
Weltlärm sie nicht, sie nicht der liebliche Harfenschall,
Der zu des Springquells flüssigem Scherz
Sanft durch die arabische Säulenhalle der Zisa klang,
Sie reizte der Lustritt nicht auf bunt
Gezäumtem Saumthier bis zu deiner lieblichen Höh',
Die vor dem Thaleingang erglänzt,
Du luft'ge Bergstadt Monreal, bei der so oft
Erscholl das Jagdhorn, oder empor
Der Falke stieg. Dort lockten zu süßer, wonniger Ruh'
Sehnsücht'ge Stimmen aus der Nacht
Des dichten Orangenwaldes, der vom Strand des Golfs
Bis zum Gebirgskranz kühlende,
Tiefgrüne Schatten durch den Glanz der Ebne wob.
Doch lauschte sie nicht dem Liebesruf,
Denn ihr Erwählter war im großen, heil'gen Kampf
Gefallen vor Jerusalem.

Im Herzen nur den Erlöser, einsam, baute sie
In düst'rer Bergeshöhle dort
Von rauhem Felsstein ihren Altar trostesvoll
Und stellte Todtenschädel darauf
Und Crucifix. — Dort lebte die Jungfrau Jahr um Jahr;
Bald lag bei nächtlichem Ampelschein
Das heil'ge Buch der Wunder und Offenbarungen
Auf ihrem Knie, und nieder auf
Des grauen Urworts tröstende Weisheit neigt sich ihr
Bildschönes Haupt, in ruhige
Andacht vertieft; bald von des Felsbergs Gipfel sah
Sie nieder auf das stürmische Meer
Und sandte den Hauch erhörter Gebete nieder in
Des bangen Fahrzeugs flatterndes
Zerriss'nes Segel, bis es erreichte des Hafens Ruh';
Bald ließ sie weilen den feuchten Blick
Wohl auf den Zinnen ihrer geliebten Vaterstadt
Und betet' inbrunstvoll für dich
Palermo, strahlende Königsstadt, die endlich von
Sarazenischer Wuth befreit Rogers
Normannische Kraft: — nun sollte die Lieblichste seines Stamms
Bald Heinrich führen in's Brautgemach,
Daraus die stolze, schwäbische Zeit an diesem Golf
Erwuchs, die Zeit voll Heldenkraft
Und Minnegesang. — Da ruhte längst auf steinernem Bett,
Verlassen und unbestattet, der

Einsiedlerjungfrau bleiches Gebein. Die Sage klang,
In stürmischer Nacht noch schwebe sie dort,
Und wenn im Hafen die Leuchte des Pharus längst erlosch,
Dann sah der ferne Schiffer noch
Rosaliens Kleid hellleuchtend flattern in Nacht und Wind
Vom steilen Gipfel des Pellegrin.

Still schwebte der Schutzgeist über der Stadt, doch stürmten bald
Die Wogen des Schicksals wild'ren Drangs
Die Mauern, als die Wogen des Meers: zu Boden fiel
Heinrichs berühmtes Geschlecht als am
Vesuvischen Golfe jenes Jünglings blondes Haupt
Hinrollt' auf's dunkle Blutgerüst.
Tyrannisch schlug sein Mörder Karl auf diese Stadt, —
Doch vor dem himmlischen Throne blieb
Fürbittender Klang aus heil'gem Mund nicht unerhört:
Anzog der Held von Procida
Die Vesperglocken, und stolz und ruhmvoll wallten nun
Aragonische Fahnen von der Stadt.

Doch wechselvoll heimsuchte sie Leid: Erdbeben bald,
Bald Krieg; der Geißeln schwerste doch
Schwang in vernichtendem Grimm die Pest. Da stand das Volk
Im Tempel klagend, klagend durch
Die Straßen zog's, mit Kreuz und Kerzen wandelte
Der Priester Zug von Thor zu Thor —
Doch wuchs das Drangsal! Da geschah das lieblichste
Der Wunder: durch des nahen Bergs
Felsschluchten schweift' ein Wandrer seufzend: gestern schloß
Sein blühend Weib auf grimmigem
Siechbett die schönen Augen; nieder auf den Stein
Fiel still die männliche Thräne. Da
Erschien ihm eines Mädchens schwebende Lichtgestalt
Und sprach: „Ich bin Rosalia,
Mein innig Flehn hat nun der Herr erhört: du siehst
Vom Todesschlaf dein Weib erwacht
Und nun befreit von dieser düstern Leidenszeit
Sei meine geliebte Vaterstadt
Sobald sie meiner Asche Ruh' an heil'ger Stätt'
Im Dome gab. Steigt jene Schlucht
Hinan auf unwirthbarem Pfad, dort findet ihr
In verborg'ner Höhle mein Gebein."
Und alsobald hinwallte dort die trauernde Stadt
Und fand das bleiche Gebein und trug
Es nieder, trug's in silbernem Sarg von Thor zu Thor —
Und nun befreit aufjauchzt die Stadt.

Wohl trug sie oftmals andres schweres Leid darauf.
Es weiß die Welt, welch herbes Loos
Dem berühmten Eiland unterm Druck bourbonischer,
Stiefmütterlicher Arme nun
Zufiel, und mit dem Heerd des Aetna stets zugleich
Glimmt unterm Grund verborgen hier
Der Heerd des Aufruhrs — aber harmlos schwärmt das Volk
In seines Festzugs Kerzenlicht
Und fährt auf wolkigem Fußgestell in der Sommernacht
Des rettenden Engels weiße Gestalt
In lautem Triumph von Thor zu Thor — ehmaliger
Befreiung stets noch eingedenk.

Wen düstre Gegenwart beklemmt, der flüchte sich
Zurück zu schöner Vergangenheit,
Aufrecht erhalte früheren Glücks Erinnerung
Die heitre Seele selbst im Schmerz.
So fließe des holden Trostes Quell auch, Freundin, Dir,
Der abermals vom Lebensbaum
Abfiel ein Blatt der Freude: fand ich selbst doch Ruh'
Und liebe das Lied zu sanftrem Klang
Zu stimmen, seit ich abermals an diesem Strand
Voll früherer Größe landete.

Es steure bewegt nicht durch's bewegte Leben, nein,
Ruhvoll hinfort das sichre Schiff
Der edlen Kunst, einlaufend mit der Seele stets
In den Port versöhnenden Hochgefühls,
Der hold und friedlich jedem Kommenden strahle, wie
Palermo's Hafen mir und Dir!


Ruhe.
Von W. v. Merkel.
Weit schon schlenderten wir! Unmerklich
zog sich die Stadt uns
Hinter die Eichen zurück, als wollte
allein sie uns lassen.
Hier an dem buschigen Rande des
Abhangs werf ich mich nieder,
Auch diese herbstliche Sonne noch
macht willkommen die Kühlung;
Wirf dich neben mich, Freund, und
laß uns der Stille genießen!
So auf den Rücken gestreckt, die Ar-
me zu Häupten verschlungen,
Tief in die ewige Bläue des Alls
die Blicke versenkend,
Träum ich ein Schwimmer zu sein,
auf wankende Fluthen gebettet,
Wie ihn der strömende Zug in wie-
gendem Wanken dahinträgt.
Glück-

Glücklich, wem die Götter die feiernde Stunde gesendet,
Welche den tobenden Geist einlullt in wachenden Schlummer
Und auf den heißen Vulkan ausgießt das sanfte Vergessen!

Siehe! Ein kleinerer Wald, als der uns von oben beschattet,
Steigen die Gräser empor über uns, und es nicken der Blüthen
Bunte Gesichter herab, von fächelnden Lüften geschaukelt;
Lautlos segelt der Falter auf glanzbefiederter Schwinge
Droben im sonnigen Raum, und unten im Dunkel der Kräuter
Schwirrt die Harfe der Triften, die nimmer müde Cikade.

Hörst Du die rieselnde Quelle? Dort unter dem Moose des Felsblocks
Tropfen krystallene Thränen herab und feuchten den Boden,
Der mit neidischem Durste die kaum geborenen einsaugt.
Doch versiegen sie nicht; denn immer erneut sie die Nymphe,
Bis der ermüdete Feind sie entrinnen läßt in die Freiheit.
Hier schon eilt sie vorbei, ein Wässerchen; über die Kiesel
Klingt ihr melodischer Fall; bald plaudert die kindische Welle
Mit sich selber und bald mit der niederhängenden Staude,
Welche, den Weg ihr zu wehren, sich beugt und wieder zurückweicht.
Wo das Erlengesträuch die wallenden Wiesen umsäumet,
Bricht sie, gewundenen Laufs, sich Bahn durch tiefere Ufer;
Dort schon hemmet sie spottenden Muths des Wanderers Schritte,
Ueber das breitere Bett dann führen die Stege hinüber.
Sorglos rauscht sie hinaus in die weiten Gebiete des Menschen,
Der sie mit listiger Kunst empfängt zu ewiger Knechtschaft;
Schäumend siehst Du sie drüben auf's Rad der Mühle sich stürzen,
Dienstbar bleibet sie nun, bis ihr Loos im Ozean endet.
Denn, entronnen einmal dem Schooß der zeugenden Höhe,
Muß sie hinab unaufhaltsam entgegenströmen der Tiefe,
Wie ihr Gebieter, der Mensch, von immer schlagenden Stunden
Rastlos weiter gedrängt, auf sinkenden Pfaden an's Grab eilt.

Doch was red' ich von Tod und von Knechtschaft, wo die Natur lacht!
Hier auf blumigem Pfühl vor weit aufleuchtender Landschaft
Ziemet ein leichtes Geschwätz, das gleich der beweglichen Welle
Frohe Gedanken erregt und spielenden Wechsels entgleitet.

Krähen hör' ich den Hahn! — Mir weckt die heisere Stimme
Immer die Bilder der Jugend und glücklicher Zeiten Gedächtniß;
Knabe dünk' ich mir noch. Ich sehe die heimischen Berge,
Fichtenbedeckt, durch das Fenster, darum sich Jelängerjelieber
Rankte, — den Garten, darin die schmalen Rabatten der Buxbaum
Sauber umfaßte. Wie war es so hold, wenn die wärmere Sonne
Endlich geschmolzen den Schnee, und aus dem gelockerten Boden
Lenzverkündend hervor die goldbraun grünenden Spitzen
Brachen, darin Hyazinthen und Primeln und schlanke Narzissen
Schlummerten. — Dann auf der Höhe, bedächtig die Pflugschaar ziehend,

Schritten die Ochsengespanne entlang die röthlichen Furchen,
Langsam schwankte herein der Wagen voll wallenden Heues,
Zweige schmückten die Last, des Sommers grüne Standarten;
Thürhoch fiel sie umher, und jauchzend gruben die Kinder
— Zuschaun durfte ich nur, denn ich war ein schwächlicher Knabe —
Tief sich hinein mit wonnigem Graun in das duftende Dunkel.
Aber im Garten erspähte geheim das lüsterne Auge,
Was zu pflücken der Hand verboten war: niedergebogen
Hingen am stachlichten Strauch die zierlichen Büschel der Beeren,
Gelblich und purpurn, süße Verführer zu eiligem Diebstahl;
Sicherer schwollen derweil, getauft mit seltsamen Namen,
Hoch im Wipfelgezweige, die saftigen Glocken der Birnen,
Bis mitleidig der Wind eine frühgezeitigte knickte,
Und — willkommene Beute! — die Frucht durch's knisternde Laub schlug.

Golden rauschte das Korn, es zogen die Schnitter zu Felde,
Und in der Sensen Getön klang fern das Locken der Wachtel,
Wenn am Abend der Vater mit mir die Raine entlang ging,
Prüfend der Erndte Ertrag und die Zeichen des morgenden Wetters.
Dann auf der Wange des Apfels erschien die herbstliche Röthe,
Welche das Sammeln gebot, ehe denn die Reife zu weit stieg;
Stangen reichten hinauf, und geschüttelt warfen die Wipfel
Rings auf Beete und Gänge den hart aufklopfenden Hagel;
Aber zur feineren Art klomm, sackumgürtet, der Gärtner
— Mir ein beneideter Mann des Glücks! — auf schwankender Leiter
Mitten in's Paradies, die verborgenen Wunder zu pflücken.
Zwischen den Körben, darin die würzigen Ladungen rollten,
Harrte die Mutter geschürzt, und wählte mit kundigem Finger
Mir die bewährteste Frucht, mein stilles Gedulden zu lohnen.
Und, wenn Alles gethan, auf schaute mit freundlichem Nicken
Sie zu jeglichem Baume und rief ihm dankenden Gruß zu,
Sonst wohl möchte er schmollen und ferneren Segen verweigern;
Lächelnd hört' es der Vater und lüftete leise das Käppchen.

Düsterer gingen die Tage nunmehr und kürzer zu Rüste;
Hof und Garten und Feld — wie lagen sie einsam und schmucklos,
Nicht mehr der Freude Gebiet, nur noch die Stätte der Arbeit,
Welche dem sterbenden Jahre die Kissen des Sarges zurecht legt!
Dennoch, wie pochte das kindische Herz von freudigem Schrecken,
Wenn vor dem pfeifenden Winde das Erstlings-Flockengewimmel
Plötzlich, im wirbelnden Tanze sich tummelnd, am Fenster vorbeistob!

Gastlich prasselte jetzt des Kamins hochzüngelnde Flamme,
Riegel verwahrten das Thor und Läden deckten die Scheiben;
Stiller Beschäftigung hold, den Kreis der Fleißigen sammelnd,
Warf vom eichenen Tische die spitzaufbrennende Kerze
Rings ihr ruhiges Licht in des Zimmers trauliche Schatten.

Zeitungen las mit Bedacht beim Dufte der Pfeife der Vater,
Aber die Mutter beiseit, mit der Magd das Gemüse für morgen
Fein zu putzen beflissen, bestand ein doppelt Geduldwerk:
Mährchen las ich ihr vor, eintönigen Klanges und mühsam,
Wohllaut dünkt' es ihr doch, von ihr ja hatt' ich's erlernet,
Und sie erklärte dazwischen der Bilder tiefe Bedeutung.
Glücklicher eichener Tisch! Du Reich voll Frieden und Freiheit,
Welt der Träume und Wunder! In Trümmer bist Du gegangen,
Wie Deine selige Zeit! — — Zu früh stets wallte das Tischtuch
Ueber die Herrlichkeit hin und all' das bunte Vergnügen,
Das bis morgen verschwand, doch bald verschmerzt und vergessen
Ueber dem tröstenden Dufte der hoch aufdampfenden Schüssel!

Oede war's draußen und still. Aus der Himmel unendlichen Weiten
Schüttete leise die Nacht des Schnee's weichschwellende Wogen,
Hohler schlug es vom Thurme, gedämpfter pfiffen die Wächter,
Und mit behaglichem Graun aufhorchte das Ohr in die Ferne,
Wo mit verlornem Gebell' ihre Zwiesprach führten die Hunde.
Dann zur traulichen Kammer, von dämmernder Lampe gelichtet,
Trug die Mutter den Knaben; sie drückte ihn sanft in die Kissen,
Theilte sein kurzes Gebet, erwartete still seinen Schlummer,
Und, wenn über das Haupt der schweigende Engel sich neigte,
Blickte sie segnend darein und schlich sich leise von hinnen.

Also rollten die Zeiten vorüber, gezählt und gemessen
Nicht nach der Pflichten Gesetz und der Mühsal nüchternem Kreislauf.
Denn aus Jeglichem zieht das Kind mit reicher Erfindung
Sich ein glückliches Loos, und trifft den verborgenen Zauber,
Der das Alltägliche neu, und frisch das Gewelkte verwandelt;
Selbst das ernste Geschick und die trauerbringende Stunde —
Ihm begegnen sie nur, gleichwie aus schaurigem Mährchen
Wundergestalten, seltsam und fremd; vorüber am Kinde
Schreiten sie stumm und bestellen an's Alter die finstere Botschaft!
Spät erst wird die Erinnerung wach. Eine höhere Sonne
Löst vom Geschehenen dann die Nebel, und klar in der Ferne
Taucht das Vergangene auf, wie wenn beim strahlenden Morgen
Du vom Nachts überstieg'nen Gebirg' in die Tiefe zurückblickst;
Aber Du schauest nur noch eine längst verlassene Heimath,
Ewiges Schweigen umfließt die fremdgeword'nen Gefilde,
Wo die Gewesenen ruh'n. Vergebens suchst Du das Leben,
Um eine Gräberstadt steh'n regungslose Cypressen.
Seufzend wendest Du Dich. Es führen die stäubenden Straßen
Weit in die Lande hinaus; doch keine führet zum Frieden!

Schön wohl trat sich's hervor aus der Jugend offener Pforte,
Kühn und gerüsteten Sinns, das Herz voll großer Entwürfe;
Stolz ausspannte der Geist die ungeduldigen Schwingen,

Als er die ragenden Gipfel der Freiheit vor sich erblickte
Und des erschlossenen Weltflugs kranzumflatterte Bahnen.
Nichts gewährte das Glück, als den Muth der frühen Entsagung,
Welche vom weichenden Ziel heimlenkt zu stillen Asylen,
Eh' an verzehrender Gluth der ikarische Fittig zum Sturz schmilzt.

Viel doch gaben die Götter, daß unter dem Buchengewölbe
Hier sie uns Muße gegönnt, verzeihlichem Wahne zu lächeln
Und in olympischer Ruhe den Wunsch und die Furcht zu vergessen.

Heimzukehren nun däucht's an der Zeit mir! Ueber dem Plaudern
Neigte der Tag sich gemach; die glühende Scheibe der Sonne
Gleitet am Himmel herab, und dunkel färbt sich der Wald schon! —

Einer Scheidenden.

Von Franz Kugler.

Das Wasser ist tief, das Wasser ist breit,
Das die Länder trennt;
Der schnellste Segler braucht Zeit, braucht Zeit,
Bis er's segelt zu End.

Und schwingt sich drüben der Falk' in die Luft, —
Er schaut nicht her;
Und wenn von hüben die Glocke ruft, —
Du hörst sie nicht mehr.

Doch ein Andres ist, das mit Augen, so hell
Dir nach sich schwingt,
Und ein Andres, das trotz Sturm und Well
In's Herz dir klingt.

Die Liebe folgt dir, wie weit, wie weit
Du zogst von hier: —
Und denkst du liebend der alten Zeit,
So ist sie bei dir!

Sommergefühl.

Von Herman Grimm.

Es fliehen die Wellen, sie zittern, sie eilen,
Denn Phöbus verfolgt sie mit glühenden Pfeilen,
Sie schwirr'n und die Spitze am Felsen zerbricht,
Das kühle Gewässer durchdringen sie nicht.

Und drunten die Nymphen, so grün auf dem Grunde,
Sie athmen die Wellen mit lachendem Munde,
Sie blicken, sie winken dem flammenden Gotte
Und weisen die glänzenden Nacken im Spotte.

Und über die Schulter wirft Phöbus den Bogen,
Die Geißel zur Hand jetzt, frisch Pferde, geflogen!
Wie schoß das Gespann in die loseren Zügel,
Wie flogen die Meere, die Wälder, die Hügel.

Und als sie aufstampften am Ziele, die Pferde,
Da wirft er den Bogen, die Geißel zur Erde,
Und, die ihm von ferne so lieblich geschienen,
Er taucht in die Fluthen, die frischen, die grünen.

Und um ihn zu kühlen in holdem Erbarmen
Umfängt es ihn drunten mit thauigen Armen:
So sucht, so vereint sich was Tages so ferne,
Sich Himmel und Erde bei'm Lichte der Sterne.



[illegible] zu vergessen

[illegible] an der [illegible]
[illegible]
[illegible]
der [illegible]
[illegible] färbt sich
der Wald [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Vogel
[illegible] der Vogel

[illegible]

[illegible] der Sturm



Farbendr. v. Storch & Kramer, Berlin.

Gesehen? Ja! Es war! Ich war es, der's gesehn!
Ich hört' an jenem Tag' in steinernen Allee'n
Halbnackter Götter meine Tritte.
Voll Glanz und Kerzen war das graue Königschloß:
Carossen donnerten, und wie ein Blutstrom floß
Ein Purpurtuch hinab der Stiegen Mitte.
Statüen gleich, — hinauf, hinunter im Spalier —
Speergrad' und bärtig stehn die Garden,
Ich schritt hinein — sie kreuzten nicht vor mir
Die rothbefranzten Hellebarden.

Die Säle ging ich durch, — gekuppelt wie zum Tanz
Trägt eine Säulenschaar der hohen Decke Glanz
Voll goldumzirkelter Grisaillen —
Gewalt'ge Bilder rings — hier Leu'n- und Tigerjagd;
— Der irdischen wie der Olympusgötter Pracht —
Triumphe dort und prahlende Bataillen!
Des Feldherrn Schimmel bäumt — im falben Pulverdampf
Standarten weh'n — ich weiß die Farben! —
Und unter Roß und Räder wirft der Kampf
Die frischgemähten Todesgarben.

Die Säle ging ich durch, — Gewimmel füllt sie dicht
Von Damen und von Herrn — ich kenne manch Gesicht,
Vervielfacht von den langen Spiegeln!
Aus Atlas, Mohr und Sammt ein tausendfarb'ger Strauß,
Hier prächtig funkelnd, gleich dem Fächerschweif des Pfau's,
Dort schillernd, gleich der Taube Hals und Flügeln!
Brillanten sprühen hier, und der Karfunkel brennt,
Und Arm und Nacken glänzt aus Spitzen:
Dort starrt's von Treffen, — wie ein Firmament
Die reichen Ordenssterne blitzen.

Nun ordnet sich ein Zug — Marschälle gehn voran,
Die Schleppen wogen hin — der bunte Strom schwillt an
Und mündet breit in die Capelle.
Bischöf' im Amt — Altar und Thron und Baldachin;
Von Heil'gen ein Olymp und Engeln drüber hin,
Und Weihrauchqualm, Gesang und Kerzenhelle!
Der Strom zog mich hinein — geöffnet war der Kreis:
Fern kracht Geschütz und dröhnt Geläute!
— Und siehe, perlenrein und lilienweiß,
Die lieblichste der Fürstenbräute!

Schön war sie, einem Geist aus Gottes Himmel gleich,
Trotz schwerem Erdenschmuck — doch warum sieht sie bleich?
Ist's nur der Bräute süßes Zagen?
So jung! So fürstlich! Reich an jeder Herrlichkeit!
Zu ihren Füßen, was die weite Erde beut —
Wer wagt noch, ob sie glücklich sei, zu fragen?
Geliebt und liebend — o ich sah den Einen Blick
Auf diesen Mann! Nur Liebe kann ihn geben!
Dort der Altar — der Priester — Gott, welch Glück
So nahe —! Warum muß sie beben?

Und Jenen blickt' ich an, der ihr zur Seite trat:
Schön, wie ein Sonnengott, im flimmernden Brokat,
Die Brust vom Azurband umschlungen;
Jauchzt seine Seele denn und strahlt sein Auge nicht?
Steht nicht ein Siegespreis an seiner Seite dicht,
Wie Lieb' und Ehrgeiz niemals noch errungen?
„Wie glücklich ist Er!" spricht der Männeraugen Neid;
„Wie schön!" spricht jeder Blick der Frauen.
Sie liebt ihn — dort der Priester, — welch ein Leid
Drückt denn so schattig seine Brauen?

„Der Herzog ist beglückt," sprach leis', ich weiß nicht Wer,
„Doch mehr noch hochgeehrt — Sein König sandt' ihn her,
„Ihn bei der Trauung zu vertreten.

„Für Seine Majestät so eben spricht er: Ja!
„Und schwöret Lieb' und Treu!" — Gott, schwanken sah ich da
Die bleiche Braut, und zittern und erröthen!
Sie fiel, wenn nicht der Mann dort neben ihr sie hielt,
Als vom Altar zurück sie traten.
Jetzt war sie wieder bleich — Was sie gefühlt,
Wer wagt am Hof es zu errathen?

— Noch immer seh' ich sie! — O nein, es war kein Traum!
Des Traumes Bilder sind wie Wolk' und Wellenschaum;
Sie können so ins Hirn nicht brennen!
Ich weiß, der Anfang war's von langem schwerem Leid,
Vielleicht von Sünden auch — die Kette schlingt sich weit;
Ich kann Euch nicht das Ende davon nennen!
Schlagt in den Büchern nach! — vielleicht kann nur ein Gott
Den Saum des dunklen Vorhangs heben!
— Für Ihn vielleicht ein — nächtliches Schaffott,
Für Sie der härt're Spruch, — zu leben!

Sonette.

Von Bernhard von Lepel.

I. Gefesselt.

Dies Leben nagt an Dir mit hartem Zahne,
Wo kalte Klugheit Deine schönsten Freuden
Ausreißt gleich nutzlos wachsenden Gestäuden
Und fremde Pflicht Dich treibt zu fremder Fahne.

Frei warst Du, als auf freiem Oceane
Du Glück auf Glück in üppigem Vergeuden
Hinwarfst, um kühn nach holden Luftgebäuden
Zu steuern, nach der Zauberin Morgane!

Verhöhnter Falke mit gelähmten Schwingen,
Im Käfig athmest Du mit schweren Zügen
Und trauernd mußt Du diese Zeit verbringen.

Doch — ob dem Bann die Kräfte still sich fügen,
Welch ew'ger Muth muß feurig Dich durchdringen,
Wenn doch Du träumst von Deinen künft'gen Flügen!

II. Sieg.

Den heißen Kampf, ich hab' ihn überstanden.
Noch fühl' ich blutend seine ganze Schwere,
Denn gegen mich erhub ich meine Wehre,
Zerschlug die Träume, die mich süß umwanden.

Mir ist, nun ihre Bilder seufzend schwanden,
Als ob ich wie ein Sieger heimwärts kehre,
Den in die Schlacht die Stimme rief der Ehre,
Und der die Frevler trieb aus seinen Landen.

Nun sieht das Volk mit Schwert und Schild und Lanze
Vor seiner Schaar ihn durch die Straßen reiten
Und die Besiegten hinter seinem Glanze.

Ihm aber brennt der Schmerz die wunden Seiten,
Bleich ist das Antlitz unter seinem Kranze,
Und solchen Kampf bestünd' er keinen zweiten!

Die Freske zu San Gregorio.

Von H. v. Blomberg.

Ich bin ein Künstler, darum les' ich gerne
Von jenen Meistern der vergang'nen Zeit,
Die nun für jede sind der Künstler Sterne,
Von ihren Ehren, wie von ihrem Leid,
Wie solche siegten oder unterlagen;
Das macht den Busen seltsam eng und weit,
Das Ringen kühner, leichter das Entsagen!
Auch les' ich gern von mancher tücht'gen Kraft,
Die Jenen nachgeeifert ohne Zagen,
Und einen Kranz nach ihnen noch errafft:
So jener Poussin, von den Franken immer
Der Erste noch an echter Meisterschaft,
Fern von des heut'gen Wesens eitlem Flimmer!
Ich las von ihm mit Sehnsucht und mit Lust,
Wie ihn gelockt Italiens goldner Schimmer.
Ich sah vom Wandertrieb der Künstlerbrust
Ihn, Schwalben gleich, nach Süden fortgezogen,
— Dem Trieb, noch heut den Malern wohl bewußt! —
Wie war Dir, Poussin, als aus grünen Wogen
Gleich Amphitriten im Corallenschmuck
Venezia den üpp'gen Arm gebogen,
Als gält' es, Dich mit seinem sanften Druck
Zu ihrem Sclaven ewig zu bestricken.
Wer spräch', umfaßt von solchem Arm: Genug!?
Wie war Dir, als mit königlichen Blicken
Sich Roma, auf dem Siebenhügelthron
Entschleierte zu Staunen und Entzücken,
Sanct Peters Kuppel ihres Hauptes Kron',
Die gelbe Tiberschlang' ihr Gürtelknoten,
Urbino's Urn' im Schooß, das Pantheon!
O Stadt des Ruhms, der Schönheit und der Todten!
Siegstrahlend noch im Einsturz Deiner Macht,
Die zweimal bis an Tellus Rand geboten! —
— Doch wohin kam ich? Nicht von Roma's Pracht,
Von Niclas Poussin wollt' ich Euch erzählen,
Der seine Zeit in Welschland wohl bedacht.
Von früh bis spät ließ er's an Müh' nicht fehlen,
Sah, und copirte durstig, was er sah,
Bestrebt, vom Schönen Schönstes auszuwählen.
Nun wiesen ihm vor vielen Bildern da
Die Kunstgenossen Eins mit großem Ruhme,
Das Guido Reni, kurz eh' dies geschah,
Gemalt in San Gregorio's Heiligthume,
Und zahlreich sah er dort sich Schüler müh'n
Mit Farb' und Pinsel, wie mit Stift und Krume.
Doch mehr zu einem Andern zog es ihn,
Das gegenüber auf die Wand getragen:
Den Maler nannten sie Dominichin,
Und wußten weiter nichts von ihm zu sagen.
Der Eine schrie: „Der ist schon lange todt!"
Das schienen Alle wenig zu beklagen.
Der Poussin schwieg. Wie göttliches Gebot
Sprach's ihm von dieser Wand. Und unverdrossen
Kam er von nun an, wenn beim Morgenroth
Der Sacristan das Heiligthum erschlossen,
Saß vor dem Bild und schuf es brünstig nach; —
Was kümmert' ihn das Spötteln der Genossen!
Oft blieb er, bis des Tages Auge brach,
Und in dem bleichen Zwielicht die Gestalten
— Es war des Sanct Andreas Geißelschmach —
Ein eignes Leben schienen zu erhalten.
Dann wunderbar fühlt' er das eigne Sein
Sich an dem fremden Meisterwerk entfalten.
So war er eines Abends auch allein.
Die Dämm'rung schwoll bis an der Pfeiler Mitte,
Doch auf dem Bilde war noch goldner Schein.
Da hört er hinter sich mühsame Tritte,
Und wandte sich. Es war ein alter Mann
In einem armen Kleid nach altem Schnitte.
Der sah ihn wundersam und freundlich an
Aus tiefen Augen, in so eigner Weise,
Wie er sich keines Lebenden besann.
„Verzeiht, mein werther Jüngling," sprach er leise,
Wie wer auf's eigne Urtheil wenig hält,
„Verzeiht so dreistes Fragen einem Greise:
„Was ist's, das Euch zu diesem Bild gesellt,
Obwohl sich vielstudirt und hochgepriesen
Der schönste Guido gegenübergestellt?
Roms ganze Künstlerschaft hält sich an diesen;
Ihr aber habt gewiß in Eurer Wahl
Nicht ohne Grund Euch andern Sinns erwiesen!"
Der Jüngling sprach: „Mein Herr, schon manches Mal

Hört' ich von Dem und Jenem Gleiches fragen
Und manchen Spott daneben, seicht und schal!
Ich schwieg dazu. Euch aber will ich sagen: —
(Denn bieder scheint Ihr, werdet darum nicht
Der Ueberhebung, hoff' ich, mich verklagen!)
Der Guido, dem man so viel Kränze flicht,
Ist gegen Ihn, der hier den Pinsel führte,
Nach meinem schwachen Urtheil, nur ein Wicht!"
Der Alte zuckt', als wenn ihn Schmerz berührte,
Dann kam ein mildes Lächeln aus dem Weh',
Das wunderbar sein welkes Antlitz zierte.
Er sprach: „Nicht hört' ich solche Meinung je,
Doch sagt, mein Jüngling, wie Ihr sie begründet:
Ich bin nicht Kenner, wie ich gern gesteh!"
Aufblitzte da der Jüngling liebentzündet:
„Blickt hin!" rief er begeistert, „blickt empor,
Ob auch der Glanz der Farben schon verschwindet!
Den kann's entbehren! Mächt'ger denn zuvor
Wird Euch der Linien großer Zug erscheinen,
In sich harmonisch, ein gewalt'ger Chor!
Seht dort den Schergen dräu'n, die Frauen weinen!
Seht im Apostel auf der Marterbank
Sich Körperschmerz mit Seelenruh' vereinen!
Seht jenen Geißelschwinger, muskelschlank!
Den Alten, der des Heil'gen Füße bindet!
Seht um die Säulen dort des Volkes Drang!
Dann sprecht: sind Roma's Künstler nicht erblindet,
Die solchem Wunderwerk vorübergeh'n?
Nicht taub dem Geiste, der sich hier verkündet?"
Hier ward er stumm. Was war dem Greis gescheh'n,
Der Anfangs traurig mit dem Kopf geschüttelt,
Wie wer sich sträubt, die Wahrheit einzuseh'n?
Jetzt zittert' er, von inn'rem Sturm gerüttelt,
Und auf den falt'gen blassen Zügen stand
Abwechselnd Freud' und Kummer, unvermittelt.
Drauf mühsam sprach er, wehrend mit der Hand:
„Mein Jüngling, trefflich hast Du ausgebreitet,
Was bei dem Werk Dein wack'res Herz empfand.
Doch Aller Zeitgenossen Meinung streitet
Dawider, die dem Maler stets gegrollt;
Gelang's ihm hier, hat Zufall ihn geleitet!"
Der Jüngling rief: „O nein! Was er gewollt,
Hat er gewußt, und herrlich ist's gelungen,
Und jede Linie spricht, was sie gesollt!
Ich weiß nicht, ob er mühsam es errungen,
Das aber weiß ich, daß seit Rafael
Die heil'ge Fackel Keiner so geschwungen!
Der Kunst geweihte Fackel, strahlenhell,
Die also der Gemeinheit Augen blendet,
Daß die drauf schimpft mit zornigem Gebell!
Nicht wird für Alle der Prophet gesendet,
Doch Ein'ge sind — und Ein'ge sind genug! —
Die nach dem rechten Ziel sein Leuchten wendet!
Er frage nicht nach seines Kreuzes Druck,
Nicht was die Neider und die Blinden sagen!
Die Nachwelt bringt ihm den verdienten Schmuck.
Ob es auch nachte, wieder muß es tagen!
Am Rafael entglomm Dominichin:
Gott helfe mir den Funken weiter tragen!"
Da schien der Greis, ein Phönix, aufzuglüh'n:
Die Augen leuchten und die Lippen beben:
„Nun, Herr, laß Deinen Knecht in Frieden zieh'n!"
Die welken Hände segnend sich erheben;
Zu sterben scheint der Leib, und wundersam
Der Geist emporzublüh'n zu neuem Leben!
Und Bangen, Ahnung, Staunen überkam
Den fränk'schen Jüngling: nieder wollt' er knieen,
Als ihn der Greis in seine Arme nahm.
„Ja!" sprach er, „Sohn! Laß Du sie weiter sprühen,
Die heil'ge Fackel, die ich ehrlich trug
Durch eines langen Lebens Noth und Mühen!
Gott zeuge mir's: sie ward mir schwer genug.
Doch ließen nie das Trägeramt mich reuen
Ribera's Dolch, der Andern Gift und Lug!
Auch Dich, mein Sohn, wird sie nicht immer freuen,
Die holde Kunst; auch Dir wird mancher Wicht
Den Ernst des wahren Strebens nicht verzeihen!
Dann halte fest! Dann weich' und wanke nicht,
Und sage Dir, wie Du es mir verkündet,
Daß einst die Nachwelt Deine Palme flicht!
— Laß jetzt mich scheiden! Meine Stärke schwindet —
Ich fühl' es: mit dem langersehnten Tod
Hat diese letzte Freude sich verbündet!
Drob segn' ich zwiefach Dich, der mir sie bot!
Und will Dir je Dein Künstlermuth erschlaffen,
So denk' an mich und meines Lebens Noth!
Ich bin Dominichin, der dies geschaffen!"




Des alten Seglers Heimkehr.
Von C. F. Scherenberg
Was er geliebt, in Sturm und See
Verflogen war's, verschwommen;
Nun dachte er nach seinem Ade
Einmal wieder heim zu kommen.

Nun hing er, fremder Sonnen satt
In seinen höchsten Tauen,
Die Thürme seiner Vaterstadt
Je eh'r je lieber zu schauen.

Schwenkt seinen Hut, als sie in Sicht,
Liess seine Locken wehen;
So war's beim Scheiden, anders nicht
Soll's sein beim Wiedersehen.

Nur

Nur daß derzeit ein braunes Haar
Die helle Stirn umkränzte,
Jetzt das Gesicht gedunkelt war,
Die Locke silbern glänzte.

Und als er heim war in dem Port,
Vor alter Landungsbrücke,
Sprang er, wie einst hoch an den Bord,
Hussah! an's Land zurücke.

Nur hat derzeit, als er Abschied nahm,
Wohl manches Auge geschwommen,
Und jetzund, als er wieder kam,
Hieß keines ihn willkommen.

Er stand allein in dem Gewühl,
Nach Fracht viel Hände fassen,
Ihn schoben sie bei Seite kühl
In fremd gewordne Gassen.

Ach Alles anders er jetzt schaut,
Als die Gedanken wissen!
Die alten Plätze sind verbaut,
Die Mauern weggerissen.

Er muß sich fragen durch Vaterstadt
Zum Haus, wo er geboren!
Und als er es gefunden hat,
Da hat er's erst verloren.

Das schaut aus Fensteraugen groß
Im frostig neuen Kleide
Ihn an so fremd, erinnerungslos,
Als kannten nie sich beide.

Er, der sonst mit der Thür ins Haus
Den lauten Weg gegangen,
Klopft leise an, spricht draußen aus
Beklommen sein Verlangen.

Man glotzt ihn an, versteht ihn nicht:
Wo der und die geblieben? —
Wer weiß noch was von der Geschicht'
Und seinen alten Lieben!

Der Segler dacht: O liebe Zeit!
Ich flog im Sturmesgange
Nur durch einmal, durch Läng' und Breit'!
War das zusammen so lange?

Er drückt in seine Stirn den Hut,
Schlägt weg sich von der Schwelle,
Stürmt fort, das Aug' voll salz'ger Fluth,
Als wär' er noch auf Welle.

Stürmt, bis am Friedhof er, dem Strand
Der grünen Dünen, landet;
Land! ruft er auf dem stillen Strand,
Als wär' er erst gelandet.

Und fand nun auch im letzten Port,
Wo der und die geblieben,
Fand Alles hier an einem Ort:
Die Heimath und die Lieben.

Die Dänenbrüder.

Von B. v. Lepel.

I. Das Schachspiel.

Bei Schleswig unter den Buchen
Da geht es nächtlich um —
Wer streift dort, Ruh zu suchen,
Im düstern Wald herum?

Das ist des Herzog Abels Geist,
Von dem mein Lied verkünde,
Um welche schwere Sünde
Er dort so ruhlos kreist.

Schloß Gottorp's Kerzen glühten
Schon matt im Schlafgemach,
Da saßen mit finstrem Brüten
Die Fürsten noch beim Schach.
Der König Erich stierte drauf,
Die Stirn in finstrer Falte,
Und der Herzog Abel ballte
Die Faust um den Degenknauf.

Sie zogen die Sammtbarette
Sich tief in's Angesicht,
Wohl sahn sie nach dem Brette —
Des Spieles dachten sie nicht.
Schwer über dem leichten Puppenheer
Aufstiegen und versanken
Die Wogen der Gedanken
Und wälzten sich hin und her.

Der Herzog hob den Springer —
„Da sitzt er als mein Gast,
„Doch auch als mein Bezwinger —
„Abschüttl' ich mir die Last!
„Erst hat er mir mein Land geraubt,
„Nun braucht er meinen Degen —
„Ich brauch' ihn ihm entgegen,
„Und heute fällt sein Haupt."

Der König rückt den Bauer:
„Mein Bruder blickt so wild —
„Wen hat er auf der Lauer?
„Bin ich es, dem es gilt?
„Weh! warum sandt' ich meinen Troß
„Voraus zum Friesenstreite!
„Wer steht mir nun zur Seite
„Heut Nacht in Abels Schloß?"

Und Abel: „Schach dem König!"
Nachhallt das wilde Wort
Um Erich tausendtönig,
Ein Ruf nach Rach' und Mord.
Es fährt ein Feuer ihm in's Hirn
Und weckt sein schwer Gewissen —
Er wehrt den Schlangenbissen
Und faßt sich nach der Stirn.

Auftaucht, von Nacht umschattet,
Vor ihm der Hochaltar,
Darunter lag bestattet
Sein Vater Waldemar.
Es öffnet sich der Marmorgrund
Dicht vor dem Graunumdrohten —
Vortrat der Geist des Todten
Und sprach mit bleichem Mund:

„Weh Dir! Der Dänen Ruder
„Du führst es nicht mit Ruhm
„Und Abel, Deinem Bruder,
„Nahmst Du sein Herzogthum.
„Du hast ihm Schleswigs Krone geraubt,
„Die ich ihm gab zu erben,
„Und sahst, wie ich im Sterben
„Sie ihm gesetzt auf's Haupt.

„Du höhntest meinen Willen
„Und zogst in den Bruderstreit —
„Weh' Dir! Es hält im Stillen
„Die Rache sich bereit:
„Mit tausend Schwertern klirren schon
„Ums Haupt Dir seine Vasallen,
„Gudmunsens Schwert vor allen —
„Weh' Dir, weh' Dir, mein Sohn!"

Der König preßt erschaudernd
An die Stirn die Hand auf's Neu' —
Dann reicht er stumm und zaudernd
Dem Bruder sie, voll Reu'.
Der Bruder aber will's nicht sehn —
„Ist Dir mein „Schach!" ein Schrecken?
„Der König mag sich decken,
„Bald ist's um ihn geschehn!"

II. König Erich's Tod.

Schwarz lag die Nacht gebreitet
Ueber den Seen der Schlei;
Des König's Nachen gleitet
Die Ufer schnell vorbei.
Er saß am Steuer und führte das Boot,
Noch einmal Glück zu erjagen,

Noch einmal umgeschlagen
    Den Mantel purpurroth.

„Mein Fährmann sei nicht träge,
    „Dein König lohnt es Dir!
„Ich höre Ruderschläge
    „In der Ferne hinter mir.
    „Mein Herz ist groß, mein Gold ist schwer!
„Bringt vor der Mörderrotte
„Mich schnell nach meiner Flotte
    „Hinaus in's freie Meer!“

Doch wie sie die Gewässer
    Auch schlugen gut und viel,
Gudmunsen ruderte besser
    Und schneller war sein Kiel.
    Er holt' ihn ein, er hielt ihn an
Beim Hügel vor Missunde,
Da rückte die letzte Stunde
    Dem König bang' heran.

„Gudmunsen, Abels Henker!
    „Ich weiß, was Du begehrst!
„Doch — laßt dem Schicksalslenker
    „Vorm Tod mich beichten erst.“
    Sie holten ihm den Klausner her
Aus einer Waldkapellen, —
Da beichtet' auf den Wellen
    Der König viel und schwer.

„Noch einer Last entladen
    „Muß ich mich vor dem Tod:
„Als ich zu Abels Schaden
    „Mein Volk zum Krieg entbot,
    „Da schämte sich meines bösen Ziels
„Der Held vom Friesenheere,
„Der reich an Ruhm und Ehre
    „Und heißt mit Namen Niels.

„Stolz weigerte mir der Friese
    „Sein Theil an meiner Fahrt
„Und sprach: Eine Fahrt wie diese
    „Paßt nicht zu meiner Art.
    „Denn beut'st Du Trotz des Vaters Spruch
„Und Hohn des Bruders Rechten,
„Willst Du mit Deutschen fechten —
    „Trag' ohne mich den Fluch.

„Deß trug ich ihm ein Grollen
    „Im tiefsten Herzen nach,
„Und hab' ihn schlagen wollen, —
    „Nun ward es mir zur Schmach!“
    Er sprach's. Von seinen Schultern dann
Nahm er, in Reu' und Leide,
Sein fürstlich Goldgeschmeide
    Mit einem Kreuz daran.

„Mein Priester, diese Gabe
    „Sei ihm von Dir gebracht,
„Und sag' ihm treu, ich habe
    „Im Tode sein gedacht.
    „Sag, daß mein Zorn und all mein Groll
„In Lieb' und Reu' sich kehrte,
„Und, — daß mit seinem Schwerte
    „Er einst mich rächen soll.“

„„Solch Beichten muß ich enden!““
    Gudmunsen ruft's, und faßt
Und schwingt mit beiden Händen
    Des Streitbeils eiserne Last.
    Todt lag der Fürst von einem Hieb —
Und bald nach diesem Streiche
Hoch über seiner Leiche
    Das stille Wasser trieb.

III. Der Friesen Rache.

Dumpf scholl von Mund zu Munde,
    Sobald die Nacht versank,
Durch's Land die bange Kunde,
    Daß heut der König ertrank.
    Der Herzog aber rief sogleich:
Ich komme des Reichs zu hüten,
Ihr Dänen, Friesen und Jüten,
    Mein ist das Inselreich!

Die Großen der Jüten und Dänen
 Die traten in Abels Schloß,
Manch' treues Aug' in Thränen,
 Weil Erich Liebe genoß.
 Dort sprach der Däne Rolf im Saal:
„Herzog, ich kann Dir sagen,
„Der König ward erschlagen,
 „Und Du bist, der's befahl!"

Swent Jring sprach: „Mit Nichten
 „Ertrank der König im Strom:
„Wir können sein Grab errichten
 „Zu Schleswig hier im Dom.
 „Ich fischt' ihn auf, da lag er im Kahn,
„In des feuchten Purpurs Falten,
„Sein Haupt, das war gespalten —
 „Und das hast Du gethan!"

Aufsprang vor seinen Rittern
 Der Herzog zornentbrannt,
Sein Fußtritt macht' erzittern
 Den Saal und wer drin stand.
 „Weß Zung' es wagt, in meinem Haus
„Des Mords mich zu beschuld'gen,
„Statt mir als Herrn zu huld'gen,
 „Dem reiß' ich, traun, sie aus!"

Und wieder Swent der Jüte,
 Der Erich fand im Fluß,
Sprach: „Herr, vernimm in Güte,
 Was ich Dir sagen muß:
 Dir steht nicht eh' der Thron bereit,
Bis Du mit zwölf der Deinen
Dich von der Schuld magst reinen
 Durch einen heil'gen Eid."

Da sprach, auf's Schwert sich beugend,
 Gudmunsen neben dem Thron:
„Herr, schuldlos Dich bezeugend
 „Sind mehr denn zwölf wir schon.
 „Daß rein Dein Schwert, kann freien Blicks
„Von uns ein Jeder schwören,
„Drum laß den Eid nur hören
 „Und bringen das Crucifix."

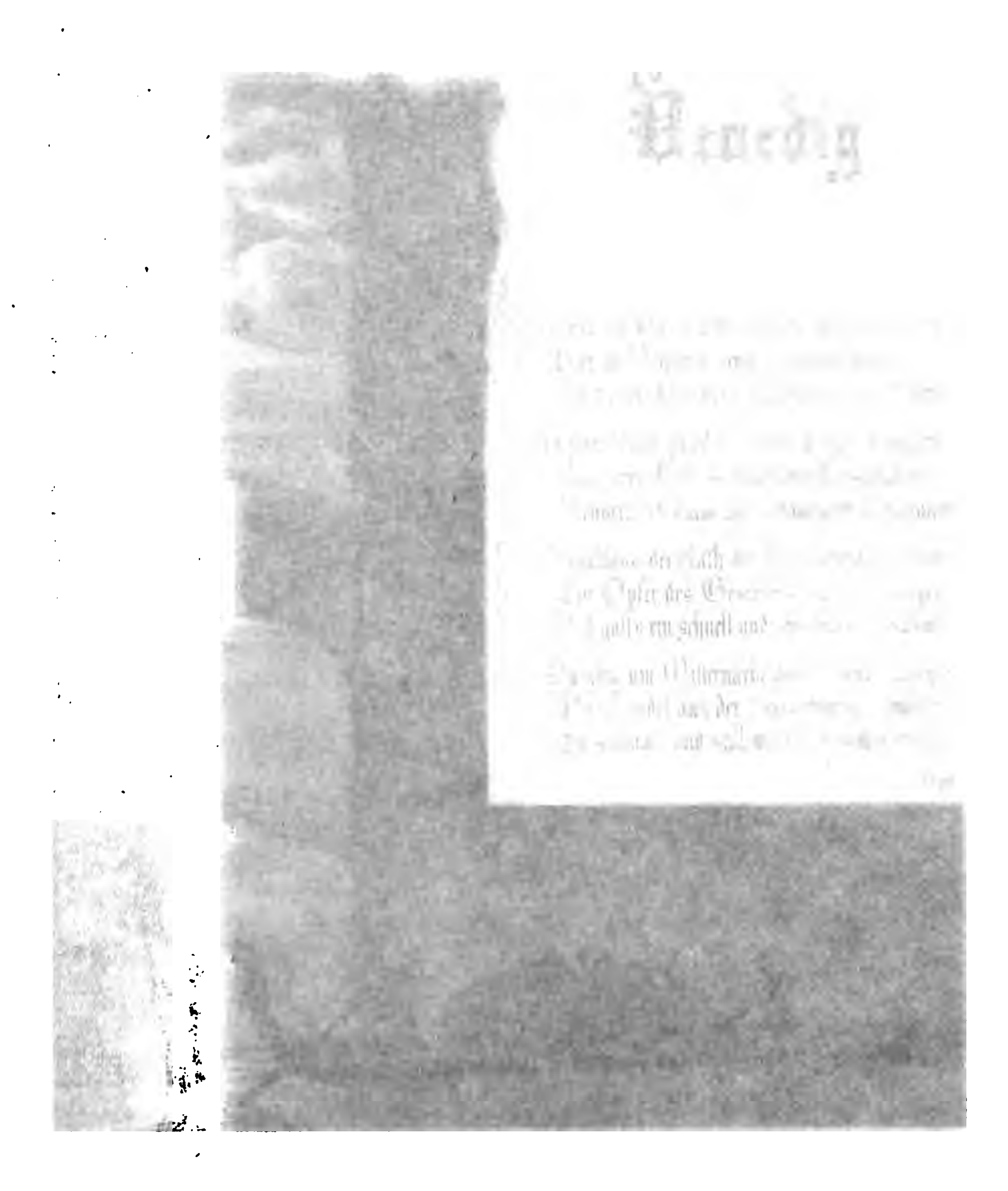
Darauf mit zwölf der Seinen,
 Gudmunsen oben an,
Der Herzog, sich zu reinen,
 Den heil'gen Eid begann:
 „So wahr mir helfe des Heilands Huld
„Sprech ich mit Christenmuthe
„Mich rein von Erichs Blute
 „Und trage keine Schuld."

Aufstieg nach diesem Eide
 Vorm Schloß Drometenton:
Stolz trat in stählernem Kleide
 Ein Herold vor den Thron.
 Sein eiserner Handschuh fällt und klirrt
Zu des finstern Herzogs Füßen:
„Hiemit läßt Niels Dich grüßen,
 „Der Erich rächen wird!"

„Wohlan denn, Ihr Rebellen!"
 Der Ruf des Herzogs schallt,
„Ich werd' Euch Alle fällen,
 „Wie einen wilden Wald!"
 Da zog er gegen den Friesenstamm
Mit seinen Rittern allen, —
Doch ist sein Stern gefallen
 Beim Sumpf am Milderdamm.

Dort lag Gudmunsens Leiche
 Das Haupt getrennt vom Rumpf,
Dort sank vom Friesenstreiche
 Der Herzog in den Sumpf.
 Und als der rächende Schlag verhallt,
Den ihm sein Herr geboten,
Trug Niels den Leib des Todten
 In einen finst'ren Wald.

Er barg ihn dort im Grunde
 Bei Schleswig, dunkel und dicht,
Gewendet nach Miffunde
 Das starre Angesicht.
 Nachts irrt sein Geist dort auf und ab,
Wo die rauschenden Buchen ragen,
Um seine Schuld zu klagen,
 Und hat nicht Ruh' im Grab.





Venedig

Von Moritz Graf Strachwitz.

† 11. Dec 1847

Ich bin so krank, und sterben möcht' ich gerne
Hier in Venedig, und begraben liegen
In dieser Fluth, dem Ruheplatz der Sterne!

In jeder Nacht pfleg' ich mich drauf zu wiegen,
Und ihrer Tiefe schwärzeste Geschichten
Behorch' ich dann mit schaurigem Vergnügen.

Beschloss der Rath der Drei, geheim zu richten
Ein Opfer, des Geschrei's im Volke wegen,
Und gab's ein schnell und spurenlos Vernichten,

Da glitt um Mitternacht, dem Mond entgegen,
Die Gondel aus der Seufzerbrücke Schatten,
So schwarz und still, wie alle Gondeln pflegen.

Und

Gez. v. C. Arnold

Farbendr. v. Storch & Kramer Berlin

Und lautlos durch Galeeren und Fregatten
Kroch sie hindurch, bis wo des Meeres Enge
Sich dehnt zu breiteren, smaragdnen Matten.

Dort hielt sie still. Dann aber war's, als sprenge
Ein dumpfer Fall die kaum bewegte Fläche,
Und leise Kreise zitterten in Menge.

Auch war's den Schiffern, die im Nachtgespräche
An Lido's Ufern stellten ihre Stricke,
Als ob ein Schrei im Wellenschlag zerbräche.

Die stille Gondel aber schwamm zurücke,
Wie sie gekommen, spurlos und verborgen,
Und schwand im Schattenstreif der Seufzerbrücke:

Doch der Verbrecher starb am andern Morgen.

2.

Stets singt und jubelt der Venetianer,
Ihn stören kaum die Säulen alter Tage,
Die ihn umragen, steinerne Ermahner!

Hier schwimmt Musik im Silberwellenschlage
Und die Piazza trieft von Licht und Leben,
Verloren scheint die Sage und die Klage!

Mich aber packt ein innerstes Erbeben,
Seh' ich um dieses wimmelnde Gewürme
Die alte Pracht ihr fürstlich Haupt erheben!

Wie dumpfer Vorwurf tönt der Mund der Thürme,
Und von dem Meere durch des Löwen Mähne
Ergeht ein Wehen längst verbrauster Stürme!

Hinaus, hinaus, wie stille, schwarze Schwäne
Ziehn dort die Gondeln, draußen ist es stille,
Ich muß im Stillen weinen eine Thräne: —

Venedig fiel, das war, o Herr, Dein Wille! —

3.

Der alte Gondolier beginnt zu plaudern,
Liebkosend, sanfter streichelt er die Fluthen,
Die leicht im kalten Mondenlichte schaudern!

Indeß verlodern der Piazza Gluthen,
Es ist, als hörte man in Tropfen leise
Das Herz Venedigs durch die Stille bluten!

Und mit gedämpfter Stimme spricht der Greise:
„Wenn so der Vollmond durch die Colonnade
Der Dogen zittert, wie verlorner Weise,

„Dann kommt entlang die schattende Arkade
Ein schwarzes Weib, den schwarzen Zendel tragend,
Und lehnt sich schweigend an die Balustrade.

„Darauf, den Schleier aus der Stirne schlagend,
Hebt mit dem Antlitz sie, dem stolzen, bleichen,
Zum Mond empor ihr dunkles Auge klagend.

„Und ob des Meers mondschimmernden Bereichen
Ertheilt sie so mit zärtlich bangem Blicke
Aus schlanker Hand des Kreuzes Segenszeichen.

„Gesenkten Hauptes wallt sie dann zurücke,
Und Mancher meint, daß aus des Schleiers Welle
Das goldne Horn der Dogenkrone blicke.

„Durch's Thor La Casta wandelt sie ins Helle,
Und von der Riva Säulen sieht man schieben
Sich eine Gondel, schlank wie die Gazelle.

„Noch auf der Puppa rückwärts stehn geblieben,
Wirft auf die Löwenstadt die blasse Fraue
Den letzten Blick mit schwermuthsvollem Lieben —

Dann schwimmt die Gondel rasch hinaus ins Blaue!"

4.

Der alte Gondolier hört auf zu plaudern,
Aus seinen Falten scheint es leis' zu rinnen,
Durch ganz Venedig weht geheimes Schaudern.

So ist's! — Du warbst entfernt und gingst von hinnen,
Doch ängstlich kehrst Du heim mit frommer Treue,
Dein Aug' zu weiden an den theuren Zinnen.

Ich sah Dich schon, es war mit heil'ger Scheue;
Denn Sonnenglorie schwamm um Deine Züge,
Gold war Dein Mantel und Dein Thron der Leue!

Die Welle kam, daß sie sich dienend schmiege
An Deinen Fuß, Du trugst die Mauerkrone,
Um ihre Zacken stob der Sturm der Siege!

Vor seinem Hauche stürzten Kaiserthrone
Und hingeschmettert wimmerten die Heere
Und sanken Flotten, stolze Amazone!

So sah ich Dich im Schimmer höchster Ehre,
Ein glücklich Weib, um das man gerne würbe —
Nun aber schweifst Du einsam durch die Meere,

Und Niemand ist, der für Dich lebt' und stürbe!

5.

Im Gondelkissen ruht der fremde Kranke,
Sich sonnend in der wundervollen Kläre,
Da stürmt ihn auf ein tödtlicher Gedanke:

Und wenn ich wirklich nun gestorben wäre
Und meines Dichtens unglücksel'ger Schatte
Dahingeweht im Hauche dieser Meere,

Dann kämest Du, die ich verloren hatte,
Vielleicht hierher, Venedigs Glanz zu schauen,
Und mit Dir käme ein geliebter Gatte!

Ich sehe schon in Deinem Auge thauen
Der reinsten Seele keuschestes Entzücken,
So wie der Vollmond schwimmt im Dunkelblauen.

Ich seh' Dich gehn mit wundersel'gen Blicken
Durch diese duftgewobenen Arkaden,
Die feenhaft sich in einander stricken!

Ich seh' Dich trunken dann im Glanze baden,
Wenn der Piazza Feiernächte blinken
Und ganz Venedig schwimmt in Serenaden.

O stolzes Glück, Dein selig Ach zu trinken,
Und Hand in Hand auf einem Meer zu schweben,
Drin Mond und Sterne jubelnd untersinken.

Doch mitten in dem farbenreichsten Leben
Soll sich vor Dir ein längst vergessner Name,
Des armen Träumers bleich Gespenst erheben!

Und sprechen soll es mit melod'schem Grame,
Wie ferner Wellen klagendes Getose:
„Laß mich Dein Führer sein, o schöne Dame!

„Bis zu des Abgrunds muschelreichem Moose
Kenn' ich Venedig und ich will erschließen
Den tiefsten Kelch Dir dieser Meeresrose.

„Als man mich damals riß von Deinen Füßen,
Da sucht' ich noch dies Ufer zu erreichen,
Um meinen Schmerz erhaben zu genießen!

„Hier prangt der Tod mit tausend Siegeszeichen,
Doch ew'ge Schönheit strahlt von seiner Hippe,
Und wölbt sich glorreich über stolzen Leichen!

„Es wirft die Kunst um bleichende Gerippe
Ihr Purpurkleid im reinsten Farbentone,
Bis daß sie lächeln, süß wie Deine Lippe! —

„Sprich! bin ich nicht ein guter Cicerone?
Wie blüht Venedig! Doch der Hauch der Grüfte
Wogt fast berauschend aus der Blumenkrone

Durch all den Jubel goldgestirnter Lüfte."

6.

Kannst Du das Leben nicht lebendig leben,
Statt über diesen feuertrunknen Farben
Auf schwarzem Fittig alten Grams zu schweben?

Venedig fiel und seine Helden starben! —
Doch sieh, der Markusplatz ist lauter Feuer
Und wirft ins Wasser tausend Strahlengarben.

Hier schwimmt die Lust und wirft hinweg das Steuer,
Hier wehn der Schönheit jugendlichste Lichter
Um alter Meister herrlichstes Gemäuer.

Da unten aber wogt es dicht und dichter;
Und zwingt Dich nicht zum reizenden Vergessen
Die Lebensfülle strahlender Gesichter?

Der tiefe Himmel wölbt den Platz indessen
Mit Amethyst zum säulenstolzen Saale,
In keinem schönern bist Du je gesessen! —

Umsonst, umsonst! Mein Auge schmerzt vom Strahle,
Mein Herz ist müd' — laß schnell Dein Ruder triefen,
Mein Gondolier, hinab den Gran Canale!

Wenn Licht und Lärm sich hinter uns verliefen,
Dann kann mein Aug' auf Mondeswellen schweifen
In öder Fenster schwermuthsvolle Tiefen!

Hier weht von wundervollen Säulenknäufen
Der Schwermuth Schlingkraut über Thor und Mauer,
Hier kann mein Herz im Stillen blühn und reifen!

Nicht kam ich her zu diesem Wonneschauer,
Venetia, daß kurzer Glanz mich bade,
Ich kam zu Dir, zu theilen Deine Trauer!

Kein Fenster klirrt auf meinem öden Pfade,
Und nur die Welle, träumerisch und trübe,
Spielt an Venedigs marmorne Gestade

Mit leisem Schlag ein Lied — verlorner Liebe!

7.

Venedigs Tochter mit dem schönsten Busen,
Wie sie gemalt die Kunst des Veronesen,
Was ist für Dich der fremde Sohn der Musen?

Ich sage Dir, es ist ein Tag gewesen,
Wo nicht umsonst mich so Dein Aug' betrachtet,
Das Köstlichste hätt' ich herausgelesen!

Ich weiß recht gut, wenn's im Canale nachtet,
Wie man sich schwingt zu maurischen Geländern,
Wo hinter Blumen solch ein Auge schmachtet!

Süß ist es dann ins Meer hinauszuschlendern,
Und Stirn an Stirn im Mondenstrahl zu stützen: —
Die Lieb' ist schön in diesen schönen Ländern!

Du siehst indeß das Ruder Perlen spritzen
Und leichter Seewind kühlt der Wange Flamme; —
Doch all' den Reichthum darf ich nicht besitzen!

Es ist ein kaltes Land, woher ich stamme,
Und kalte Augen werden mich begrüßen,
Doch sieh! schon liegt mein Schiff am Hafendamme!

Mein Herz will mövengleich durch Meere schießen,
Und über Alpen kriecht es auf den Knieen,
Damit's daheim getreten sei mit Füßen —

Doch mir, Signora, sei von Dir verziehen!

8.

So fahre wohl, Venetia,
Es donnert das Signal!
Die Woge spricht vom Märchenglanz
Mir, ach! zum letzten Mal!
Hab' treuen Dank, Du Meeresfee,
Für Deine reiche Huld,
Und, daß ich nicht vergessen kann —
Es war nicht Deine Schuld.

Schwarzäugige Venetianerin,
Die in der Gondel liegt,
Indeß das prächtige Gelock
Im Wellenwinde fliegt,
Es spielt Dein Finger in der Fluth,
Dein Auge flammt mich an —

Und wenn ich hier nicht glücklich war,
Du bist nicht Schuld daran.

Glorreiche Kunst, die, perlengleich,
Im Meeresschooß gereift,
Prachtvolle Schwermuth, fahre wohl,
Die hier so üppig träuft!
Wie reizend bist Du, Stern der See!
Aus Norden weht es kalt!
Wer hier Vergessen nicht gelernt,
Der lernt es nicht so bald!

9.

Venedig schwindet in des Meeres Düften,
Schon rankt sich farbig in Gewind' und Lauben
Des Herbstes Rebe über sammtnen Triften.

Der erste Staub beginnt am Weg zu stauben,
Und fast verwundert hör' ich wieder Pferde
Nach langer Zeit im Morgenwinde schnauben.

Doch fast erbittert mich die grüne Erde! —
Du edle Stadt aus Wasser und aus Steinen,
Weiß Gott, wann ich Dich wiedersehen werde.

Als wie ein Traumbild willst Du uns erscheinen,
Und wie ein Traumbild seh' ich Dich verwehen,
Und schaue nach und möcht' am liebsten weinen!

Denn wer gehört das Lied der Meeresfeeen,
Der starrt so lang' ins feuchte Aug' der Tiefe,
Bis er versinkt — und wird nicht mehr gesehen!

Und wenn mich nicht ein andres Auge riefe,
So scheu und tief, wie Adria's Gewässer,
Geblieben wär' ich bis mein Herz entschliefe —

Und nirgend schläft ein müdes Herze besser!

10.

Und weißt Du, was 'ne Gondel ist,
Und wie sich's drinnen wiegt?
Ein Ding, das kaum die Woge küßt,
Wenn's zierlich drüber fliegt!
Sie schwebt so gleich, Du ruhst so weich,
Der Aether liegt im Meer,
Du denkst, Du schwimmst im Himmelreich,
Die Sterne um Dich her!

Sei mir gesegnet, schwarzer Schwan,
Wie hast du mich verwöhnt —
O weh! das ist die Eisenbahn,
Ha, wie das keucht und stöhnt!
Das Ohr ist taub, das Herz ist matt,
Nun rumpelt es von dann —
Und wer das Ding erfunden hat,
Der war — ein großer Mann!

Wir verdanken diese noch ungedruckten Terzinen des zu früh verstorbenen Dichters einem Freunde, die Erlaubniß der Mittheilung den Angehörigen. Sie wurden im Herbst 1847 (dem Todes-Jahr) geschrieben.

D. Red.

Sprüche.

Von Franz Kugler.

Nicht alle Blumen im Felde drauß
Sind geschaffen zu Kranz und Strauß;
Manche knospet und manche verblüht,
Wo sie kein Menschenauge sieht, —
Oeffnen sich doch der Maienluft,
Sind doch selig im eignen Duft.

Wer sich im Feld herum will schlagen,
Muß Wachen, Hunger und Frost ertragen;
Wer hinter dem Ofen sitzt in Ruh,
Giebt seinen kritischen Senf dazu.
Er mag's nicht allestund bedenken,
Daß er nur hat, was wir ihm schenken.

Im Dichterwald, zur Zeit,
Welche Metamorphosen!
Jünglinge im Jungfernkleid,
Jungfräulein in Hosen!
Nur Eins, ihr holden Kleinen,
Ließet ihr zweifelhaft: —
Was ihr dabei mögt meinen
Von wegen der Nachkommenschaft.

„Bleib mir vom Hals:
Ich weiß, du bist
Doch einzig nur ein Realist!" —
Jedwedenfalls!
Weil nach dem Ideal zur Frist
Mein Streben ist.

Die Wissenschaft heischt dreierlei Thun:
Suchen, Binden, Gestalten.
Sie denken, sie könnten lorbeerruhn,
Wenn sie's mit *einem* gehalten.

Die sich des Ganzen beflissen,
Was gewannen sie,
Wenn die Glieder verloren,
Draus das Ganze sich ründet?
Die die Stücke wissen,
Was umspannen sie,
Blieb das Wort ungeboren,
Das sie zum Ganzen bindet?

Was stehst du vor dem Labyrinth? —
„Keine Knäuel zu kaufen sind,
Aus den Grotten drinnen mich zu entwirren." —
Bleib haußen, wagst du nicht zu irren!

„Warum keinem andern Götzen
Bauten sie ein Haus so stolz?" —
Mag sie keiner so ergötzen:
Sie schnitzten ihn aus eignem Holz.

Willst du mit Dummen rechten,
Mußt du sie knechten;
Willst an Schurken dich kehren,
Mußt du dich wehren;
Willst an Narren dich ketten,
Mag Gott dich retten!

Ekelhafteres weiß ich nicht,
Als wenn mir ein Narr zur Seite ficht:
Das Ding, dafür ich mein Leben lasse,
Er macht's zur Grimasse.

Fingst du was an zur guten Stunde,
Raste nicht, eh' es zu Ende.
Du schuffst dir eine eiternde Wunde,
Kommt's in der Thoren Hände.

Was bei der Elite der Wissenschaft
Dir die nobelsten Gönner schafft?
Wenn ihr höherer Blick und Verstand
In dir ein verkanntes Genie erkannt.

Kein Phantast ist solch ein Wicht,
Am Apostel fehlt's ihm nicht.

Wenn der Phantast den Kuchen bäckt,
Hat der Narr, danach er schleckt.

Was ergötzlicher als ein Phantast?
Zwei von der Art.
Ist einer beim andern zu Gast,
Wird kein Weihrauch gespart.
Kommen sie sich draußen in's Gehege,
Giebt's unbarmherzige Schläge.

Phantast und Philister, hold vertraut,
Wohnen zusammen in *einer* Haut;
Wird keiner bei den Phantasten gelitten,
Den nicht die Philister rite beschnitten.

Ein Virtuos, der uns im Bann
Der Jugend einst berauschet, —
Jetzt, da er wiederkehrt, ein Mann,
Stehn wir als wie vertauschet.

Es ist der stolze Uebermuth,
Wie weiland er erklungen;
Nur daß sich all der wilden Glut
Kein Lichtgestirn entrungen.

Vor Ueberschwänglichen zumeist
Wahre deine Kammer:
Was aus dem Rausch erblüht, das heißt
In Deutschland Katzenjammer.

Mein Wort, soll's wider mich zeugen,
Werd' ich's nicht beugen;
Nur eh du's trägst durch die Gassen,
Denk', es zu fassen.

„Im Dorf von allen Pforten
Die Hunde klafften hinter dir drein." —
Sie merkten's, mit der Sippe dorten
Hab' ich nicht Sonderliches gemein.

„Der arme Stümper! du riebst ihm ja
Blutig die Ohren heute." —
Es war exempli gratia,
Es galt der ganzen Meute.

„Ein Lump von Autor! Worte und Sinn,
Er hat's bei dir zusammengelesen." —
So dank' ich ihm den schönsten Gewinn,
Zu sehn, daß ich was nütze gewesen.

„Und Namen citirt er übergenug,
Und nur den deinen wagt er zu missen!" —
Mein gutes Kind: es wäre nicht klug,
Vernünftiges nicht von selber zu wissen.

Er wollte mir am Zeuge was flicken,
Doch seine Nadel ging in Stücken.
Du guter kleiner Schneidersmann,
Schau an den Kitteln das Tuch erst an!

„Sie sagen, du schreibst wie ein Tourist,
Der im Dampfwagen die Welt durchflogen." —
Weil im Kessel der Dampf mein Sklave ist,
Weil die eisernen Gleise fest gezogen.

Und als sie den Koran studirt,
Sahn sie, wie schief der Prophet citirt;
Sie hätten es säuberlicher gemacht, —
Nur keinen Koran zu Stande gebracht.

Buchstabiren, ihr hübschen Jungen,
Ist euch wunderbarlich gelungen.
Wüßtet ihr zwischen den Zeilen zu lesen,
Wär's noch ein wenig besser gewesen.

Hab sie mit Eifer unterwiesen,
Grade Zeilen auf's Blatt zu schreiben;
Haben mich dankbar drob gepriesen,
Wollen nur doch bei den krummen bleiben.

Hast du's erspüret, weiser Kant,
Wovon der Meister nicht gesprochen,
So spüre fort, bis du erkannt,
Warum er nicht davon gesprochen.

Ohr und Verständniß
Heischest du von den Tauben?
Gnüge dir ihr Bekenntniß,
Daß sie an dich glauben.

(Tria faciunt monachum.)

Im Ordenshaus hat's drei Gesetze: —
Von Oberen nie Uebles schwätze,
Allzeit mit Maßen thu die Pflicht,
Und laß geschehen, was geschicht.

„Warum knöpft er so eng sich ein?" —
Sie sollen denken, es stäke was drein.

Die Zünfte haben sie geächtet,
Sind recht erst von der Zunft geknechtet.

Mancher mit gethürmtem Ranzen
Geht wie zum Tanzen;
Mancher bricht zusammen fast
Von unsichtbarer Last.
Ist nichts, das sich schwerer trüge
Als das Joch der Lüge.

Es ist das ärgste von allen Uebeln,
Eigner Thorheit nachzugrübeln.
Willst du der Noth des Sumpfs entrinnen,
Sei klug, du Narr, und bleib nicht drinnen!

Muth vor allen Gaben
Muß ein Menschenkind haben;
Zuweilen auch mag es nützen,
Ueber den Bedarf zu besitzen.
Schilt nicht die übermüthige Jugend:
Sie hat zum Leben die beste Tugend.

Die in junger Brust ich barg voll Schaam,
Die ich Knabenthorheit gescholten, —
Jetzt, da ich durchgemustert den Kram,
Der als ein Mirakel wonnesam
Die langen Jahre gegolten, —
Wie steht ihr in verklärtem Strahle,
Ihr meine kindischen Ideale!

Von der Nachwelt willst du dein Recht?
Sie ist von demselben Geschlecht:
Sind's nicht die Götzen von heute,
Fällt sie andern zur Beute.
Kannst sie auch missen, —
Nur nicht dein eignes Gewissen.

So spricht Krischna, der höchste Herr der Welt:
Wer andern Göttern dient mit reinem Glauben,
Ist, ohne daß er's weiß, auch meinem Dienst gesellt.

Wer ein Stück vom Leben durchgemacht,
Welt und Menschen gar bald veracht't.
Nur wem sein thöricht Herz geblieben, —
Eh' er's gedacht,
Ist er der Thor, von Frischem zu lieben.

Luna.

Von Herman Grimm.

O Königin der Nacht, du hast's gesehn,
Die Thränen sahst du und des Herzens Flammen,
In heißen Strömen sahst du sie zusammen
Berauschend ganz durch meine Seele gehn;
Wie ich ersehnt des Morgenwindes Wehn,
Nicht wollt' ich mich ihm schön und lockend zeigen,
Unmöglich war's zu reden, war's zu schweigen,
O Königin der Nacht, du hast's gesehn.

Mein Liebster kam, die Wonne, die ich fühlte,
Wie er mich bei den Händen nahm, — du bist
Mein Zeuge, wie sein Mund mit Schwüren spielte,
Wie ich ihn küßte, wie er mich geküßt!
In süßen Träumen war mein Herz verloren —
Weh mir, wo ist die Zeit, als das geschehn?
Verlassen hat er mich und falsch geschworen,
O Königin der Nacht, du hast's gesehn!

Sonett.

Nach Michel Angelo. — Von Herman Grimm.

Ich sehe sanftes Licht mit deinen Blicken,
Mit meinen eignen Augen bin ich blind,
Mit dir in gleichem Schritte wandelnd sind
Leicht mir die Lasten, die mich sonst erdrücken.

Auf deinen Schwingen mit empor getragen,
Flieg' ich mit dir hinauf zum Himmel ewig,
Wie du befiehlst, kühn oder zitternd leb' ich
Kalt in der Sonne, warm in Wintertagen.

In deinem Willen ruht allein der meine,
Dein Herz, wo die Gedanken mir entstehn,
Dein Geist, in dem der Worte Quell sich findet:

So kommt's, daß ich dem Monde gleich erscheine,
Den wir soweit am Himmel nur ersehn,
Als ihn der Sonne Feuerstrahl entzündet.

Zu den Bildern.

Wie gesagt, unsere Fracht sind diesmal Bilder und Lieder. Wir erfreuen uns im Leben des angenehmsten Verkehrs mit den bildenden Künstlern; wir tauschen Bilder und Lieder aus, sie schmücken unsere Feste und geben ihnen ein stattliches Gepräge, wir singen und sagen auf den ihrigen. Es ist eine gar schöne Sache um den heitern Verkehr der Künste mit einander. Es giebt dabei viel zu genießen, aber auch zu denken. Ihre Blutsverwandtschaft steht fest und in glücklicher Ergänzung heben und fördern sie einander oft auf eine liebenswürdige Weise. Wir beabsichtigen hier keine philosophische Untersuchung dieses Verhältnisses. Das Resultat könnte nur das längst gewußte sein, daß dabei der Natur und dem Wesen der einzelnen Kunst keine Gewalt angethan werden darf. Es ist aber die schöne Sitte der Musen, daß, wo die eine herrscht, die andern sie in dienender Gefälligkeit und Anmuth umgeben, weil ihnen die Harmonie als Grundgesetz in die Seele gepflanzt ist. Alle Versuche von gezwungenen Zusammenwirkungen, welche die Natur einer Kunst kränken, können in ihrer innern Unwahrheit nicht lange bestehen; aber die freundliche Begleitung zurückweisen, wie man leider irgendwo vor der Bühne der Melpomene und Thalia die liebliche Euterpe zurückwies, welche doch die Gemüther für die Aufnahme des Wortes zu stimmen versteht, das ist, wenn nicht Unnatur, doch Unkultur. Wolle man uns also gestatten, abwechselnd zum Auge und zum Ohr zu sprechen, und wie die Künstler uns diesmal haben die Argo zimmern helfen und unsere Verse mit dem Ornamentschmuck der Initiale hereinführen, so sei es uns vergönnt, von ihnen zu reden. Nicht etwa, um sie einzuführen oder gar ihre Werke zu commentiren, sondern lediglich, zu sagen, was uns Mancher doch abfragen würde, der die kleine hier aufgestellte Bildergallerie durchblättert.

Den Reigen führt Karl Arnold (geb. 1829 in Berlin) mit einem „Festzuge“ voll Glanz und Heiterkeit. Im Gegensatz zu der vornehmen Pracht der Schloßbewohner, die auf diesem Bilde herrscht, findet sich auf den später folgenden beiden Blättern des Künstlers die glücklichste Genügsamkeit und Zufriedenheit der Dorf-Insassen. In absichtslosem Gegensatze erblickt man Jugend und Alter, Frühling und Herbst, Sonnenschein und Regen, völlige Sorgenlosigkeit und Arbeitsmühe, aber auch diese mit unverdrossener Gemüthsruhe hingenommen; denn so gut der brave Alte die Schollen für den künftigen unausbleiblichen Frühling wendet, so sicher hofft er noch heute auf einen helleren Tag, — es „blulappt“ schon wieder, wie die Hessen sagen.

Neuerdings hat Arnold ein sehr lustiges Kartenspiel herausgegeben — nein, nicht herausgegeben, sondern gezeichnet und lithographirt und „an seine Freunde verschenkt“; denn obwohl die Figurenbilder fehlen, so trat ihm doch die mangelnde Concession, Spielkarten zu verkaufen, in den Weg. Bekanntlich hat man dergleichen im 16. und 17. Jahrhundert häufiger; die Arnold'schen Blätter aber sind durchaus originell und ungemein reich in der Erfindung. Es geht ein Hoffmann'scher Zug durch diese liebenswürdigen und tollen Phantasiespiele. So giebt Trefle-Acht einen reich ornamentirten Rahmen mit einem Heiligenbilde in der Mitte, Trefle-Neun dagegen einen chinesischen Tempel mit seinem Götzen. Die Pique ist zu den dunkeln Eunuchen-Gestalten des Orients verwandt. Carreau-Zehn zeigt eine ganze Kunstausstellung, welche angeordnet und besichtigt wird; wie leicht sich dieselbe Gestalt der Physiognomie des großen Friedrich fügt, kann man sich vorstellen, ebenso was für ein lustiges und ironisches Spiel der Künstler mit den Coeurs trieb. Man ist wie auf einem Karneval voll allerlei fröhlichen Mummenschanz und scherzhafter Narrethei. — Seinen Ernst dagegen bethätigte Arnold in einem Altarbilde von großen Dimensionen, einer Kreuzigung Christi, welche er für die protestantische Gemeinde von Kandau in Kurland gemalt hat.

Er modellirt auch mit Glück und es gelingen ihm besonders Thierfiguren. Er ist noch in dem beneidenswerthen Alter, wo das Talent überall Stoffe findet und mit Unbefangenheit und jenem Selbstvertrauen, das ihm so wohl ansteht, an jede Aufgabe geht und seine Kräfte daran prüft.

Sich weise zu beschränken aber, seine Kraft zu concentriren und zu beherrschen ist die Sache des Meisters. Erst der Meister, sollten wir denken, vermag zum vollen Bewußtsein des merkwürdigen Verhältnisses der Natur zur bildenden Kunst zu gelangen, und die Ueberzeugung in sich zu befestigen, daß der Weg zur Idealität mitten durch die Realität geht. Wer die Natur nicht kennt, kann auch ihre Absichten nicht wissen, und wer ihre Absichten nicht weiß, wie will er ihr seinen Geist leihen? —

Adolph Menzel (geb. 1815 in Breslau), der Historienmaler des 18. Jahrhunderts, der Apelles seines Helden, des großen Friedrich, ist ein solcher Meister. Er hat sich wesentlich selber nach und vor der Natur zu seiner Aufgabe gebildet. Ein kapriciös eingehendes Studium der Geschichte, Studien überhaupt auf allen Gebieten des Wissens gingen und gehen stets bei ihm neben der Uebung der Hand her, oder vielmehr der Hände; denn seine linke versteht den Dienst genau so gut, wie die rechte. Schranken, welche durch Kenntniß und Geschicklichkeit zu besiegen sind, duldet er nicht, und je inniger Natur und Geist bei ihm mit einander verschwistert sind, desto unabhängiger, will er, soll Eines für das Andere gerüstet sein. Malt er Ideen, malt er Historie, so leiht ihm die Natur

Prägnanz des Ausdrucks, und zwar nicht dadurch, daß sie prätendirt sich zu zeigen, wie sie *ist*, sondern sich bescheidet so zu wirken, wie sie *erscheint*, wie sie *gesehen* wird; macht er dagegen Studien und Skizzen nach der Natur, so ist der Geist dabei und es wird unter seinen Händen ein Bild daraus. Unablässiges Studiren und Produziren ist ihm zur andern Natur geworden, und nur auf diese Weise sind seine überreichen Mappen mit Tausenden von werthvollen Blättern zu begreifen. Er wählte daraus für unser Buch eine weibliche Figur. Sie ist vor ihre Schatulle getreten und ein aufgezogenes Schubfach hat diesen sonst so resoluten Kopf in Reverie versenkt; aber sie weiß nicht, daß sie belauscht ist von dem Belauscher des Natur- und Seelenlebens.

Das Friedrichsbuch von Kugler mit den Illustrationen Menzel's ist in Aller Händen. Dieses wahre Volksbuch entfaltet den ganzen Requisiten-Reichthum eines echten Historienmalers. Fürsten und Helden, Staatsmänner und denkwürdige Personen, die ganze Schaubühne jener Zeit, seien es Schlachtfelder, Schlösser, Straßen, Gärten oder Grabgewölbe, der ganze Apparat von Krieg und Frieden, von den welthistorischen Köpfen und Situationen bis auf den Mützensack des gemeinen Husaren, oder das Notenpult im Concertsaal zu Sanssouci, — Alles ist nach der Natur gezeichnet oder nach gleichzeitigen Gemälden, Stichen, Büsten, Medaillen u. s. w., nach Beschreibungen, Briefen, militairischen und anderen Büchern, ja mündlichen Ueberlieferungen entworfen. Und so sieht man in diesem Werke von den geschichtlichen Compositionen bis auf die kleinste Vignette überall das Genie auf dem Piedestal des Fleißes.

Man denke sich, daß Menzel bereits gegen 700 Bilder eigenhändig auf Holz gezeichnet hat. Darunter sind die Illustrationen zu den Werken des Philosophen von Sanssouci, das Prachtwerk der Kriegs- und Friedenshelden aus König Friedrichs Zeit und ein herrliches Portrait Shakespeares. Eine Menzel'sche Zeichnung ist nur für Meister der Formschneidekunst. Der verstorbene Unzelmann in Berlin, seine trefflichen Schüler, die beiden Vogel, ferner Ed. Kretzschmar in Leipzig haben sich an Menzel'schen Aufgaben, die ihr Kreuz und ihr Triumph waren, auf den Gipfel ihrer Kunst geschwungen und sie selber dadurch gefördert.

Auf der Ausstellung des Jahres 1850 sah man von ihm das erste größere Bild, jenes durch den Werner'schen Stich bekannt gewordene Oelgemälde, welches Friedrich den Großen mit seinen Freunden an der Tafel zu Sanssouci zeigt. Es ging sofort in den Besitz des Berliner Kunstvereins über und jeder Sammler und Galeriebesitzer beeilte sich, zu einem der folgenden zu kommen. So malte der Künstler in rascher Folge das „Flötenconcert in Sanssouci", „Friedrich auf der Inspectionsreise nach dem Kriege", die „Huldigung der Stände in Breslau", den „Ueberfall bei Hochkirch" und die „Zusammenkunft von Friedrich mit Kaiser Joseph in Neiße"; Letzteres für die Verbindung deutscher Kunstvereine für historische Kunst. Die Anforderungen und Bestellungen lassen den Künstler selten aus seiner Domaine heraus, obwohl er auch auf andern Gebieten viel Schönes geschaffen hat.

Irgend ein glücklicher Umstand übernimmt es manchmal, das Gebiet abzustecken und anzuweisen, dem ein Maler vorzugsweise angehören soll; denn es geht ihnen auch nicht anders, wie anderen Menschenkindern, die selber oft am unsichersten sind über die richtige Sphäre ihrer Thätigkeit.

Der Maler, welchem das folgende Bild „Schaufler zu Walde gehend" angehört, *Karl Steffeck* (geb. 1818 in Berlin), ist zu einem Gebiet gekommen, welches auf der Grenze zwischen zwei andern liegt. Er malte im Beginn seiner künstlerischen Laufbahn bei Franz Krüger und Karl Begas; seine weitere Ausbildung gab er sich dann in den Privatateliers von Paris und im Louvre, dann in Rom, wo er zwei Jahre blieb. Schon dort war es die Thier- und Menschenwelt der Campagna, welche ihn anzog. Er ist Thier- und Menschenmaler, und zwar hauptsächlich in den Situationen und Regionen, wo sich diese freundlich oder feindlich begegnen. Die Jagd- und Hausthiere, vor allen das Pferd und der Hund, das Reiten und das Jagen, kurz das Thier im Verkehr mit den Menschen, das bildungsfähige Thier, die Thiere, welchen der Mensch Wohnungen baut, bei denen er Individuen unterscheidet, ja für die er Namen und Stammbäume hat, — das ist das Gebiet Steffecks. Auf diesem Gebiete wird oft der Mensch nur als Gattung behandelt, während das Thier mit seiner Individualität hoch zu Ehren kommt; es mag da manche Seelenwanderung vorgehen auf dieser für die Grenzscheiden bestimmten Leinewand; mag auch wohl manchmal nichts verschlagen, ob ein an der Pinselspitze sitzender Zug hierhin oder dorthin geräth. Man erzählt von Verboeckhoven, daß er neben seiner Werkstatt einen Stall habe, in dem die Schaafe aus Marmorkrippen fressen; auch Rosa Bonheur soll sich stets mit hörner- und vliestragenden Thieren umgeben. Steffeck ist dafür ein gewandter Reiter und wackerer Jäger, und macht so seine Beobachtungen und Studien aus erster Hand und bei den glücklichsten Gelegenheiten. Für den Pferde- und Jagdliebhaber giebt es keine interessantere Werkstatt, als die seinige. Eine reiche Galerie von Thier- und Menschenbildnissen, Studien, Skizzen von Gemälden bedecken die Wände und Staffeleien; man sieht fürstliche und adlige Jagdgesellschaften in rothen Fracks auf dem Revier versammelt oder im Waidwerk begriffen, einzelne Herren mit ihren Lieblingspferden, ein Stück Wald oder Feld mit einem Blick in den stillen Haushalt der Thiere u. dergl. — Seine größeren historischen Gemälde (Albrecht Achilles in der Nürnberger Fehde, die Quitzows) sind schon in der Wahl der Stoffe auf die Darstellung von Mensch und Thier in Kampfleidenschaft berechnet und in dieser Beziehung Meisterstücke.

Das der Argo beiliegende Blatt, ein Dammhirsch, der mit schleppendem Tritt und zurückgebogenem Haupt den Rücken reibend bei anbrechendem Morgen zu Walde geht, ist lebensgroß in Oel für das Schloß des Prinzen Biron von Kurland in Polnisch Wartenberg ausgeführt.

Steffeck hat auch das Bedürfniß und die Fähigkeit der Mittheilung seiner Kunst in hohem Grade, und seine Werkstatt ist stets von einer Anzahl von Kunstjüngern besucht. Wir wollen diese günstige Gelegenheit von den Akademien zu reden — vorübergehn lassen. Sie haben allerdings als gebotene Nothwendigkeit ihre Berechtigung; aber — besonders schön und förderlich ist doch ohne Zweifel das Verhältniß zwischen Lehrling und Meister, wie es sich in Privatwerkstätten bei Lehrbegabten findet. — Blättern wir weiter:

Die Landschaftsmalerei hat, was die Stoffe anbetrifft, eine Zeitlang einen sehr kosmopolitischen Charakter gehabt, und die Berliner sind nicht die letzten gewesen, wo es galt, Weltfahrten zu unternehmen. Italien, Griechenland und Spanien genügten lange nicht mehr, den Orient mußte man besucht, Jerusalem und Palästina, den wunderbaren Nil mit seinen Pyramiden gesehen, die Urwälder Amerika's durchbrochen haben, an den Inseln der Südsee gelandet sein. Aber in der neuesten Zeit hat sich das Auge wieder mehr auf die heimathliche Natur gerichtet, und — vielleicht dadurch bedingt — wird die komponirte Landschaft wieder mehr gepflegt. So sind die herrlichen Baumgruppen des dessauer Landes, so ist selbst die märkische Landschaft in ihre unveräußerlichen Rechte wieder eingesetzt, auch die Ostseeländer, Pommern und Rügen haben ihre Leute gefunden. Wilhelm Riefstahl (geb. 1828 in Neustrelitz) gehört zu denen, die ihre landschaftlichen Motive hauptsächlich daher nehmen. Mit feinem und poetischem Sinn weiß er den Zauber der nordischen Dünenländer zu entschleiern, oft bei grauem Himmel und düsterem Gewässer, ein Stück Ossian-Schauplatz möchte man sagen, oft sonnenbeleuchtet mit still segelnden Wolken. Dann schildert er auch die Stätten, wo die Natur um ein verrauschtes und verklungenes Menschendasein zu trauern scheint, diesen elegischen Geist, der um alte Schlösser oder Kirchhöfe weht, oder eine Idylle, welche auf zufriedene und glückliche Menschen schließen läßt. Seine Bilder — man vergleiche das einsame „Schloß im Walde" und den „Mondaufgang" — wirken mit einer ruhigen und innigen Gewalt, wie nur immer das tiefe Meer, der grüne Wald und die dämmerige Mondnacht selber wirken.

Es folgt Theodor Hosemann (geb. 1807 in Brandenburg). Alles was uns an den Niederländern erfreut, finden wir bei Hosemann wieder. Das Volksleben in seiner Naturwüchsigkeit, in seiner Daseinslust und Daseinsberechtigung weiß er eben so originell zu schildern, wie die Erfinder der Genremalerei nur jemals gethan haben. Hosemann hat gezeigt, daß der ideale Inhalt der niederländischen Genremalerei, den man in der Naturnahheit der untern Stände gefunden hat, in ihrer unbekümmerten Ausgelassenheit, wo das Komische das Schlimme meistens aufhebt, und selbst die stärkeren Ausbrüche der Natur nicht ohne Gutmüthigkeit im Hintergrunde und nur momentan sind — daß dieser Inhalt noch heute vorhanden ist, und wie er sich bei uns zu Lande ausnimmt. Es kommt da nicht selten dieser eigenthümliche Zug hinein, den man in der Rede als den berliner Volkswitz kennt. Seine „trägen Maurer", seine „Sommerwohnung", seine „Erdarbeiter, Schiffsknechte und Fuhrleute" sind die ergötzlichsten Gestalten, voll unbewußter Komik, die bei aller Derbheit diesseits der Gemeinheit bleiben. Man betrachte die märkische Dorfgesellschaft auf der „Kegelbahn" und die „Verlegenheit" des obstliebenden Straßenjungen. Es sind charakteristische Typen vom Wirbel bis zur Zehe; man sollte denken, man müßte sie mit Namen nennen können; man kennt sie, man meint den Redenden das Wort vom Munde zu nehmen und den Schweigenden das Ruminiren von der Stirn zu lesen. — Man betrachte dagegen den schmiegsamen „Karaiben"; man würde kaum glauben, daß er von demselben Künstler herrührt, wenn man nicht wüßte, daß Hosemann durch die Illustration von zahllosen Büchern, namentlich Kinderschriften, eine so ausgebreitete Länder- und Völkerkunde erlangt hat, daß er das Gedicht „Karaibisch" nur einmal zu hören brauchte, um es sogleich fertig im Bilde vor sich stehen zu sehen. Seine eminente Fertigkeit im Federzeichnen hat ihn zu einem der fruchtbarsten, seine echt künstlerische Auffassung zu einem der beliebtesten Illustratoren gemacht, und hier hat er mit sicherer Hand ein sehr wichtiges Gebiet erworben; und sich mit unbestrittner Macht darin festgesetzt. Nämlich die Kinderschriften und die daran hängenden Kinderherzen. So lange er zeichnet hat er schwerlich gefehlt, wo nur ein deutscher Christbaum gebrannt hat, und indeß sich die Jugend an diesen Gaben erfreut, hat der Kunstfreund seinen Genuß an den geistreichen Paraphrasen, womit er die Werke von Hoffmann, Zachariae, Jeremias Gotthelf, den fortgesetzten Peter Schlemihl und eine Unzahl von Kalendern geschmückt hat. Seine Wirksamkeit für die Kinderwelt beginnt aber schon vor der Illustration der Kinderschriften. Fast selber noch ein Knabe führten ihn äußere Umstände auf die Anfertigung von lithographirten Bilderbögen. Von hier aus ist er der Regenerator der Illustration für die Jugend geworden, denn der echte Künstler, welcher der echte Mensch ist, weiß das anscheinend Unbedeutende zu adeln und sich von jeder Stelle aus eine Welt zu erobern.

Hosemann ist auch Schöpfer der sogenannten Tischkarten, d. h. der in Berlin sehr in Schwung gekommenen Sitte, bei festlichen Gelegenheiten die Namen der Gäste oder der Gerichte auf eine heiter und beziehungsreich illustrirte Karte zu schreiben, welche dann den Witz der Rede zu einer humoristischen Auslegung herausfordert. Aus bescheidenen Karten sind im Laufe der Zeiten große radirte Blätter geworden. Man hat sehr interessante Sammlungen davon angelegt.

Auf einem verwandten Gebiete, auf dem Gebiete der Illustration mit der Radirnadel oder der Kreide arbeitet Ludwig Burger (geb. 1825 in Krakau). Burger ist der Mann der fliegenden Blätter, welche irgend ein denkwürdiges Ereigniß oder einen bedeutenden Mann feiern. Denktafeln, Jubiläumsblätter und Festkarten reihen sich an einander, und würden, wenn man sie sammelt, höchst eigenthümliche und interessante Jahrbücher des öffentlichen und geselligen Lebens abgeben. So wurde die Enthüllungsfeier des Friedrichs-

Monuments von Rauch mit den daranhängenden Festlichkeiten durch Burger'sche Blätter illustrirt. So hat er die preußische Landwehr, das Jubiläum des Kaisers Nikolaus, die silberne Hochzeit des Prinzen von Preußen, das Portrait von Hinckeldeys, die 500ste Locomotive aus der Maschinenfabrik von Borsig, das 100jährige Bestehen der berühmten Schicklerschen Zuckersiederei und tausend andere Ereignisse und Menschen verherrlicht. Kaum ist zu begreifen, wie er die Menge von Aufträgen bewältigen kann. Es steht ihm aber eine reiche Phantasie zu Gebote, und er hat eine geistvolle, niemals überladene und den Beschauer sehr anmuthig anregende Art sich auszudrücken. Die Bilder: „Im Zwergenwalde" und „Zu Tische!" erklären sich selber und erzählen so ausführlich, daß sich mancher vielleicht besinnen wird, wo er doch das dazugehörige Märchen und die dazugehörige Erzählung gelesen habe. Burger ist ein durchgebildeter Zeichner, und so hat er für seine reichen Skizzen und Studien in Oel, welche er aus Belgien und Paris mit heimgebracht hat, und von denen er bis jetzt noch wenig ausführte, den innern Organismus des Lebens gegenwärtig, ohne welchen das saftigste Blut der Farben, aller Schimmer des Colorits eine taube Blüthe bleiben würde.

Welch' eine schöne Sache es um das Zeichnen ist, das kann man nicht bloß bei Figurenbildern, man kann es auch bei der Landschaftsbildnerei wahrnehmen, welche sonst als die vorzugsweise lyrische Form der „zeichnenden" Künste auf den Duft und Klang der Farbe angewiesen zu sein scheint. Eine gut radirte Landschaft ist wie ein correct gesetztes Notenblatt, von welchem der Kundige die Musik herunterliest und hört; sie ist voll latenter Farbe, welche unsichtbar mitwirkt und überall hervorzustrahlen scheint. Die Lithographie versteht es, diesen Zug durch einen leichten Tondruck gefällig zu unterstützen.

August Haun (geb. 1815 in Berlin), zu dessen Blättern wir jetzt kommen, ist der Landschaftszeichner par excellence. Seine Gebirgs- und Terrainskizzen, seine Compositionen nach Naturstudien zeigen eine eben so große Vertrautheit mit den Naturformen, als auch, daß er weiß, worauf es bei der landschaftlichen Darstellung ankommt. Namentlich versteht er es, seinen Blättern die charakteristische Stimmung mitzutheilen. Er hat glückliche Versuche gemacht, die Steinzeichnung zu veredeln und ihr den Ausdruck der freien Handzeichnung zu geben. Man hat von ihm eine große Menge radirter und auf Stein gezeichneter Hefte und Blätter. Für Kunstvereine hat seine geschickte Hand manches schöne Bild in Tondruck trefflich wiedergegeben. Wir bringen von ihm einen „Abend auf dem Mönchsberg bei Salzburg", wo die Natur ruht, und ein anderes Blatt, worin sich das Vorgefühl vor einem ihrer grandiosen Schauspiele ausspricht.

Auf das Gebiet der Sittenbilder führt uns wieder Oskar Wisniewski (geb. 1820 in Berlin), indem er zunächst eine „Dorfkirchengemeinde" dargestellt hat in dem Augenblick, da der ehrwürdige Küster für den Gotteskasten sammelt. Man ist bald mit ganzer Seele dabei und wird gemüthvoll interessirt für diese festen Existenzen, die in schlichter Ehrbarkeit und Sonntäglichkeit beisammen sind. Aus einer andern Sphäre der Gesellschaft und aus einer Zeit, die sich wegen ihres Costüms so hübsch in Sittenbildern der vornehmen Welt ausnimmt, ist die „Milde Gabe". Wisniewski bewegt sich auf dem Gebiete des Aquarells, der Zeichnung und der Illustration mit einem Talente, von dem man, bei einem eigenthümlich gutmüthigen Humor, der ihm beiwohnt, noch manches Beschauliche und Erbauliche erwarten darf.

Charles Hoguet (geb. 1821 in Berlin) ging im Jahre 1840 nach Paris und lebte seitdem stets den größten Theil des Jahres dort, seine Vaterstadt eigentlich nur als Absteigequartier benutzend. Indeß ist seit dem Jahre 1848 das Verhältniß ein umgekehrtes geworden und wir dürfen ihn jetzt nicht bloß der Geburt nach zu den Unsrigen zählen. Hoguet trat zuerst als Marinemaler auf und ist es auch vorzugsweise geblieben. Seine Stoffe entnahm er meist den französischen Küstengegenden, der Normandie, den Häfen von Boulogne und Havre, die er nicht als Veduten, sondern vielmehr als Naturcharakterbilder mit der vollen Poesie des Meerstrandes und des sich daran entfaltenden Schiffs- und Fischerlebens darstellte. Später hat er sich auch der landschaftlichen Natur zugewandt und hier sind es meist einfache Flachlandsgegenden, die Gegenden der Windmühlen, der Weideplätze und Landwege, mit niedrigem Horizont, ländliche Wohnungen und einfache Gehege, deren schlichte Poesie er mit resoluter Farbe zu schildern versteht. Hoguet malt auch die todte Natur, die Stillleben, sehr lebenswahr und hat den rechten Takt in der Anordnung, so daß ein amüsantes Bild daraus wird, irgend eine charakteristische Ecke von Realität, wie sie ein künstlerisches Auge an hundert Stellen an einem Tage erblickt oder mit geschickter Hand zusammenschiebt. Das Motiv zu dem Felsen von Etretat ist aus der Strandgegend von Montivilliers genommen. Man erzählt uns, daß die dortigen Austernfischer sich mit den natürlichen Häfen begnügen, welche die barock gestalteten Felsen bilden; sie segeln ohne Weiteres mit ihrer Ladung auf den Strand, wozu allerdings eben so viel Keckheit als Geschicklichkeit gehören mag.

Ludwig Loeffler (geb. 1819 in Berlin) bildete sich in Rom und Paris. Er trat zuerst im Jahre 1844 mit dem Gemälde „Peter von Vinea vor Kaiser Friedrich" (jetzt im Besitze des Stettiner Kunstvereins) auf; dann malte er eine Anzahl von Bildern aus der Puritaner- und Hugenottenzeit, sowie Sittenbilder aus Italien. Seine scharfe Beobachtungsgabe und sein schlagfertiges Compositionstalent, von einer Vorliebe für kulturgeschichtliche Studien unterstützt, hatten ihn schon in Rom zur Illustration geführt, und er beschloß, dieses Gebiet mit Nachdruck anzubauen. Kaum giebt es heutzutage eins, wo so viel Production verbraucht wird. Die Illustrationen stehen so selbstverständlich in jedem Text, in dem wissenschaftlichsten sowohl, wie in der Unterhaltungslectüre, daß sie uns fast vorkommen, wie alle andern Typen, nach denen die Hand des Setzers langt. Bilder- oder Buchstabenschrift — man hält ein Buch für unvollkommen,

wenn es nicht beides zugleich giebt. Und dennoch — man blicke genauer hin — und man wird der vergnügten Wahrnehmung nicht entgehen, daß die Illustration, — welche auch den Holzschnitt in der kurzen Zeit von einigen Decennien aus einem dunklen und vergessenen Bettler wieder zu einem mächtigen, glanzvollen Herrscher gemacht hat — selbst in den flüchtigsten und vorübergehendsten Erscheinungen, von echt künstlerischen Händen gepflegt wird. Auch Loeffler wurde dabei ein tüchtiger und sicherer Zeichner, der, was die Stoffe anbetrifft, seine Hauptstärke in Sittenschilderungen hat. Das zeigt sich nicht nur in den vielen Büchern, die er mit leichter Hand durchglossirte und dann vergaß, das zeigt sich besonders in den freien Schöpfungen, in denen er gern im Künstlerleben verweilt, und hier, wie auch sonst in andern Kreisen der Gesellschaft, das Schattenspiel des Lebens mit seinen Thorheiten und Gebrechen in ergreifender Wahrheit oder heiterer Ironie darzustellen weiß. Es ist ein Zug von Gavarni in ihm, den er zum Vorbild genommen zu haben scheint. Schon längere Zeit beschäftigt ihn ein Cyclus von Darstellungen aus dem Leben berühmter Künstler, welches Werk er selber mit einem Text zu begleiten beabsichtigt. Denn auch die Feder gehorcht ihm und er hat schon manche seiner Reisen in der Illustrirten Zeitung eben so hübsch in Bildern dargestellt, als zugleich lebendig beschrieben. Mit diesem glücklichen Touristenhumor betrachtet Loeffler das Leben und seine Kunst. Sollte man sonst glauben, daß es ihn nicht im mindesten kümmert, daß eine Anzahl von 500 Zeichnungen, zum Theil von den ersten Meistern bereits geschnitten und zur Illustration eines weltgeschichtlichen Werkes mit umfassenden Studien und großem Geschick von seiner Hand ausgeführt, unedirt liegen geblieben ist, weil der Text bedenklich geworden war?

In der Argo bringen wir zwei Sittenbilder. Beide aus den höheren Regionen: die Villeggiatura, aus denen der Gesellschaft, und eine ménage au quatrième, aus denen der Wohnhäuser. Dort Gentilezza, hier Licenz.

Den Schluß unserer kleinen Galerie macht Ed. Meyerheim (geb. 1808 in Danzig) mit einer Kinder- und Mädchenseele im Dorfkleide aus Thüringen. Meyerheim, obwohl er nur Dorfgeschichten erzählt, gehört zu den echten Priestern der Kunst, welche, wie der Dichter S. 28 den Poussin sagen läßt, „den Funken weiter tragen helfen“. Der Sohn eines Malers ging er bei seinem Vater in die Lehre und war schon als Knabe so geschickt, daß er öfter nach den Schlössern der polnischen Großen hingeholt wurde, um diese auszumalen. Erst in seinem 22. Jahre kam er nach Berlin und hier begann das strengste akademische Studium, wie man es nun an seinem talentvollen Sohne sich wiederholen sieht. Auf der Anatomie machte kein Arzt die Präparate so unverdrossen und mit so fertiger Hand; die Proportionen nach Schadow, die Perspective, Alles trieb er gründlich, als gälte es, sich für Weltwerke auszurüsten. Dann suchte er nach seinem Gebiete, wie junge Künstler — und nicht bloß diese — zu suchen pflegen. Und als ihm nun sein Beruf offenbar wurde, stille Dorfgeschichten zu malen, da hat er sich ruhig an seine Aufgabe gemacht und gezeigt, daß man auch darin eine ganze Welt voll innern Reichthums niederlegen, auch darin Meisterwerke schaffen kann, welche für alle Zeiten sind. Er sitzt nicht in einer hochangefüllten Werkstatt, sondern in einem behaglichen Wohnzimmer, neben der Staffelei höchstens einige karge Bleistift- oder Pinselnotizen, und zeichnet und malt so correct und sicher, daß keine Linie um einen Punkt abirrt; dabei hat er ein klares Auge und eine feste Hand für den Schwung und den Adel des Styles und für jeden Zug der vollendeten Anmuth. Und diese Eigenschaften zu entfalten, dazu braucht er — abgetragene Dorfkleider und ungeschulte Menschengestalten; zeigt aber gegen die Natur dieser Dinge die innigste Pietät, idealisirt nie, sondern ist immer einfach schön und naiv.

Denn seinem Auge ist der innerste Kern des Volksherzens geöffnet; er ist der Schatzheber des sittlich Reinen und menschlich Echten, das die dunkle und unbekannte Geschichte von einfachen Menschen und Lebensverhältnissen, wie ein Seelensonntag durchwaltet; sei es, daß die Kinder um den großen Baum, oder mit Tauben, Truthühnern und Kätzchen spielen, sei es, daß man zur Feldarbeit oder zur Kirche geht oder heimkehrt, und in der Feierstunde ausruht. Das Volksleben in den Thüringischen Landen und im Harz sind seine hauptsächlichsten Schauplätze; wie das Mädel nach seinem Schatz späht, eine Mutter am Bette ihres kranken Kindes, eine andere voll Seligkeit über das blühende Leben des ihrigen, wie die Dorfschule aus ist, wie der Vater den jungen Thunichtgut in Verhör nimmt, und dann die Dorfgroßmütter und Großväter, wie sie die Enkel und Enkelinnen warten, unterrichten, oder verziehen — kurz der ganze Ring des Familiendaseins am Werkel- und am Feiertage, draußen und zu Hause, in seinen kleinen Freuden und Sorgen, das sind die Stoffe, in denen er was schön und gesund ist mit klarem Blicke aufzufinden, — mit anmuthvoller Wahrheit, ganz Gemüth und Innigkeit und mit liebevoll beendender Sorgfalt darzustellen weiß. Meyerheim ist ein schönes Beispiel gewissenhafter und treuer Ausbildung von verliehenen Gottesgaben. Legt er den Pinsel fort und nimmt die Geige, so spielt er seinen Strich in einem Haydn'schen oder Mozart'schen Quartett mit gleicher Sicherheit und Zartheit, als womit er ihn malte. Er muß musiziren, wie er malen muß. Und das ist das Beste.

Friedrich Eggers.

[illegible] … unter dem dunklen Himmel [illegible] … [illegible] … in den [illegible] … [illegible] … Bild [illegible] … [illegible] … leichter [illegible] … [illegible] … Bewegung [illegible] … [illegible] … Gestalt [illegible] … Zweck er [illegible] … nach die [illegible] … seiner Gruben in der [illegible] … [illegible] … [illegible] … und [illegible] … Macht [illegible] … [illegible] … von Fels [illegible] … [illegible] … die den Werkes mit [illegible] … [illegible] … von seiner Hand [illegible] … [illegible] … ist, weil der [illegible] … [illegible]

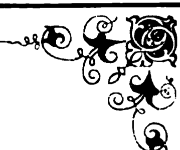
[illegible] fingen mit [illegible] … [illegible] aus den [illegible] Zeichnen [illegible] … aus denen der [illegible] und eine [illegible] … aus denen [illegible] … [illegible] Lenz.

Den [illegible] … nicht [illegible] … heim [illegible] … mit [illegible] … [illegible] … der [illegible] … nur [illegible] … der Musik, [illegible] der Dichter [illegible] … läßt „den [illegible] weiter tragen [illegible]". [illegible] Jahr eines Maurers ging er bei seinem Vater in die Lehre und war schon als Knabe so geschickt, daß er öfter nach den Schlössern der [illegible] Grafen [illegible] wurde, um diese auszumalen. Erst in seinem 22. Jahre kam er nach Berlin und hier begann das strengste akademische Studium, wie man es nun an seinem [illegible] Sohne sich wiederholen sieht.

[illegible] … Brigarade [illegible] … nach [illegible] … als alte es [illegible] … Dann [illegible] er nach [illegible] … und als [illegible] offenbar [illegible] … da hat er sich ruhig an [illegible] gemacht und gewußt, daß man auch darin eine [illegible] Welt [illegible] niederlegen, auch [illegible] kann, welche für alle Zeiten sind. Er [illegible] … sondern in einem [illegible] … [illegible] zeichnet und [illegible] … einen [illegible] … und eine feste Hand für den [illegible] und [illegible] des [illegible] … Und [illegible] … und [illegible] … [illegible] … ist [illegible] … und nah.

[illegible] in seinem [illegible] ist der innige [illegible] … [illegible] … die dunkle [illegible] … [illegible] … durchwaltet, sei es [illegible] … oder mit [illegible] … sei es, daß man zur Feldarbeit oder zur [illegible] … heimkehrt, und in der Feierstunde [illegible] … Das [illegible] in den [illegible] … [illegible] … eine Mutter am Bette [illegible] Kranken [illegible] … [illegible] die [illegible] aus [illegible] … den jungen [illegible] in Verrat nimmt, [illegible] … Großvater, wie sie die [illegible] … unterrichten, oder vertreiben — [illegible] … am Werkel und [illegible] … zu Hause in seinen kleinen [illegible] und [illegible] … die [illegible] denen er was [illegible] und gesund [illegible] … funden, — mit [illegible] … Innigkeit und mit [illegible] … Sorgfalt [illegible] weiß. Meyerheim ist [illegible] … treuer Ausbildung; von [illegible] … Pinsel fort und nimmt die [illegible] … in einem Haydn[illegible] oder [illegible] … Sicherheit und Zartheit [illegible] … musiziren, wie er malt [illegible] … Und [illegible] …


ARGO
Eduard Trewendt
18 58
Nach Aquarelle v. E. Burger auf Stein übertragen v. C. Arnold.
Farbendruck v. Storch & Kramer Berlin.

ARGO.

Album für Kunst und Dichtung

herausgegeben

von

Fr. Eggers, Th. Hosemann, B. von Lepel.

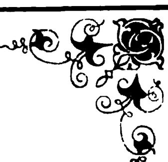
Breslau

Verlag von Eduard Trewendt

1858.







ARGO.

Album für Kunst und Dichtung

herausgegeben

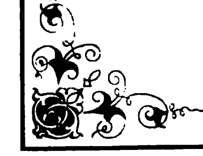
von

Fr. Eggers, Th. Hosemann, B. von Lepel.

Breslau

Verlag von Eduard Trewendt

1858.




Druck des Textes
Eduard Haenel's Buchdruckerei
Berlin.

Inhalt.

Bilder.

Dichtungen.

Als der Lenzwind schnob, daß in Strömen zum Meer der geschmolzene Winter rollte,
Da war's, als ob's auf dem festen Land uns länger nicht leiden wollte.

Ein zogen die Schwalben, aus zogen zumal Schiffsmaat, Capitain, Supercargo,
Ein Gedanke, Ein Ziel: Alle Mann an Bord der seewärts wimpelnden Argo!

„O, die Gottlosen!“ seufzten viel' heilige Leut', „ziemt das in Weltuntergangsnöthen?“
Gemach! Noch seid Ihr selbèr nicht reif, eher geht auch die Erde nicht flöten;

Eure Sündfluth ist nachgerade nur noch die berüchtigte Wasserboa,
Und im Nothfall find't ihren Ararat die Kunst auf der Argo-Noah.

Und gesegelt hinaus und gekreuzt ringsum an des Ozeans reichen Gestaden
Ward manchen lustigen Sommermond, und die Fracht, die neue, geladen.

— Nun der Nordsturm finster vom Pol aufstieg, und die See seine Fittige fegen,
Heim glitt der Kiel zum wirthlichen Strand, sich fein vor Anker zu legen.

Am Kamin steht wieder der Argonaut, die Wunder der Fahrt zu erzählen;
Auf die Tische breitet er Euch den Kram und ladet Euch ein, zu wählen

W. v. Merckel.



[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible] in Weltuntergangsnöten [illegible]
[illegible]

[illegible] nur noch [illegible] Planeten
[illegible] auf der [illegible]

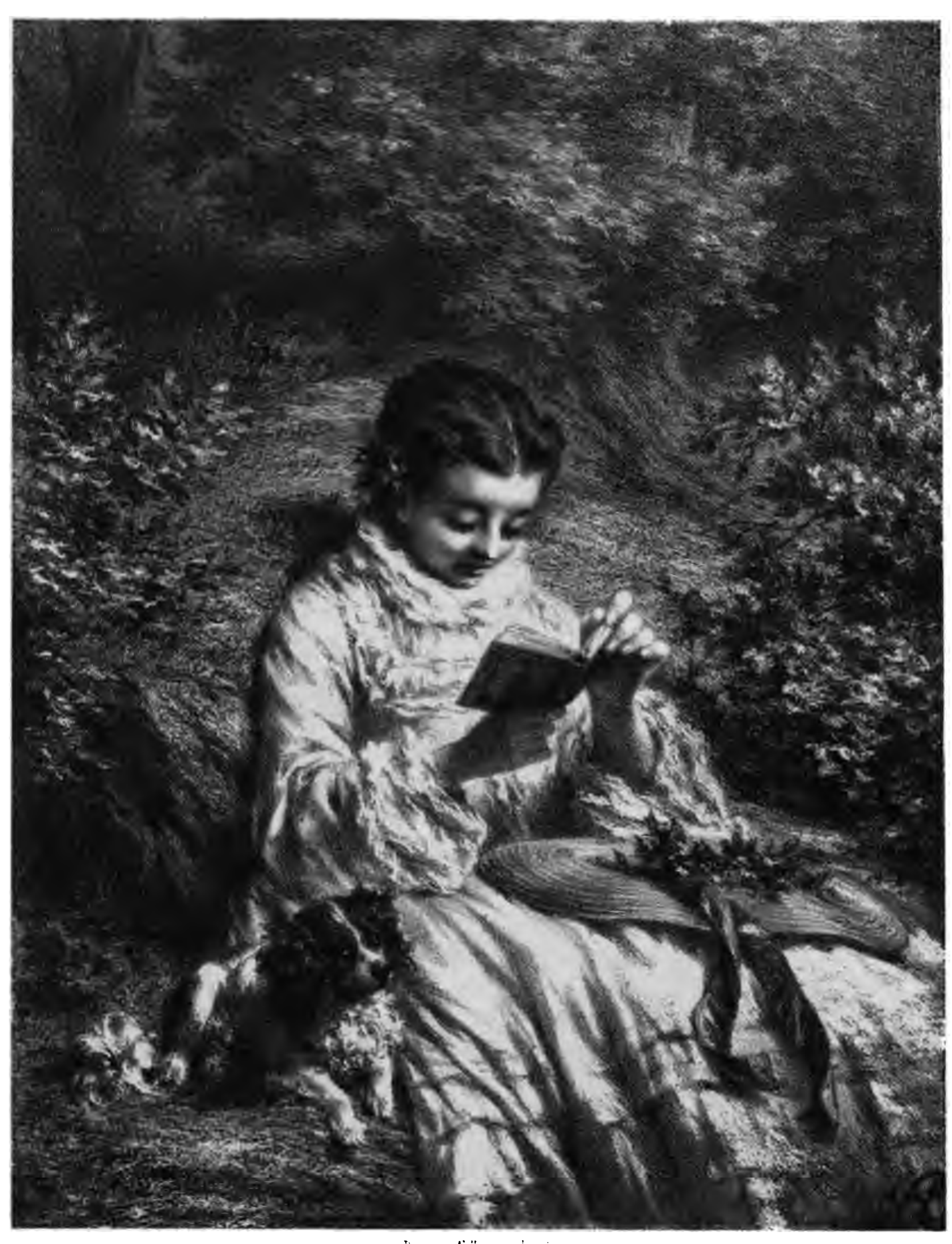
[illegible] reichen [illegible]
[illegible] und die [illegible]

[illegible] und die [illegible]
[illegible]

[illegible] Wunder der Arbeit [illegible]
[illegible]

W. v. Merckel.

C. ARNOLD.



Druck v W [illegible]

Das Lieblingsplätzchen.

[illegible] Schiff [illegible] Welt [illegible]
[illegible]

[illegible] Capitain, Sagt [illegible]
[illegible] der [illegible]

[illegible] damit das im Weltmeer [illegible] anzuknöthen?"
[illegible] daß die Erde nicht fliehen,

[illegible] hat noch die [illegible]
[illegible] Ararat die [illegible] auf der [illegible]

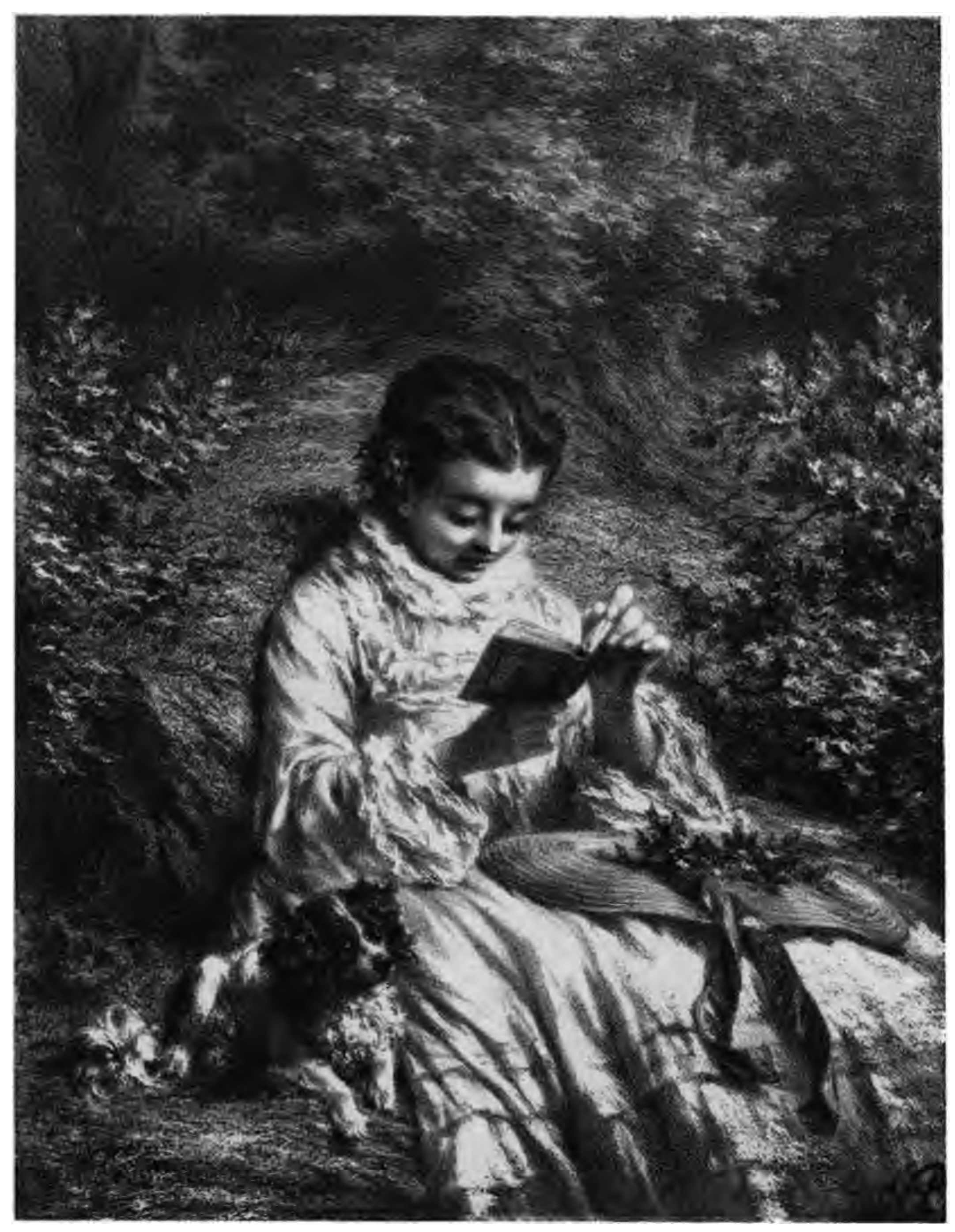
[illegible] und [illegible] an den Oceane reichen [illegible]
[illegible] Sonne [illegible], und die Nacht [illegible] neue [illegible]

Nun der [illegible] vom Pol [illegible] und die See seine [illegible]
[illegible] der Kiel zum [illegible]

[illegible] sieht wieder der [illegible] die Wunder der [illegible]
[illegible]

W. v. Merckel.

C. ARNOLD.



Druck v. W. K[illegible] in [illegible]

Das Lieblingsplätzchen.

A. HAUN.



Druck v. W. Korn in Berlin.

Der Klostergarten.

A. HAUN.



Druck v. W. Korn in Berlin.

Der Klostergarten.

A. KAUN.



Druck v. W. Korn in Berlin.

Der Klostergarten.



Druck des Textes:

Eduard Haenel's Buchdruckerei

Berlin.

Inhalt.

Bilder.

Dichtungen.

Als der Lenzwind schnob, daß in Strömen zum Meer der geschmolzene Winter rollte,
Da war's, als ob's auf dem festen Land uns länger nicht leiden wollte.

Ein zogen die Schwalben, aus zogen zumal Schiffsmaat, Capitain, Supercargo,
Ein Gedanke, Ein Ziel: Alle Mann an Bord der seewärts wimpelnden Argo!

„O, die Gottlosen!" seufzten viel' heilige Leut', „ziemt das in Weltuntergangsnöthen?"
Gemach! Noch seid Ihr selbêr nicht reif, eher geht auch die Erde nicht flöten;

Eure Sündfluth ist nachgerade nur noch die berüchtigte Wasserboa,
Und im Nothfall find't ihren Ararat die Kunst auf der Argo-Noah.

Und gesegelt hinaus und gekreuzt ringsum an des Ozeans reichen Gestaden
Ward manchen lustigen Sommermond, und die Fracht, die neue, geladen.

— Nun der Nordsturm finster vom Pol aufstieg, und die See seine Fittige fegen,
Heim glitt der Kiel zum wirthlichen Strand, sich fein vor Anker zu legen.

Am Kamin steht wieder der Argonaut, die Wunder der Fahrt zu erzählen;
Auf die Tische breitet er Euch den Kram und ladet Euch ein, zu wählen.

W. v. Merckel.



[illegible]
[illegible] Land [illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible] im Weltumsegelungsnöthen [illegible]
[illegible]

[illegible] nur [illegible]
Und [illegible] auf der [illegible]

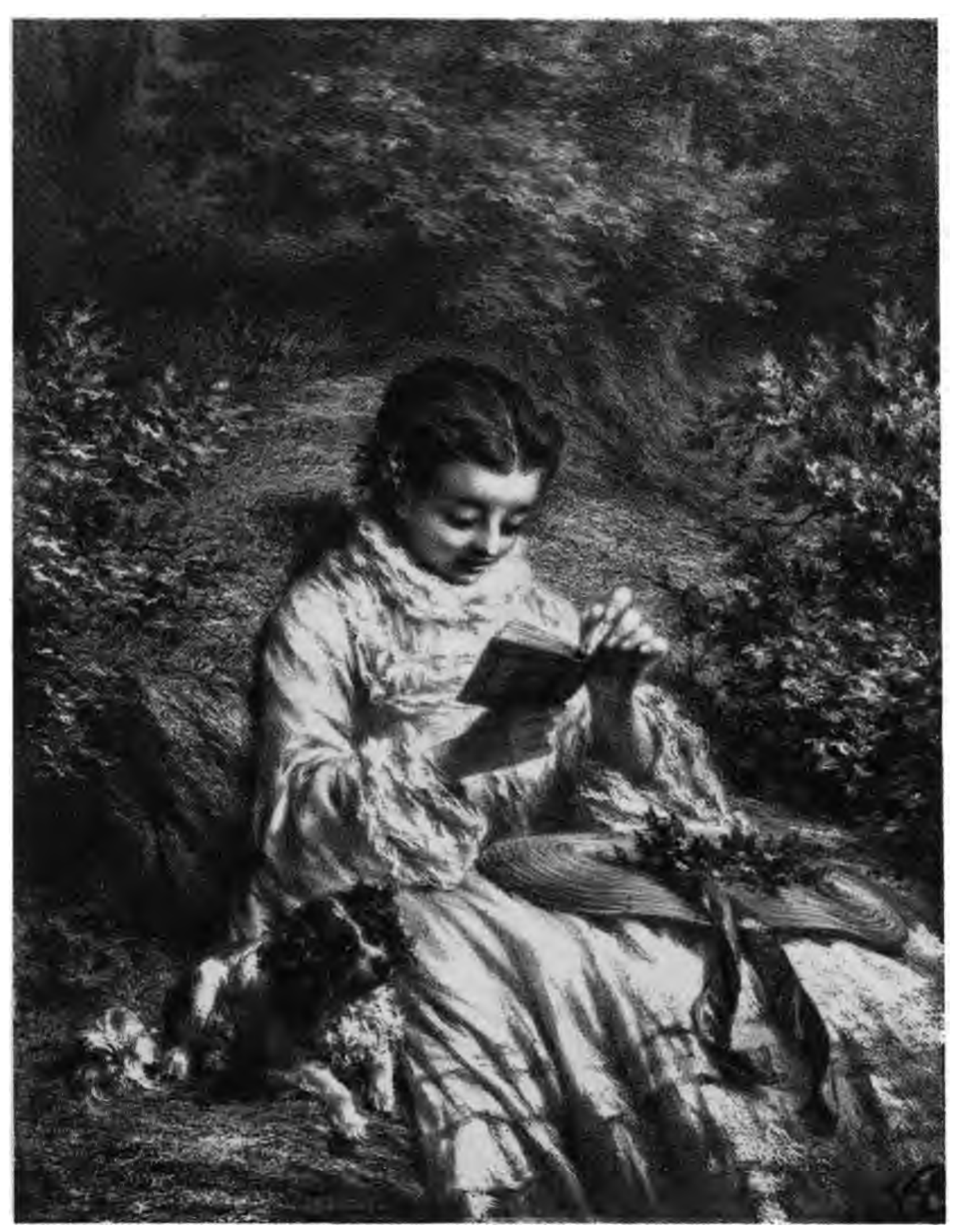
[illegible]
[illegible]

[illegible] der Nordsturm wieder vom Pol [illegible] und die See [illegible]
[illegible] der Kiel [illegible] Strand, [illegible] den Anker zu [illegible]

Am Kamin steht wieder der [illegible], die Wunder der Fahrt zu [illegible]
Auf die Tische [illegible] den Kram und ladet Euch ein, zu [illegible]

W. v. Merckel.

C. ARNOLD.



Druck v W. K[illegible] in Berlin

Das Lieblingsplätzchen.

A. HAUN.



Druck v. W. Korn in Berlin

Der Klostergarten.



Roßhändler



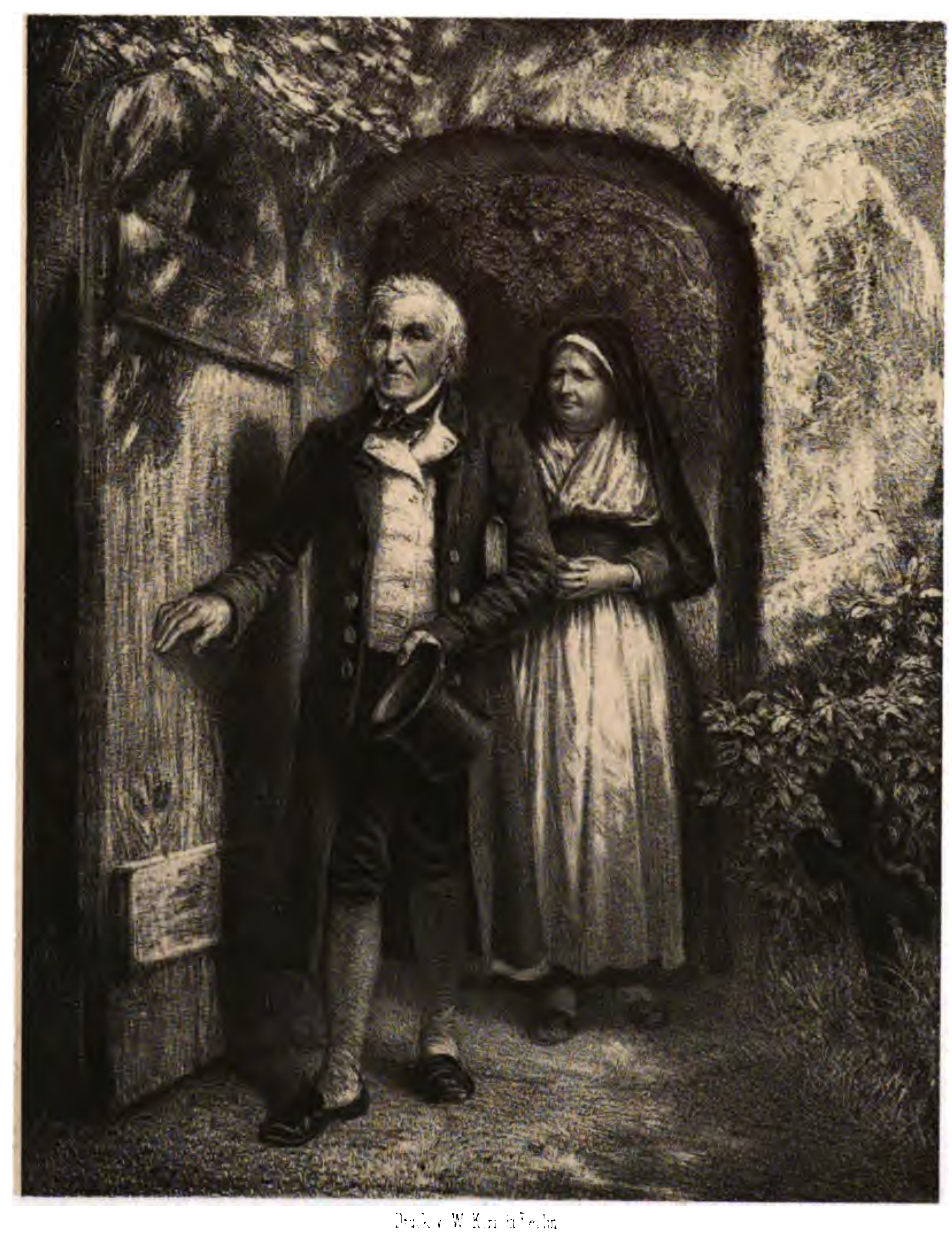
W. RIEFSTAHL.



Druck v. [illegible] in Berlin.

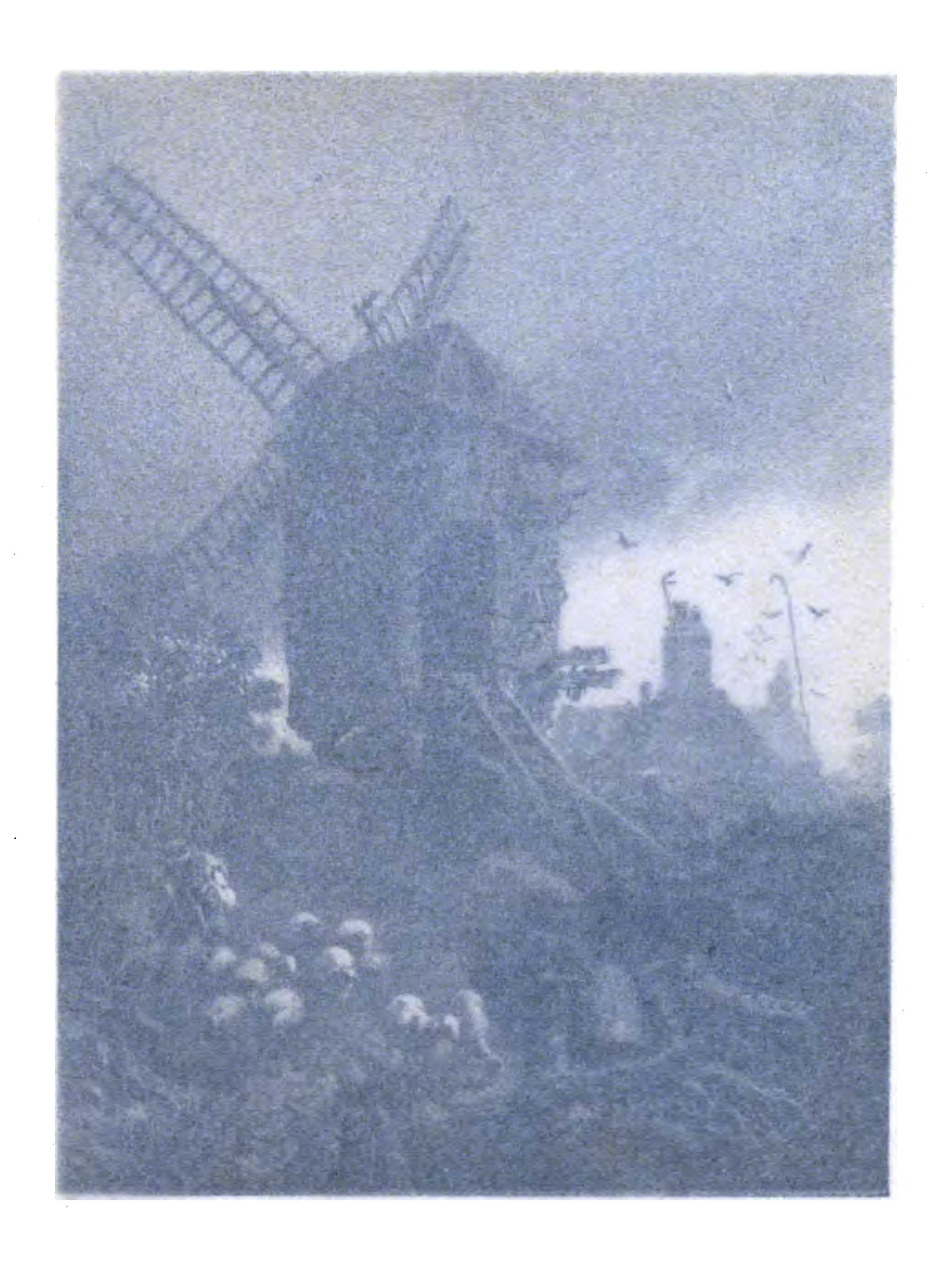
Neue Bewohner.





Druck v. W. Korn in Berlin

Kirchgang



CHARLES HOGUET









Spielende Hunde.







G. RICHTER.



Lith. v. Fickert

Druck v. W. Korn in Berlin

Erwartung.



C. ARNOLD.

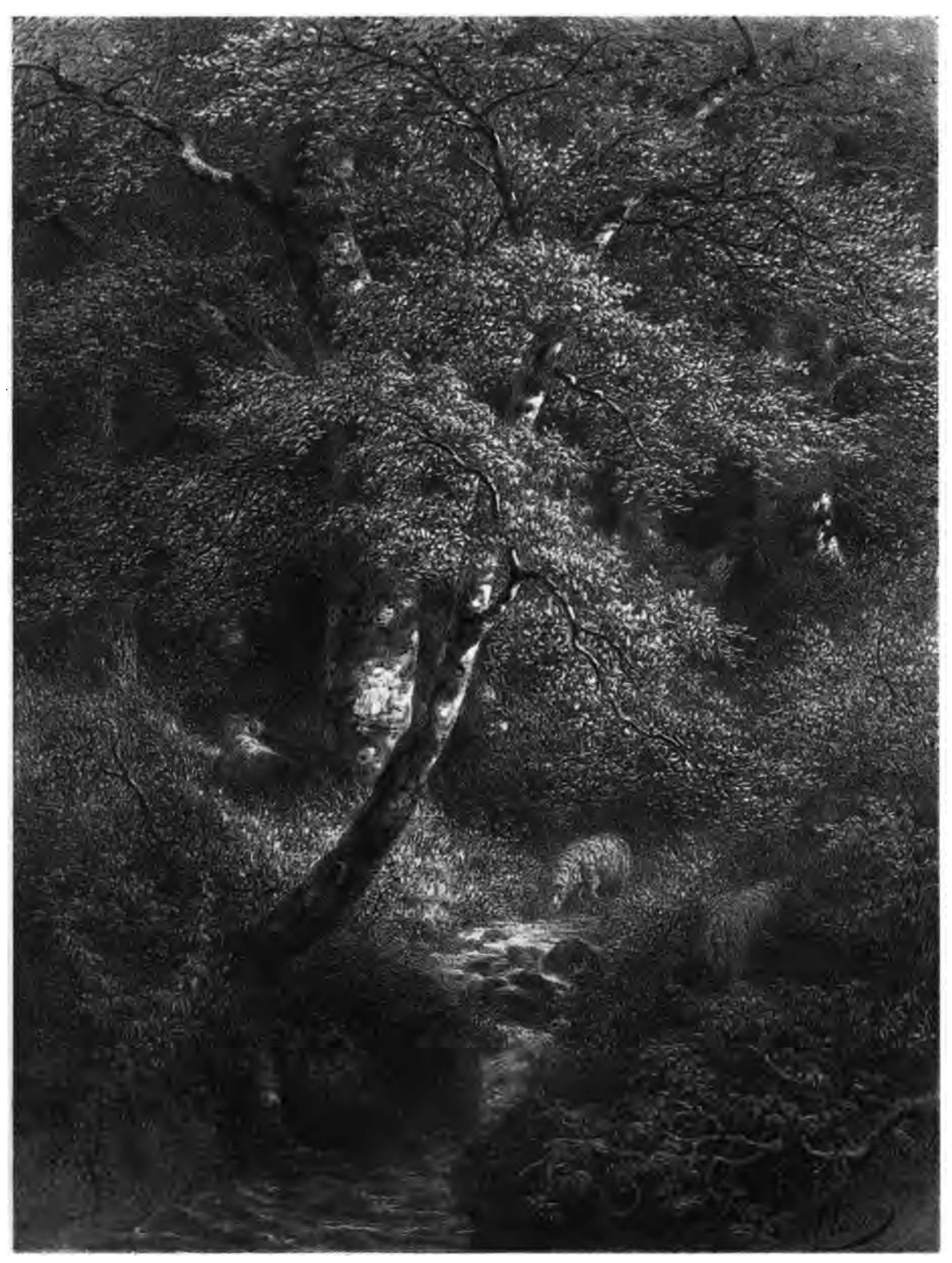


Druck v. W. Korn in Berlin.

Sonntag.



A. HAUN.



Druck v. W. Korn in Berlin

Unter den Buchen.







Hünengrab.





Druck v. W. Korn in Berlin.





Liebespfand.



A. MENZEL.



Lith. v. Feckert — Druck v. W. Korn in Berlin

Aus der Thierbude.



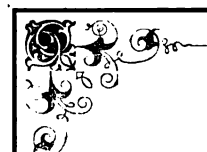
C. GRAEB



Lith. v. A. [illegible]

Druck v. W. Korn in Berlin

Das Grab des Virgil.




An Humboldt.

Von B. v. Lepel.

Auf's Neu vernimm, was, Dir geweiht, sich fröhlich jetzt
Vor meiner Seele bildete,
Indeß Dich Krankheit, Aller Herzen ängstigend,
Einsam und still gesondert hielt.
Doch nahen darf noch Deinem Lager mein Gesang,
Dem heut' ich sanftere Klänge lieh.
Er rühme Deines Lebens treues Glück, o Greis,
Das jeder Größe huldige,
Das nie auf Deinen Schultern andere Bürden litt,
Als die gewählt Dein freier Fleiß,
Das Deinem Durst nach reinen Lichts Erkenntniß gern
Zum Schöpfen reichte das Gefäß.
Und war es auf mühsel'ger Wanderung Dir nicht,
Nicht auf dem Weltmeer Dir getreu?
Sei's, wo Du anklommst cordillerische Höhen, sei's,
Wo Du des Urals Schätze fandst.
Und nach der Heimkehr blühte rings Dir Lob und Ruhm,
Floß Dir die Huld der Mächtigen.

Nicht gleichen Glückes rühmen darf ich Plinius,
Der edlen Forschung Märtyrer.
Ablenkten Amt und schwere Pflicht gebieterisch
Ihn oft von seinem tief'ren Hang,
Und als er einst am Golfe Bajä's rastete,
Wo Rebenlaub ihm Schatten bot,
Da schlug vesuvischer Donner an sein Ohr, es bebt
Das heitre Land Campania,
Und selbst das Meer aufbrodelnd sprüht es Gischt und Dampf,
Und bang im Haven schwankt das Schiff.

Er aber lenkt, als alle Freunde schon entfliehn,
Ein schnelles Fahrzeug unverzagt
Nach jenem Strand, wo um das Haupt des flammenden
Vulkanes zackige Blitze sprühn.
Ihn treibt der heilige Forscherernst, zu schau'n den Heerd,
Wo Götterzorn durch Flammen spricht,
Ihn treibt's, zu schau'n die schöne, zürnende Jovisstirn,
Und kühn berührt sein Fuß den Strand.
Doch als den Tag graunvolle Nacht verdüsterte
Und auf der Menschen Städte sich
Heißglüh'nder Asche dichter Fall verderbend warf,
Da sank der große Wanderer —
Des Erderschütterers Stimme scholl den Golf entlang
Und bebend klang die Gruft Virgils.

Dir aber, sanfterer Tage Sohn, sah freundlicher,
Aus feur'gem Abgrund selbst, Natur
In's Forscherauge, wenn mit wagender Hand Du ihr
Den dichten Schleier lüftetest.

Doch gleiches Glück fiel jenem griechischen Weisen zu,
Der durch des Weltbau's lärmendes
Buntfarb'ges Spiel das ew'ge Maaß des Sphärenklangs
Zuerst erkannt, Pythagoras.
Ihn trieb es ostwärts, wo der Himalaya ragt,
Dem hier des Indus heil'ge Fluth,
Die heil'ge Fluth des Ganges dort klangvoll entrauscht,
An deren Ufern forschend er



Uralter Weisheit Blumen brach. Und als er drauf
Nach froher Heimfahrt Ruhm genoß,
Da lieh ihm Gunst und mächt'gen Schutz Poly-
krates;
Ja, selbst die Götter schützten ihn,
Als einst in Kroton böser Neid ihm Feuer warf
In sein geweihtes, stilles Haus.
Schon über seine Jünger stürzte die Flamme sich
Und alle traf der Untergang,
Ihn aber trugen Götter aus der Gluth davon
Zum offnen Meerstrand unversehrt.

So nah' auch Dir, nun plötzlich Leiden Dich befiel,
Mit seinem sich'ren Schutz ein Gott.
Doch Jener floh nach Metapont, wo gastlich ihm
Aufstand das Thor, wo ruhig er
Und hochgeehrt, ein hehrer Greis, sein Leben schloß,
Und ihm zum Ruhme sang Ovid.

Tagebuchblätter
aus Fremde und Heimath.

Von Theodor Fontane.

1.

Erst Münchner Bräu aus vollen Krügen,
Die Deckel klappten wie ein Reim,
Dann Neckarwein in vollen Zügen
Und endlich Roth von Ingelheim.

Und all die Zeit kein regentrüber
Verlorner Tag, kein nasser Schuh,
Die Bilder zogen uns vorüber,
Wir thaten nichts als schauten zu.

Und graue Dome, bunte Fresken
Und Marmor reichten sich die Hand,
Und weinblattdunkle Arabesken
Zog drum das Rhein- und Schwabenland.

Bei Mannheim stand ich auf der Brücken
Und mußte von der Heimath gehn,
Ich wandt' ihr zögernd meinen Rücken
Und möchte gern sie wiedersehn.

2.

Mit achtzehn Jahr und rothen Wangen,
Da sei's, da wandre nach Paris,
Wenn noch kein tieferes Verlangen
Sich Dir in's Herze niederließ.

Wenn unser Bestes: Lieb und Treue,
Du nicht begehrst und nicht vermiß'st,
Und wenn das wechselvolle Neue
Noch Deine höchste Gottheit ist.

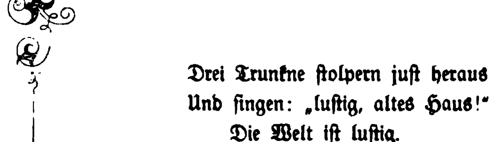
Mir sind dahin die leichten Zeiten,
Es läßt mich nüchtern, läßt mich kalt,
Ich bin für diese Herrlichkeiten
Vielleicht zu deutsch, gewiß — zu alt.

3.

Die Welt ist lustig anzusehn!
Arme Mädchen drunt' vorübergehn,
Sie putzten seiden sich heraus,
Und drüben steht das Findelhaus —
Die Welt ist lustig.

Im Nachbarhause giebt es Ball,
Sie kommen in Staatskarossen all,
Wie glücklich Wirth und Gäste sind
Und drunten friert das Bettelkind —
Die Welt ist lustig.

Und drüben am Eck', tagaus tagein,
In heisre Kehlen fließt der Wein,



Drei Trunkne stolpern just heraus
Und singen: „lustig, altes Haus!“
Die Welt ist lustig.

4.

Es äfft Dich nur dies Rennen, Traben
Nach golden mußevoller Zeit,
Wenn Du die Ruhe glaubst zu haben,
Dann eben ist sie doppelt weit.

Auf weichem Pfühl, auf sammtnen Kissen,
Wenn Du sie hältst, wenn Du sie hast,
Wirst Du die Holde mehr vermissen,
Als in des Tages Druck und Last.

All Labsal was uns hier beschieden,
Fällt nur im Kampf und Streit uns zu,
Nur in der Arbeit wohnt der Frieden,
Und in der Mühe wohnt die Ruh.

5.

Man wird nicht besser mit den Jahren,
Wie sollt' es auch, man wird bequem
Und bringt, um sich die Reu' zu sparen,
Die Fehler all in ein System.

Das giebt dann eine glatte Fläche,
Man gleitet unbehindert fort,
Und „allgemeine Menschenschwäche“
Wird unser Trost- und Losungswort.

Die Fragen alle sind erledigt,
Das eine geht, das andre nicht,
Nur manchmal eine stumme Predigt
Hält uns der Kinder Angesicht.

6.

Und wieder 'mal ein neues Jahr -
Was werden die Tage bringen?!
Wird's werden wie es immer war,
Halb scheitern, halb gelingen?

Wird es mit Sammt mir streicheln die Haut,
Oder wird es in Lohe mich gerben?
Gleichviel was es im Kessel braut —
Nur wünsch' ich nicht zu sterben.

Ich mag noch nicht von hinnen gehn,
Wie's oft die Kämpfenden müssen;
Ich möchte mein Weib noch wiedersehn
Und meinen Jungen küssen.

Ich möchte noch wieder im Vaterland
Die Gläser klingen lassen,
Und möchte noch wieder des Freundes Hand
Im Einverständniß fassen.

Ich möchte noch wirken und schaffen und thun
Und athmen eine Weile,
Denn um im Grabe auszuruhn
Hat's nimmer Noth noch Eile.

Ich möchte leben, bis all dies Glühn
Rückläßt einen leuchtenden Funken
Und nicht vergeht wie die Flamm' im Kamin,
Die eben zu Asche gesunken.

7.

Das sind die Bänke von Goodwin-Sand,
Sie sind nicht Meer, sie sind nicht Land; —
Und die Schiffe, die mit dem Sturm gerungen
Und die Wasserlöwen, die Wellen bezwungen,
Und die gefahren über die Welt,
Unzertrümmert, unzerschellt —
Sie sehen die Heimath, sie sehen das Ziel,
Da schiebt sich die Schlange unter den Kiel
Und ringelt Schiff und Mannschaft hinab,
Zugleich ihr Tod, zugleich ihr Grab.

Die See ist still, die Ebb' ist nah,
Mastspitzen ragen hier und da,
Und wo sie ragen in die Luft,
Da sind sie Kreuze über der Gruft;
Ein Kirchhof ist's halb Meer halb Land,
Das sind die Bänke von Goodwin-Sand. -

8.

Ich bin die halbe Welt durchzogen
Und suchte Glück und sucht' es weit,
Es hat mein Suchen mich betrogen
Und was ich fand war Einsamkeit.

Ich hörte, wie das Leben lärmte,
Ich sah sein tausendfarbig Licht,
Es war kein Licht doch was mich wärmte,
Und ächtes Leben war es nicht.

Und endlich bin ich heimgegangen
Zu alter Stell' und alter Lieb',
Da löste still sich das Verlangen,
Das einst mich in die Ferne trieb.

Die Welt, die fremde, lohnt mit Kränkung,
Was sich in Lieb' ihr zugesellt;
Das Haus, die Heimath, die Beschränkung,
Die sind das Glück und sind die Welt.

Die Dame von Faverne.

Von Hugo von Blomberg.

Saht Ihr Navailles? Spiegelnd hebts im See,
Die spitzen grauen Thürme in die Höh',
Das Schloß Navailles. Drüben liegt die Stadt
Im Sonnenschein, den Fuß im blauen Bad;
So Stadt und Schloß gehörten schon von je
Den Herren von Faverne.

Des Schlosses Dame stand im hohen Saal,
Im Trauerkleide noch um den Gemahl
— Ein Jahr war's her, daß spurlos er verschwand —
Und ehrerbietig vor der Fraue stand
In Schmuck und Waffen die Vasallenzahl
Der Herrschaft von Faverne.

Sie sprach: „Das Wort der Kirche giebt mich frei:
Mein eigner Wille, Euer Wunsch — es sei!
Dem Vetter des Gemahls reich' ich die Hand,
Er herrsche über Euch und alles Land.
Den Eid der Treue schwört Ihr morgen neu
Dem Herren von Faverne.

Am Hochzeittag vom Schlosse Fahnen weh'n,
Geschmückt mit Teppichen und Blumen schön
Schwimmt durch den See der Kahn mit Sang und Klang:
Drin sitzt der Bräutigam in Waffen blank
Und ihm zur Seite bräutlich anzuseh'n
Die Dame von Faverne.

Da ist gescheh'n ein wundersames Ding:
Die weiße Hand der Braut in's Wasser hing,
Sie spielte drin in süßer Träumerei —
Da thut sie plötzlich einen leisen Schrei.
Hinweg vom Finger war der goldne Ring
Der Dame von Faverne,

Der Ring, den ihr der erste Eh'herr gab,
Den sie zu tragen schwur, bis in das Grab;
Sie bricht in Thränen aus — sie will nicht frei'n,
Der Ring muß wieder erst gefunden sein!
In Schloß und Stadt sagt man die Hochzeit ab
Der Dame von Faverne.

Vom See die Fischer ruft man all' zusamm', —
Was bringen sie herauf aus tiefem Schlamm?
Ein Mannsgeripp' — am Finger steckt der Ring:
Ein rost'ger Dolch in seinen Rippen hing,
Mit gold'nem Knauf — der Dolch vom Bräutigam
Der Dame von Faverne.

Der Mörder flieht, die Rache folgt ihm nach,
Man spricht, daß er am Kreuzweg sterbend lag.
Den Wittwenschleier und den gold'nen Ring
Trug bis zum Tag, da sie zu Grabe ging,
Und trägt ihn drin wohl bis zum jüngsten Tag
Die Dame von Faverne.


Ein Königswort.
Von H. v. Blomberg.
Stiegen die Terrassen
Empor nach Sanssouci:
Sie suchten sich zu fassen,
Und wußten doch nicht, wie!
Zu eng dem vollen Herzen
War eines Jeden Brust;
Doch war es nicht vor Schmerzen,
Es war vor Dank und Lust.

Jüngst hatten Feuersflammen
Ihr Städtlein ausgeraubt,
Und alle Noth zusammen
Schlug um ihr armes Haupt!
Er hatt' es bald vernommen,
— Was wüßt' Er nicht im Land —
Und Hülfe war gekommen
Von seiner milden Hand.

Gewichen war das Uebel,
Wie Nacht vor Sonnenglanz,
In Städtchen jeder Giebel
Stand schmuck mit seinem Kranz!
Sie kommen, reich beladen
Mit Dank und Gotteslohn:
— Das nenn' ich Ambassaden
Zu einem Königsthron!

Es führt zum alten König
Sie ein der Leibhusar:
Sie neigen unterthänig
Ihm Haupt und Herz fürwahr!
„Staub, der wir sind, wir mögen
Nur danken mit Gebet!
Gott schütte seinen Segen
Auf Eure Majestät!“

Da stand er mit der Krücke,
So hager und gebückt:
Was hat in seinem Blicke
So demanthell gezückt?
Er sprach — es klang wie Zanken
Das kurze Wort beinah':
„Ihr habt mir nicht zu danken,
Denn davor bin ich da!“

Hinaus!

Von B. v. Lepel.

Kraft der goldnen Phantasie
Reiß' ich nun mich los,
Thue Wunder und entflieh',
Leiden, eurem Schoß.

Jede Trauer, die ich trug,
Jede Fessel fällt,
Wieder wirst Du weit genug,
Enge, düstre Welt!

Wieder nach dem Eiland dort
Steur' ich durch das Meer,
Schon begrüßt der bunte Port
Meine Wiederkehr.

Jener Port voll Sonnenschein
Strahlt noch wie zuvor,
Gastlich ladet noch mich ein
Jenes offene Thor.

Hundert Kuppeln blinken noch
Von dem Bau der Stadt,
Die des Felsgebirges Joch
Hoch umlagert hat.

Sieh', und mir entgegen schifft
Freudig mein Pilot,
Schwingt, da mich sein Auge trifft,
Seiner Mütze Roth.

Sein verwittert Angesicht
Sechzig Sommer zählt,
Doch im Arme fühlt er's nicht,
Den das Meer gestählt.

Jetzt hinab mit frohem Sprung
Flieg' ich zu ihm schnell,
Daß mich mit Verwunderung
Mustert mein Gesell.

Ja, noch einmal werden wir,
Wie es damals war,
Durch des Golfes Lustrevier
Kreuzen in Gefahr;



Ja, wie damals sei Dein Boot
Rings vom Sturm umschnaubt,
Wenn mit finstrer Stirn uns droht
Jenes Felsenhaupt,

Wo der Delphin springt herbei,
Wenn ein Lied Du singst,
Wo auf Thunfisch Du und Hai
Deinen Dreizack schwingst.

Ja, es werde wie es war,
Nichts ist mir geraubt,
Mein Gemüth ist sonnig klar —
Schüttle nicht das Haupt.

Faff' das Ruder, daß ich schnell
Dort am Ufer sei;
Doch an jenem Seecastell
Lenk' das Boot vorbei.

Dort am Pfeiler beim Altan,
Wo so oft ich stand,
Steht der alte Veteran,
Der den Freund erkannt:

Ja, ich komm' — halt', Kamerad,
Alles mir bereit,
Jedes Wort von Lust und That
Deiner Jugendzeit.

Und, indeß die Fluth umrollt
Deiner Mauern Fuß,
Schenkst Du mir Dein flüssig Gold,
Wein von Syracus.

Aber, Freund, noch laff' mich fort,
Landen mich allein,
Wo am Fels das Landhaus dort
Still mich ladet ein.

Durch die Hecken klimm' ich schnell,
Seh' die Halle nun,
Darf im Schatten auf der Schwell'
An der Säule ruhn.

Vor der Hall' in frohem Tand
Rauscht des Springquells Fall,
Füllt das Becken bis zum Rand
Mit der Fluth Krystall.

Auf dem Rande saß ich oft,
Sank in Traum zuletzt,
Bis mein Antlitz unverhofft
Ward im Scherz benetzt.

Und ich griff die weiße Hand,
Die den Scherz beging,
Die sich nicht dem Kuß entwand,
Nein, ihn hold empfing.

Doch wo ist, wer hier geweilt
Einen Mond mit mir?
Komm, ich bin herbei geeilt —
Find' ich Dich nicht hier?

Komm, ich harre Dein am Quell,
Uns nur rauscht er zu,
Ja, er rauscht noch süß und hell,
Alles findest Du —

Alles, Alles harret Dein,
Was beglückt uns hat,
Berg und Goldorangenhain,
Unten Golf und Stadt;

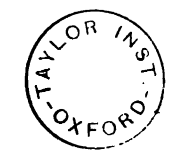
Dort zur Lustfahrt harrt das Schiff,
Dort der Freund beim Wein,
Komm, — des Glückes Inbegriff
Sei noch einmal mein.

Bist Du wirklich über's Meer
Gar so weit entflohn?
Alles holden Zaubers leer
Wird die Gegend schon —

Nein — Du mußt! — Du trittst hervor
Aus dem Laubengang —
Glaubt es, glaubt es, Aug' und Ohr, —
Drei Secunden lang!



Gefühl oder Gedanke.



Tenzone

zwischen K. Bormann und W. v. Lepel.

Bormann.

Sag' mir, was Du höher stellst:
Das Gefühl mit seinen Gluthen,
Die, ein Strom von Lust und Leid,
Wechselnd durch die Seele fluthen?
Oder des Gedankens Licht,
Das die Nacht in Tag verkehret
Und des Daseins dunklen Traum
Zum Bewußtsein Dir verkläret?

Lepel.

Auf granit'ne Pfeiler baut
Seine Brücken der Gedanke,
Doch — ein End' hat bald sein Reich,
Vor ihm thürmt sich Schrank' auf Schranke
Aber frei und fessellos
Wie des Kranichs hohe Bahnen
Zieht unendlich hoch und weit
Des Gefühls unendlich Ahnen.

Bormann.

Das Gefühl schweift fessellos —
Willst Du darum hoch es preisen?
Himmelslicht, das leiten soll,
Muß in festen Bahnen kreisen.
Willst Du heilen Fieberweh,
Dran zur Zeit die Völker kranken,
Drin Dein eigen Herz verglüht, —
Hilf zur Herrschaft dem Gedanken.

Lepel.

Nein, dem edleren Gefühl!
Keiner ist so tief gesunken,
Daß, wenn Du an's Herz ihm schlägst,
Du nicht weckst den beſſ'ren Funken.
Nicht der Scharfsinn lockt das Volk,
Ja, es mißtraut, soll es denken —
Doch Gefühl in Wort und That
Reißt es hin und kann es lenken.

Bormann.

Hinzureißen, ja, das ist
Des Gefühls heilloses Können,
Daß, von seiner Lust berauscht,
Blind sie in den Abgrund rennen.
Aber zügeln wilde Gluth,
Bannen sie in heil'ge Schranke,
Auferbau'n nach Maaß und Zahl,
Schaffen kann nur der Gedanke.

Lepel.

Rechnen mag er, ordnen, bau'n —
Doch den ersten Trieb zum Werke
Zeugt lebendig, schöpferisch
Der Gefühle Gluth und Stärke.
Was in Farb' und Stein vermag
Sich zur Schönheit zu erheben,
Was des Dichters Herz entströmt,
Dem Gefühl verdankt's das Leben.

Bormann.

Siehst Du denn des Tag's Beginn
Schon im flücht'gen Morgenrothe?
Das Gefühl es geht voran
Deinem Wort, ein flücht'ger Bote.
Kannst Du seine Kunde nicht
Mit des Denkens Kraft erfassen,
Wird sie, wie das Morgenroth
Schnell und wirkungslos erblassen.

Lepel.

Nicht mit Bildern machst Du, Freund,
Und Metaphern mich zu nichte, —
Was das Morgenroth erzeugt,
Steigt empor und wird zum Lichte.
Und zum heil'gen, höchsten Licht
Weiß Gefühl den Pfad zu finden,
Dessen Sehnsucht uns vermag
Mit dem Himmel zu verbinden.



Bormann.

Läßt Du vom Gefühl Dich nur
Führen in des Lichtes Sphären,
Wird die Gluth der Schwärmerei
Bald der Seele Mark verzehren.
Aber ledig wird der Geist
Alles Siechens, alles Schwankens,
Bricht das ew'ge Himmelslicht
Im Krystall sich des Gedankens.

Lepel.

Der Gedanke diene treu
Dem Gefühl als weiser Hüter,
Doch die Gluth leiht dieses uns
Für des Lebens höchste Güter.
Denn in des Gedankens Reich
Zieh'n die Lüft' in ew'ger Kühle,
Aber Wärm' und Leben leih'n
Die lebendigen Gefühle.

Bormann.

Daß Gedanke Hüter sei
Willst Du freundlich ihm gewähren?
Hüterrecht ist Königsrecht,
Höh'res kann er nicht begehren.
Königlich behütet wird
Das Gefühl, des Königs Krone,
Und so haben Beide Raum,
Wo nur steh'n der Menschheit Throne.

Königin Waldlieb.

Von Hugo von Blomberg.

„O Wald, mein Wald, wie lieb' ich Dein Grün!
Weit mehr als den Königssaal!
Ich liebe nichts so sehr, als ihn,
Und Dich mein Eh'gemahl.

O legt mir nun der Tod auf's Herz
Die Hand so knöchern und kalt,
Schließt mich nicht ein in Stein und Erz,
Begrabt mich im grünen Wald.

Wenn die Mönche singen, die Glocken geh'n,
Das macht mir den Schlaf so bang.
Laßt über mein Grab die Zweige wehn,
Waldvöglein fliegen mit Sang!“

Doch als sie schlief zum Sterben ein,
Da hielten sie ihr nicht Wort,
Sie legten in einen ehernen Schrein,
In steinerne Gruft sie dort.

Sie mauerten über ihr auf vom Grund
Einen düstern Capellenbau,
Die Fenster blinken von Glase bunt,
Wohl dunkelroth und blau.

Und ein Jahr und Jahrhundert um's And're kam,
Vergessen die süße Frau,
Vergessen des Königs Reich und Nam'!
Verlassen das Kirchlein grau.

Da hat es genommen der tiefe Wald
In seinen gründunklen Schooß:
Kein Priester mehr singt, keine Glocke schallt,
Die Schwellen versinken in Moos.

O sprich, hat Liebe denn solche Gewalt,
Zu wünschen Lieb' herbei?
Nun schläft sie umfangen vom grünen Wald,
Der Wald, der Wald ist treu!

Durch's Fenster drängen die Zweige sich traut
Mit Waldesrauschen und Duft.
Waldvöglein haben ihr Nest gebaut
Und singen über der Gruft.



Dann in des [illegible] Reich
[illegible] in ewiger [illegible]
[illegible] Wärm' und Leben [illegible]
[illegible]

Hermann

Daß [illegible] Hüter sei
[illegible] Da freundlich ihm zu wählen
[illegible] ist [illegible]
[illegible] kann er nicht [illegible]
[illegible] werd
Das [illegible] des Königs [illegible]
Und [illegible] haben [illegible] Raum,
[illegible] der Menschheit [illegible]

[illegible]

Von Hugo von Blomberg.

[illegible] wo hab' ich Dich [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] mir nun der Tod [illegible] Herz,
Die Hand sie [illegible]
[illegible] und Erz,
[illegible]

Wenn die [illegible] die Glocken gehn,
Das [illegible] so bang
Laßt über mein Grab die Zweige wehn
Waldvögelein fliegen mit Sang!"

Doch als sie schlief zum Sterben ein,
Da hielten sie ihr nicht Wort,
Sie legten in einen ehernen Schrein,
In steinerne Gruft sie dort.

Sie mauerten über ihr auf dem Grund
[illegible] Kapelle traut(?)
Die Fenster blinken von Glase bunt,
Wohl dunkelroth und blau.

Und ein Jahr und Jahrhundert um's And're kam,
Vergessen die süße Frau,
Vergessen des Königs Reich und Nam'(?)!
Verlassen das Kirchlein grau.

Da hat es genommen der tiefe Wald
In seinen grundunklen Schooß:
Kein Priester mehr singt, keine Glocke schallt,
Die Schwellen versunken im Moos.

O sprich, hat Liebe denn solche Gewalt,
Zu wünschen Lieb' herbei?
Nun schläft sie umfangen vom grünen Wald,
Der Wald, der Wald ist treu!

Durch's Fenster drangen die Zweige sich traut
Mit Waldesrauschen und Duft.
Waldvöglein haben ihr Nest gebaut
Und singen über der Gruft.



Aus dem Leben eines Thalers.

Von W. v. Merckel.

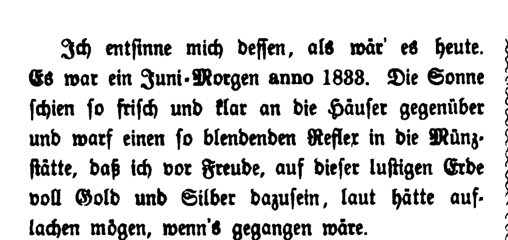
Meine früheste Erinnerung ist ein krachender Ruck, kurz und plötzlich, wie wenn's einschlägt.

Wen's sonst trifft, der pflegt dabei die Besinnung zu verlieren; die meinige schreibt sich im Gegentheil davon her.

Denn im selbigen Augenblick bemerkte ich, dass ich existirte. Eine unbekannte Kraft schnellte mich in die Höhe, und ich flog kopfüber aus meiner Wiege.

Damit war ich denn, seltsam genug, ein geschlagener und ein gemachter Mann zugleich; ein ganzer Kerl aus Einem Stück, ein Staatsbürger von garantirtem Werth, ein Patriot von ächtem Schrot und Korn, blank und gesund, wie aus dem Ei geschält, wie ein wahrer Edelmann mit dem makellosesten Wappen und mit lebenslänglicher Anstellung im Staatsdienste auf die Welt gekommen, konservativ bis in den Tod, und obendrein meinem Allergnädigsten Landesvater im Profil wie aus dem Gesicht geschnitten, kurz, ein — königlich Preussischer harter Thaler!

[illegible] Berlin



Ich entsinne mich dessen, als wär' es heute. Es war ein Juni-Morgen anno 1888. Die Sonne schien so frisch und klar an die Häuser gegenüber und warf einen so blendenden Reflex in die Münzstätte, daß ich vor Freude, auf dieser lustigen Erde voll Gold und Silber dazusein, laut hätte auflachen mögen, wenn's gegangen wäre.

Aber ich konnte mein Gesicht nicht verziehen, weil es, wie gesagt, das ernste meines Königs war; ich schüttelte mich daher blos innerlich vor Behagen dermaßen, daß ich äußerlich die Balance verlor und von dem blinkenden Thalerhaufen, auf den ich gefallen war, mit leichtem Klingen herabrutschte.

Aufrichtig gestanden, es war aber nicht der Sonnenschein allein, der mich so exaltirte.

In dem Augenblicke, wo ich, wie erwähnt, aus meiner Wiege über Bord flog, sah ich dicht vor dem Prägstocke ein reizendes junges Mädchen stehn; sie war gerade Zeuge meiner Geburt gewesen und hatte mich ins Auge gefaßt.

Mein Auge — ich habe zwar nur Eins, aber ein sehr gutes, weil es, wie gesagt, das meines Königs ist, und nebenbei war es ein Glück, daß ich nicht auf den Kopf, sondern auf's Wappen gefallen war, sonst hätte ich gar nichts gesehen! — also mein Auge begegnete dem Blicke des Mädchens.

Offenbar verstanden wir uns; denn, wie mit sympathetischem Zuge beugte sich das allerliebste Kind in demselben Moment, wo ich, wie ein verzauberter Prinz, ihr zu Füßen kollerte, zu mir herab; und kaum war ich (umgekehrt, wie man von andern Leuten zu sagen pflegt) auf dieser Welt kalt geworden, so wurde ich in der schönsten Hand, die mich jemals gehalten, wieder durch und durch warm.

Wie mir zwischen diesen Rosenfingern zu Muthe wurde, das kann kein Mensch einem Thaler nachfühlen, und der Thaler kann's keinem Menschen beschreiben; können's die Menschen doch kaum einander selber begreiflich machen!

Zum Glück war ich ein harter Thaler; sonst wär' ich zergangen, wie Wachs an der Sonne. Ich zitterte wenigstens vor Vergnügen, zugleich aber vor Angst, daß sie mich in jeder nächsten Sekunde wieder zu den Andern werfen könne, die mir jetzt so über alle Maßen ordinär und albern vorkamen.

Inzwischen gerieth ich, zwischen meiner Wonne und meiner Furcht, in einen dritten Zustand, in den der Eifersucht.

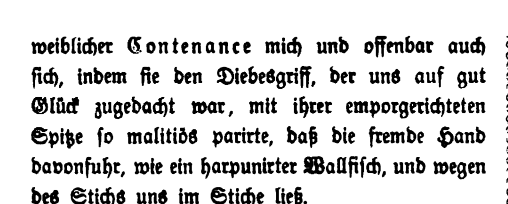
Denn neben meiner Angebeteten stand ein netter junger Herr, den ich bisher gar nicht beachtet hatte, der aber, während ich der Thaler ihrer Wahl zu sein mich rühmte, mehr als ich, nämlich der Mann ihrer Wahl, was man Bräutigam nennt, war. Diesen sah sie noch weit freundlicher an, als mich, flüsterte ihm einige Worte zu, und mein Nebenbuhler gab dem Münzmeister für mich einen andern Thaler, und schenkte mich seinem und meinem Engel zum Andenken an diese interessante Stunde. Selten ist wohl ein Rival dem andern dankbarer gewesen, und mit dem Gefühle des Entzückens und dem Schwur ewiger Treue glitt ich hinab in die Seitentasche des Fräuleins. Unbeschreiblich selig, ihr zu gehören, lag ich da unten im dämmernden Dunkel und träumte, als wär's eine spanische Sommermondnacht, das schönste Idyll.

Beinahe wäre meine Schwärmerei von kurzer Dauer gewesen. Denn wir waren noch gar nicht lange wieder auf der Straße, und meine Donna machte just ihren Zukünftigen mit verführerischer Rührung vor einem Schaufenster auf ein silbernes Dejeuner aufmerksam, welches vortrefflich in ihren jungen Hausstand passen würde, so tauchte eine Hand, die mit derjenigen meiner Herrin so viel Aehnlichkeit hatte, wie eine Trappe mit einem Canarienvogel, in meinen Sommernachtstraum herunter und tappte auf mich zu.

Mit Entsetzen errieth ich, daß ich im Begriff sei, gestohlen zu werden; ausweichen konnte ich nicht und schreien noch weniger.

Zu meinem Glücke lehnte ich, dos-à-dos, gegen ein anderes Geschöpf, auf das ich bisher wenig oder gar nicht reflektirt hatte, nämlich eine kleine Scheere, welche, wahrscheinlich erst kurz vor mir, als Rippes-Acquisition, hier einpassirt war.

Dieses niedliche Persönchen hatte sich in ächt weiblicher Neugier aus ihrer Papierhülle bereits halb herausgearbeitet, und rettete jetzt mit eben so



weiblicher Contenance mich und offenbar auch sich, indem sie den Diebesgriff, der uns auf gut Glück zugedacht war, mit ihrer emporgerichteten Spitze so malitiös parirte, daß die fremde Hand davonfuhr, wie ein harpunirter Wallfisch, und wegen des Stichs uns im Stiche ließ.

Aus Dankbarkeit schlüpfte ich bei der Erschütterung zu ihr ins Papier, und nunmehr klimperten wir wie alte Bekannte und junge Gespielen zusammen, bis unsere Gebieterin daheim dem Vergnügen ein Ende machte.

Meine Retterin wurde in ein elfenbeinernes Köfferchen untergebracht. Ich habe sie nicht wieder gesehen. Beinahe hätte ich wenigstens ein Andenken von ihr behalten, indem das Seidenpapier, darin sie gesteckt hatte, nun für mich allein bestimmt wurde; ich fing auch bereits an, mich ganz dem wehmüthigen Eindrucke dieser Reliquie hinzugeben. Aber kaum war ich gehörig eingewickelt und meine Besitzerin im Begriff, auf diese meine Emballage die für die Ewigkeit bestimmte Inschrift zu setzen: „heute (d. h. ohne Datum) in unserm Beisein geprägt und mir geschenkt von meinem geliebten Guido", als der Damenbleistift, der, wie Alle seines Gleichen, nicht eher angab, als bis er dreimal naß gemacht war, in meine zarte Hülle ein so freventliches Loch riß, daß Alles vorbei war.

Ich mußte daher in ein anderes Papier wandern, welches die Votiv-Inschrift aushielt, und dann gerieth ich, wie ein Fürst, der in drei Särgen für die Auferstehung aufbewahrt wird, in ein vormaliges Oblatenschächtelchen, und in diesem in eine Schublade des Nähtisches.

Hier hab' ich sehr lange gelegen. Es war natürlich stockfinster, grabesstill, und ich langweilte mich allgemach über die Maßen. Fast bedauerte ich's, daß ich nicht dazumal gestohlen worden sei; bei dem Spitzbuben wäre ich schwerlich so lange vergessen worden, und ein Thaler will denn doch die Welt sehen und sich sehen lassen, zumal ein nagelneuer.

Anfangs kam doch wenigstens noch hin und wieder eine vertraute Freundin, welche des Genusses gewürdigt wurde, die Liebespfänder und Brautstandsattribute, wie ich eines vorstellte, mustern zu dürfen, und dann gelangte ich jedesmal auf längere oder kürzere Zeit an Licht und Luft, je nachdem die Freundin mehr oder weniger selbst lieber Braut gewesen wäre und demgemäß mehr oder weniger Interesse an meiner Bedeutung fand.

Aber auch diese Intermezzo's hörten auf, und ich hatte volle Zeit zu der Ueberzeugung, daß an Veränderung gar nicht zu denken sei, wenn nicht die brennendste Geldverlegenheit einträte, und daß es doch keine unerträglicheren Leute gebe, als ein glückliches Brautpaar, wenn man nicht selber die eine Hälfte ist.

Selbstverständlich hatte ich in meiner Einsiedelei keine Ahnung und noch weniger Vergnügen davon, daß sie inzwischen Hochzeit machten, auf Reisen gingen und sich wohl sein ließen. Sie kamen wieder und lebten glücklich — ich lag, nach wie vor, gleichsam lebendig begraben.

Wie lange das gedauert habe, mag daraus ungefähr abzunehmen sein, daß ich plötzlich in meine Klösterlichkeit eine seltsame Vokalmusik dringen hörte, von der ich anfangs wirklich nicht wußte, ob sie die stille Verzweiflung meiner Langenweile mindern oder erhöhen werde, falls sie lange anhalten sollte. Und in der That hielt sie, mit geringen Pausen, nunmehr Tag und Nacht an, was für mich in meiner Finsterniß gleich war. Jetzt freilich weiß ich, daß diese Musik die ohrzerreißendste Harmonie und die wohllautendste Dissonanz ist, welche die Menschen kennen: es war das Geschrei des ersten Kindes!

Hatte mir bisher meine Empfindsamkeit und stille Schwärmerei nichts Besseres als Langeweile eingebracht, so sollte ich nunmehr erfahren, daß Einem wohl Schlimmeres passiren könne.

Eines schönen Tages öffneten sich mit überraschender Hast Nähtisch, Oblatenschachtel und Papier, und vor mir stand die holde Dame, die zuletzt als Jungfrau mich eingepackt hatte, als junge Frau, auf dem Arme einen strammen Buben, der seine pausbäckige Gesundheit dergestalt durch Diskantbrüllen bethätigte, daß die Mama offenbar im seligsten Stadium der Verzweiflung auf mich, als zerstreuenden Gespielen und lustigen Rath, verfallen war.

Erst ließ sie, ein Liedchen trällernd, mich in der Sonne ihm etwas vorglitzern, und ich selbst (war's

alte oder neue Sympathie!) bestrebte mich, ihm durch meinen schönsten Glanz so wundersam zu imponiren, und ihn mit meinem Königsauge so erhaben sanft anzublicken, daß er wirklich nach einigem blinzelnden Widerstreben gegen mein ungewohntes Blendwerk sein Schreien in Schweigen und dieses in Kichern verwandelte, im selbigen Augenblicke aber auch das Begehren an den Tag legte, meiner habhaft zu werden.

Die Dame hätte nicht Mutter sein müssen, wenn sie mich ihm nicht sofort in die Hand gegeben hätte, die zwar wenig größer war als ich, aber so sicher zugriff und so fest hielt, daß ich ihm eben das beste Prognostikon über seine künftige konservative Solidität in Finanzsachen stellen wollte, als ich, zu meiner großen Enttäuschung wahrnehmend, wie höchst gleichgültig ihm mein Silberwerth sei, über die Achsel seiner Trägerin weg auf die Diele flog.

Hätte ich damals schon gewußt, wie weit schmählicher weggeworfen zu werden ein Thaler sich müsse gefallen lassen, als von einem spielenden Kinde, diese Kurzweil hätte mir vielleicht Spaß machen können.

Kaum hatte die Mama mich wieder aufgelesen, als der kleine Verschwender unter kreischendem Jauchzen mit mir das Bombardement so eifrig fortsetzte, daß binnen Kurzem Amme und Papa zu Hülfe kommen mußten und vollauf zu thun hatten, um mich unter all' den Meubles und aus all' den Winkeln zurückzuholen, wohin der vergnügte Liebling mich zu schleudern beliebte.

Ich meinerseits fing nachgerade an, diese Kollerei für meine Würde, wie für meine Schönheit bedenklich zu finden, als die Lust sich selbst ein Ziel setzte, indem ein verhängnißvoller Wurf mir die Nothwendigkeit auferlegte, mit unabwendbarer Geschwindigkeit durch die Scheibe eines Glasspindes zu fahren und dort der harmlos prangenden Mundtasse des Hausherrn die ihm gewidmete goldene Inschrift spurlos herauszuschlagen.

Mit einiger Schadenfreude vernahm ich, zwischen die Splitter und Scherben rasselnd, die Lamentationen über die vor sich gehende Verwüstung; und nicht ohne Befriedigung hörte ich gleich darauf die erneuerten Diskantausbrüche meines Diskusschützen, die ich für das Accompagnement gewisser Thätlichkeiten hielt, welche die elterliche Nemesis dem kleinen Unheilstifter angedeihen lasse.

Aber verlasse sich Einer auf die Gerechtigkeit eines glücklichen Vaters und einer beseligten Mutter gegen ihren Erstling!

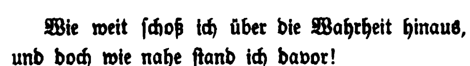
Wer für schuldig erklärt wurde, war **ich**. Ergriffen wurde ich und ohne weiteres Verfahren als Arrestat in eine silberne Büchse geworfen, die hinter der ruinirten Tasse stand. Und um den rückfälligen Schreihals, der sich wahrlich nicht um die von ihm herbeigeführte Katastrophe härmte, sondern über die Unterbrechung seiner Wurf-Uebungen alterirte, auf andere Gedanken zu bringen, — was geschah?

Während man mich in der Büchse umherrüttelte, daß ich meines Bleibens nicht fand, rief man dem, der an Allem Schuld war, gleichsam zur Genugthuung für ihn und die Tasse zu: „Pfui über den garstigen Thaler! Horch! wie er bittet, ihn herauszulassen! Aber wir wollen ihn tüchtig abstrafen und auslachen!“ Und zu dieser meiner Verhöhnung mußte ich selber so lange mitklappern, bis sie's überdrüssig hatten.

Eingesperrt zu sein, war ich gewohnt, auch war ich jedenfalls bequemer und fast anständiger logirt, als zeither; aber die mir widerfahrene Behandlung dünkte mir denn doch unbillig und unwürdig. Zum Glücke war die Tasse weggeräumt; sonst hätt' ich obendrein noch eine fortwährend quärulirende Nachbarschaft genießen können.

Als ich nun in meiner Klause wieder ungestört lag, gewann ich freilich philosophischen Muth genug, um mir meine Lage zu versüßen. Ich stellte mich mit der Erwägung zufrieden, daß das Alles wohl nur eine gegen einen unverständigen Jungen nothwendige List gewesen sei, und meine Selbstversöhnung erreichte sogar die **Höhe der Ueberzeugung**, daß meiner gegenwärtigen Haft kein geringerer Zweck, als die Conservation meines Metallglanzes zum Grunde liege, und daß mithin die Büchse weniger mein Gefängniß, als eine Bewahr-Anstalt meiner Schönheit darstelle.

Zu einem erhabeneren Wahne der Eitelkeit hat sich schwerlich jemals ein Thaler verstiegen, um in tiefere Demüthigung der Enttäuschung zu fallen.



Wie weit schoß ich über die Wahrheit hinaus, und doch wie nahe stand ich davor!

Eine *Bewahr-Anstalt* war die Büchse allerdings, aber — eine *Kinder-Bewahr-Anstalt*, und nicht sowohl für mich, als für meine Kinder.

Ein Monolog, den die Amme eines Tages ihrem Pflegling vor dem Spinde hielt, enthüllte mir die ganze Widerwärtigkeit und Lächerlichkeit meiner Bestimmung.

Ich befand mich in einer — *Sparbüchse* und war zum — „*Heck-Thaler*" ausersehn! —

Kupfer meint' ich vor Aerger werden zu sollen, als ich das alberne Frauenzimmer dieses eben so unsinnige als unsittliche Wort aussprechen hörte. Als ob wir Thaler nicht geborene Hagestolze wären, die wohl Nachkommen, aber keine Kinder haben! Freilich möchte das Letztere bei uns ersprießlicher sein, als bei den Menschen; denn umgekehrt würde unsere Uebervölkerung das Proletariat *abschaffen*, statt *erzeugen*.

Aber unser Cölibat und unsere Kinderlosigkeit ist eine Natur-Einrichtung, weil es bekanntlich keine weiblichen Thaler giebt. Oder hätte etwa die moderne Numismatik dem silbernen *Adam*, zur Abhülfe eines lang gefühlten Bedürfnisses, in der papiernen *Kassen-Anweisung* eine Eva beigeben wollen? Ich habe in späteren Jahren vielfach mit diesen windigen Wesen vom weniger schönen als schwachen Geschlecht zusammen sein müssen. Von einer solchen Mesalliance zwischen Courant und Papier hab' ich niemals gehört und von Familie ist mir nirgends etwas vorgekommen! Wir sind Aristokraten und werden's ewig bleiben!

Ist es also notorisch, daß wir uns nun einmal durchaus *nicht* durch uns selber vermehren; wie kommen die Menschen dazu, uns dergleichen Spuk und Hexerei anzudichten und nachzusagen! Was haben wir damit zu schaffen, wenn sie der Sparsamkeit durch ein abergläubisches Reizmittel aufhelfen oder ihre Freigebigkeit in das Incognito eines Wunders hüllen wollen! Was gehen uns Thaler die Phantastereien der Poeten und Kinderweiber an! —

In diesen und ähnlichen Betrachtungen gerechter Entrüstung wurde ich durch ein Geräusch und eine leichte Erschütterung von außen unterbrochen, und gewahrte, wie sich das im Dache meiner Behausung angebrachte seltsam gestreckte, mit einer grünen Gardine verbrämte Luft- und Lichtloch ungewöhnlich verfinsterte. Bei schärferem Aufmerken däuchte mir, als steige oder krieche Jemand von oben herein. Schon dachte ich an jene Diebesfinger in der Kleidertasche und an die Abwesenheit meiner damaligen Retterin, der kleinen Scheere. Aber im nächsten Augenblicke stürzte der Fremdling kopfüber auf mich herab, rollte mit einem Klirren, das wie: „Hurrah!" klang, über mich weg und blieb an der Wand der Büchse, schräg aufrecht, vor mir lehnen. In dem nun wieder hergestellten Halbdunkel traf Aug' auf Auge, *ein Thaler erkannte den andern!*

„Gott mit uns!" war seine Parole; „Heil Dir im Siegerkranz!" mein Feldgeschrei. Wo zwei Preußen auf einander stoßen — in Hinter-Asien oder in einer Sparbüchse, gilt gleich — da giebt der Patriotismus Feuer. Meine Freude war unsäglich. Zum ersten Male sah ich einen Landsmann, ja einen Kollegen wieder; zum ersten Mal hatt' ich eine Conversation.

Viel Neues wußt' er freilich nicht; er war ein Sechsunddreißiger und vorgestern geprägt. Sieben und vierzig Stunden hatt' er mit neun und vierzig Seinesgleichen in einer versiegelten Düte zugebracht. Sein ganzes Erlebniß bestand mithin in einer einstündigen Circulation, und die war nicht weit her. Mein Hausherr hatte ihn heute in der Büreau-Kasse als Novität mit dem Neujahrsgehalte eingetauscht, der Hausfrau beim Wirthschaftsgelde mit überliefert, und diese hatte ihn sofort in unsere Büchse gesteckt.

Das war Alles. Aber schon sein krystallreiner Glanz war mir eine entzückende Unterhaltung. Von mir *wußte* ich's nur, daß ich glänzte; an ihm *sah* ich's. Ich konnte mich nicht satt sehen an ihm, ich spiegelte mich in seiner unversehrten Jugend, wie ein Vater in seinem — —



Wie der Schlag rührte mich das Wort, auf dem ich mich ertappte, ehe ich's zu Ende gedacht hatte. Alle Freude war plötzlich weg; mein Sechsunddreißiger war mir unausstehlich; ich selbst war mir zuwider; alles Sperren und Läugnen half nichts!

Es war so! Vater und Sohn! Vater wider Willen und ein Sohn ohne Eltern! Auf der Stelle eingeschmolzen zu werden, wäre mir eine Wohlthat gewesen!

Bald darauf passirte ein Zweiter ein: „Segen des Mansfelder Bergbaus!“ Er war mir verhaßter, als einem Kornwucherer der Segen des Feldbaus!

Alles war mir ein Greuel, und Alles egal! Bei Nacht war mir am wohlsten, weil ich da meine „Herren Söhne“ nicht sah!

Der Schönste — will ich nicht sagen, aber der Beste — sollte noch kommen!

„Bon soir, Messieurs!“ war der schnarrende Gruß eines dritten Ankömmlings, der unversehens durch die Dachluke zwischen uns niederfuhr, daß unser Kleeblatt weit aus einander prallte; ein alter bemooster Bursch, schwarz, runzlicht, beschabt, und plattleibig, so, was man sagt: unappetitlich!

„Geniren sich wohl anzustreifen?“ näselte er uns an, „sind freilich blitzblank und parade-propre, die Herren, und Unsereiner ist verräuchert und chiffonirt! Das kommt vom Pulverriechen und von denen fatiguen! Freut mich übrigens, Landsleute von Distinction zu finden, wie ich sehe! Scheinen mich nicht zu kennen? Friedericus Borussorum Rex, s'il vous plait! Sogenannter Sterbe-Thaler!“

Das gab einen wahrhaft electrischen Ruck! Unwillkührlich (denn die preußischen Thaler sind alle militairisch, wie ihre Monarchen) traten wir — ich und meine verwünschten Stief-Jungens — stramm an und legten die Hand, die uns fehlte, an die Dienstmütze, die wir nicht trugen; wogegen Er den dreieckigen Hut, statt dessen er einen Lorbeerkranz führte, eben so ceremoniell lüftete; bei diesem dienstmäßigen Salutiren und gegenseitigen Präsentiren, als ob siebenjähriger Krieg und Freiheitskrieg einander vor der Front die Honneurs machten, hatt' ich ganz meine Fatalität vergessen! und als sie mir jetzt wieder einfiel, hatt' ich ein Gefühl, wie der radschlagende Pfau, wenn er seine Pfoten erblickt.

Aber gewisse Situationen führen ihr Gegengift bei sich!

Diesem alten Knaben mit Puder und Zopf zu eröffnen, daß und wie so ich wohl oder übel hier seinen Vater vorstelle, — dem Humor konnt' ich nicht widerstehn. Mein Sechsunddreißiger und Mansfelder sahen aus, wie wenn sie vor'm Krückstock auf der Hut wären; und ich selber war beinahe auf etwas Unliebsames gefaßt.

Aber der Sechsundachtziger lachte bloß: „Verkehrte Welt! Menschen verrückt! — Dafür kann Er nichts! Stell' Er vor, was Er muß! Er heckt hier vielleicht für den dummen Jungen Mehr aus, als mancher Finanzminister für's Land! Lass' Er sich nicht stören! Keine Excusen weiter!“ —

Damit war's abgemacht! Und wie hatt' ich mich verbessert durch diesen Familienzuwachs!

Wer in den nächsten stillen langen Winternächten, wenn's draußen stöberte, oder der kalte Mond von droben herab an unserm Spinde vorbeistreifte, ein rechtes Ohr an die Sparbüchse zu legen verstanden hätte, der würde da drinnen manche Vorlesung gehört haben von alten Kriegs- und Friedenszeiten, die heute schier vergessen oder gar verachtet sind; wir aber lagen, wie Kameraden auf der Feldwacht, um den Alten im Kreise und hörten ihm mit solcher Andacht und Ehrfurcht zu, daß wir oft der Magd einen Hexenschuß über den ganzen Leib wünschten, wenn sie in der Morgenfrühe mit ihrer staubausfegenden Philisterei unser Collegium störte.

Ich habe seitdem nun an die zwanzig Jahre lang mit Hannoveranern und Braunschweigern, Anhaltinern, Kurhessen und Mecklenburgern, Lippern und Reußern, Schwarzburgern, Sachsen und Waldeckern allerlei bunten und merkwürdigen Verkehr gehabt und Manches erfahren, was ein Thaler dem andern besser vertrauen kann, als ein Mensch dem andern; und es kann wohl kommen, daß ich davon Dieses und Jenes gelegentlich unter die Leute bringe.

Aber die herzstärkende, seelenerfrischende Zeit mit dem alten Fritz, wie wir den Sterbe-Thaler kurzweg nannten, ist mir nicht wieder gekommen; und so oft ich ihrer gedenke, ist mir zu Sinn, wie einem alten Staatshämorrhoidar, dem seine Heidelberger Burschenzeit einfällt.

Leider ging sie eben so flüchtig zu Ende, und dabei dünkt es denn auch mir am gerathensten, kurz zu sein.

Unsre Herrschaft (wie ja in kleinen Vaterländchen die Unterthanen ihr Regentenhaus nennen) schien sparsamer geworden zu sein, als da die Sparbüchse gestiftet wurde. Mit Thalern wurden wir weiter nicht inkommodirt. Es ging vielmehr nur noch mit sogenanntem Kleingelde, das der Pole sich zu Gulden vergrößert, mit Viergroschenstücken vorwärts. Diese untergeordneten Subjecte durften aber, wie blank sie immer sein mochten, nicht eher mitreden, als bis ihrer Sechs beisammen waren, worauf sie, als fünfter Thaler, eine Collectivstimme erhielten, die dann unter ihnen Reih' um ging.

Von ihnen erfuhren wir nunmehr, daß sie aufgegriffen und beigesteckt worden seien, um nachträglich als Prämien für die Milchzähne unseres Junkers zu figuriren. Hiernach standen uns succesiv noch ein Paar Collectivstimmen in Aussicht.

So weit kam's aber nicht!

Während wir in loyalster Geduld auf die rückständigen Spitz- und Backenzähne warteten, ja mit fast vasallenhafter Theilnahme uns im Voraus die Zeit ausmalten, wo unser Erbherr „schichten" werde, wurde im Gegentheil mit uns, wie man zu sagen pflegt, Schicht gemacht.

Eines Tages schüttete der Hausherr die Büchse aus.

Ich meinte, es sei ein Festtag und die Familie wolle mir und meiner Sippschaft die Parade abnehmen.

Es war meine letzte Täuschung in diesem Hause.

Der Hausherr zählte uns einfach aus einer Hand in die andere.

Wir waren vierzehn Stück und machten netto fünf Thaler und sechszehn gute Groschen aus. Das entschied unser Schicksal!

Er steckte uns in die Tasche, trug uns zum Juden und wechselte einen Friedrichsd'or ein.

So sind die Menschen! —



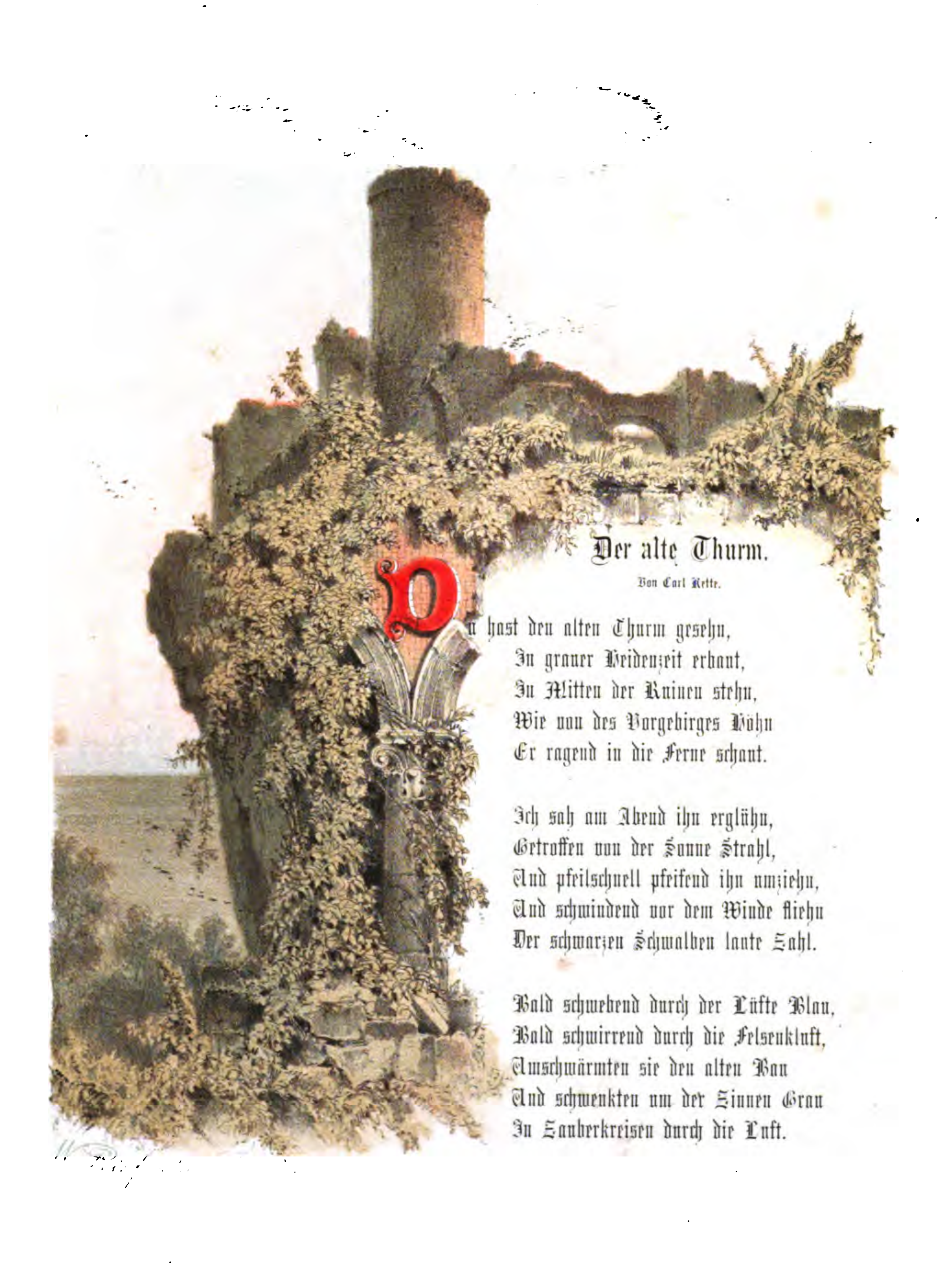
Von Emilie v. Lewitzka.

Meines Lebens Blume.

Ob auch Deine Liebe schmücket meines Lebens Blume sanft
Und die Erde rings entzücket meines Lebens Blume sanft,
Ob auch statt der Last der Sünden oder eines herben Grams
Nur ein süßes Leid bedrücket meines Lebens Blume sanft,
Und, nach lichter Höhe strebend, immer ihren reinen Kelch
Dieser eitlen Welt entrücket meines Lebens Blume sanft,
Ja, ob ihren Durst zu stillen an der ew'gen Liebe Quell
Sich in Andacht bebend bücket meines Lebens Blume sanft
Und ihr tiefgeheim im Busen, unerklärbar jedem Wort,
Manches ruhet, das beglücket meines Lebens Blume sanft, —
Dennoch, Höheres begehrend, wird befriedigt nicht mein Herz,
Bis der Todesengel pflücket meines Lebens Blume sanft.

Die Perle.

Weil ein unendlich kostbar Gut die Perle,
Birgt die Natur in tiefer Hut die Perle,
Umdroht vom Tode holt der muth'ge Taucher
Empor vom dunklen Grund der Fluth die Perle.
So taucht der Schmerz mir auf den Grund der Seele
Und hängt an's Aug' in sanfter Gluth die Perle.
Nun ahne, wenn mein Herz Dir noch verborgen,
Wie tief, wie tief darinnen ruht die Perle.



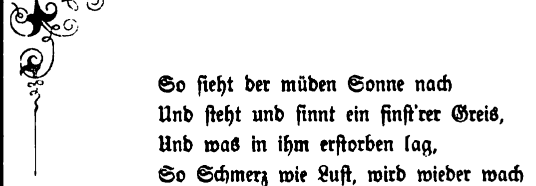
Der alte Thurm.

Von Carl Kette.

Du hast den alten Thurm gesehn,
In grauer Heidenzeit erbaut,
In Mitten der Ruinen stehn,
Wie von des Vorgebirges Höhn
Er ragend in die Ferne schaut.

Ich sah am Abend ihn erglühn,
Getroffen von der Sonne Strahl,
Und pfeilschnell pfeifend ihn umziehn,
Und schwindend vor dem Winde fliehn
Der schwarzen Schwalben laute Zahl.

Bald schwebend durch der Lüfte Blau,
Bald schwirrend durch die Felsenkluft,
Umschwärmten sie den alten Bau
Und schwenkten um der Zinnen Grau
In Zauberkreisen durch die Luft.



So sieht der müden Sonne nach
Und steht und sinnt ein finst'rer Greis,
Und was in ihm erstorben lag,
So Schmerz wie Lust, wird wieder wach
Und zieht um ihn den Zauberkreis.

Doch als die Nacht die Welt umzog,
Der Nebel lag im feuchten Thal,
Ward's still und kühl. Verstummend bog
Der Schwalbenschwarm zurück und flog
Zu Nest. Der Thurm stand grau und fahl.

Schneeglöckchen.

Von Bernhard von Lepel.

Puh! — Welch ein Leben führt man hier!
Tief sitz' ich unter'm Schnee und frier'.

Doch, Ihr da draußen, merkt nur auf!
Ich komme doch noch 'mal hinauf.

Nur still! Schon prickelt's über mir,
Schon schimmert Licht in mein Quartier —

Aha! Nur diese Flocke noch,
Dann brach ich durch den Schnee ein Loch.

Ihr Diener, meine Herr'n, Sie sehn,
Ich leb' und mir ist nichts geschehn.

Ja, reißt nur Mund und Augen auf
Und wundert Euch, wie ich kam herauf.

Ihr seht, es ist ein munt'rer Gesell
Beim ersten Sonnenstrahl zur Stell'.

Und wirft ihn Einer, so hart er kann,
Auf steht er wie ein Hollundermann.

Mir ist es heut' wie ferner Traum,
Daß einst ich flog durch weiten Raum;

Als Samenkörnchen, als junger Fant
Hin flog ich leicht von Land zu Land.

Ich überließ den Winden mich
Und glaubt', sie ließen mich nie im Stich.

Doch einmal fiel ich rettungslos
Und stecken blieb ich im Erdenkloß.

Und, ach, es mußt' noch obendrein
In einem Küchengarten sein.

Nicht zwischen Nelken und Nachtviol',
Nein, zwischen Rüben und grünem Kohl.

Und nun kam gar des Winters Schnei'n
Und Alles schneit' auf mich herein.

Da haben Rüben und Kohl gelacht,
Schneeglöckchen, riefen sie, gute Nacht!

Ich aber ließ es schnei'n zehn Schuh
Und dacht', mein'twegen immer zu!

Doch, wie ich litt und wie ich fror,
Nie dacht' ich, daß ich das Spiel verlor.

Nun drang ich durch die kalte Krust
Und heb' in's Freie die freie Brust.

Welch Rufen da sich gleich erhebt:
Schneeglöckchen lebt! Schneeglöckchen lebt!

Denkt Ihr, man wird so leicht geduckt,
Wenn's Einen winterlich umspukt?

Kohlköpfe, Erzphilister Ihr!
Ihr seht, ich bin schon wieder hier.

Und keine Rüben, keinen Kohl
Seh' ich um mich, da wird mir wohl!

Für die ist nicht die Frühlingszeit,
Ich aber steh' im Blüthenkleid.

Ich aber leb' im Frühling nur;
Mein Gruß, er trifft zuerst die Flur.

Mein Glöckchen klingt, mit Klang und Duft
Erfüll' ich rings die Frühlingsluft.

Mein Glöckchen klingt, mit Duft und Klang
Vergnüg' ich mich mein Leben lang.

Mein Leben lang, die kurze Frist, —
Dann duck' ich mich — wenn's nöthig ist.



Sonette.

Von Emilie von Lewitzka.

Die Thräne quoll.

Die Thräne quoll, mit ihrem Trost mich labend —
Und lächelnd hob ich zu des Lichtes Auen
Mein Haupt empor, voll Dank und voll Vertrauen,
Im Thau der Thränen allen Schmerz begrabend.

Der Du die Blume, deren Haupt gen Abend
Gerichtet steht, wo düstre Schatten grauen,
Sich wenden lässest, um das Licht zu schauen,
Sie nicht umsonst mit ihrem Trieb begabend —

Allgüt'ger, meinem brünstigen Begehren,
Dem heißen Trieb, den Du in mir gegründet,
Ihm solltest Du die sel'ge Labe wehren?

Nein! Ob auch Stürme wider mich verbündet,
Ich schau', indeß die Wolken rings sich mehren,
Nach Morgen, wo die Sonne mir verkündet.

Getrost.

Getrost! Wie nach dem düstren Tag der Leiden
Der Traum der Nacht mich lieblich hält umsponnen,
So nach dem letzten Untergang der Sonnen
Wird sel'ge Dämm'rung sanft mein Haupt umkleiden.

O jedes Sehnen bitter jetzt zu meiden,
Und jedes Hoffen gar so schnell zerronnen —
Der Glaube zeigt gereift mir ihre Wonnen,
Mich einst in Ewigkeit daran zu weiden.

Heb' über dieser Erde Leid, da weder
Gerechter Grund zu klagen, noch zu sorgen,
Empor Dich denn, mein Haupt, wie das der Ceder!

Und lächle heiter mit des Lenzes Morgen,
Der eine stille Freude hält in jeder,
Auch der geringsten Blume Kelch verborgen.

Ende.

Ihr wollt durch Euer zärtliches Gekose
Und Eurer Liebe täglich neues Sinnen
Noch einmal für das Leben mich gewinnen —
Laßt ab — Ihr ändert nichts an meinem Loose.

Was frommt der Thau der schon geknickten Rose?
Als Thräne mag er von ihr niederrinnen!
Umsonst der Frühlingslüfte süßes Minnen —
Bald ruht ihr Kelch zerstreut im Waldesmoose.

Gönnt endlich ihr, nach dieser Zeit Beschwerden
Die ungestörte, sel'ge Ruh' zu finden,
Ein schattig stilles Plätzchen auf der Erden.

O lächelnd Ende! Wenn die Pulse schwinden,
Verklärter und verklärter stets zu werden,
Indeß die Liebesarme mich umwinden.



Und keine [illegible] Herz!
Seh ich um [illegible] wird mir wohl?

[illegible]
Ich aber [illegible]

Ich [illegible]
Mein [illegible]

[illegible] Glöckchen klingt mit Klang und Duft
[illegible]

Mein Glöckchen klingt mit Duft und Klang
[illegible] mein Leben lang

[illegible] Leben lang, die [illegible]
[illegible] — wenn's nöthig ist

[illegible]

[illegible] von [illegible]

Die Sonne geht

Die [illegible] Licht [illegible]
Und [illegible]
[illegible] Vertrauen,
Im [illegible] Blumen [illegible] begrabend

Der [illegible] gen Abend
[illegible], wo [illegible] grauen
[illegible] zu [illegible]
[illegible] Licht [illegible]

[illegible]
Dem [illegible] Du in mir [illegible]
Ihm [illegible] die [illegible] Labe [illegible]

[illegible] Stürme [illegible] verbunden
Ich schau', indeß die [illegible] sich mehren
Nach Morgen, wo die Sonne mir [illegible]

Getrost.

Getrost! Wie nach dem düstern Tag der Leiden
Der Traum der Nacht euch lieblich hält umwoben,
So nach dem letzten Untergang der Sonnen
Wird [illegible] mein Haupt umkl[illegible]

[illegible] Schmerz [illegible]
Und jedes Herzen [illegible]

Der [illegible] mit [illegible]
Nach [illegible] zu werden

[illegible] Erde Leid, da [illegible]
[illegible] noch [illegible],
[illegible] Haupt [illegible]

Und lächle heiter [illegible] Morgen,
Der eine stille Freude hält in [illegible]
Auch der [illegible] Blume Kelch [illegible]

Ende.

Ihr meint [illegible] Euer [illegible] Rose
Und Eurer [illegible] täglich neues Zürnen
[illegible] einmal für das Leben [illegible] gewonnen
Laßt ab — Ihr ändert nichts an meinem Loose

Was frommt der Thau der schon [illegible] Rose
Als Throne mag er von ihr [illegible]
Umsonst der Frühlingslüfte [illegible] Mühen —
Bald ruht ihr Kelch zertreten im Waldesmoose

Wenn [illegible] nach dieser [illegible] Beschwerde
Die ungestörte, [illegible] Ruh' zu finden,
[illegible]

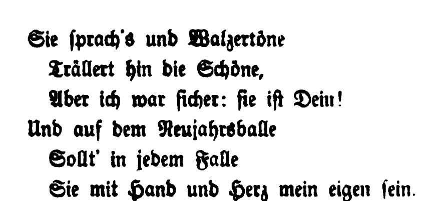
O [illegible] Erde! Wenn die [illegible]
[illegible] stets zu [illegible]
[illegible] mich [illegible]



Walzer-Lied.

Von B. v. Lepel.

Wenn die Geigen klingen,
Sich im Takt zu schwingen,
Etwas Schön'res giebt's nicht auf der Welt!
Will mich haben Einer,
Kriegt mich anders Keiner,
Nur ein Tänzer ist's, der mir gefällt.



Sie sprach's und Walzertöne
Trällert hin die Schöne,
Aber ich war sicher: sie ist Dein!
Und auf dem Neujahrsballe
Sollt' in jedem Falle
Sie mit Hand und Herz mein eigen sein.

Meine neue Weste
Zog ich an zum Feste,
Meine Stiefel trugen Spiegellack;
Wem ich so erscheine,
Dessen Herz ist meine,
Doch mein Schönstes war mein blauer Frack!

Und als ich eingetreten,
Sie zum Tanz gebeten —
Wer beschreibt den Kummer, den ich litt!
Sie engagirt schon haben
Zwei charmante Knaben,
Leut'nant Schulz zuerst, dann Leut'nant Schmidt.

Complimente machend
Bleib' ich immer lachend,
Man vergönnt mir eine Extratour,
Und die Holde schwingend
Und sie fest umschlingend,
Wie ich kreisend jetzt von dannen fuhr

Und wo im Sturm wir glühten
Rings die Kerzen sprühten
Droht Gefahr dem Stand des Notenpults,
Und im Vorüberwehen
Tret' ich derb die Zehen
Leut'nant Schmidt zuerst, dann Leut'nant Schulz.

In vergnügtem Jagen
Immer schneller tragen
Uns die Töne wonnig hin und her,
Bis die Luft vergehet
Und sie leise flehet:
Ach, entschuld'gen Sie, ich kann nicht mehr'

Ich aber, nicht zufrieden,
Mögt', daß nie geschieden
Wir zusammen schwebten hoppsasa!
Und auf die leise Frage
Klang an stillerem Tage
Auch an stillerem Ort ein holdes Ja.

Vom Menschen.

Von W. v. Merckel.

Der arme Bub' steht kaum auf seinen Beinen
Und kann noch nicht an Vaters Taschen reichen,
Da wird er eingepfercht im Hühnerstall
Des Lernens und gepfropft und zugestutzt.
Buchstaben, Ziffern, Noten sitzen schon
Wie Plagegeister auf der Mutter Schooß
Und schleichen sich, ein koboldartig Volk,
In seine Phantasie. Des Sündenfalles
Uraltes Mährchen wird ihm aufgedrungen,
Und Gott der HErr tritt feurig aus dem Busch,
Er lernt ihn fürchten, ehe er ihn liebt.
Noch schmückt die Amme ihm in Winternächten
Mit Spuk und Fabeln eine fremde Welt,
Der Vater hört's und schilt. Die Wunder fliehn,
Das Zauberhorn verstummt, der Knabe seufzt
Und -- schwerbeladen keucht er in die Schule.

Da lösen sich die Pädagogen ab,
Zu bau'n und meistern ohne Unterlaß.
Im Stundenwechsel wechselt seine Noth,
Die Sonne sinkt, wenn seine Freiheit schlägt.
Mit lebenden und ausgestorbnen Sprachen,
Der Junge fremd, gleichgültig dem Gemüth,
Radbrechend balgt er sich herum. Mit Gähner



Vernimmt er, wie die Erde sich filtrirte,
Mit Widerstreben merkt er sich, wie alt
Petavius sie macht. Und ist sie fertig,
So kommen Juden, Meder und Assyrer,
Es kommen Perser, Griechen, Römer, und
Von hundert Völkern soll er Alles wissen,
Mehr, als sie damals selber von einander
Gewußt. Von allen Ländern hängen Karten
Umher, und mit dem Finger muß er's treffen,
Wo einstens stand, was längst zerfallen ist,
Und wie es ward und wie es heute steht,
Jahrhundertweise. Also eingeklemmt
Von der Geschichte und der Erdbeschreibung,
Wird er geschleppt durch's doppelte Jahrtausend.
Ausgraben muß er eine todte Welt
Von Babylon und Sodom bis Pompeji,
Das ganze Alterthum. Da steigen die
Heroen, Götter und Dämonen alle
Herauf, wie sie am Ganges, im Olymp,
In Memphis und Walhalla einst gehaust.
Der niemals wird in seiner Muttersprache
Zu einer Strophe sich begeistert fühlen,
Muß des Tragöden Meisterwerk zerhacken
Und auf des Schäfers Rohr Idyllen leiern.
Die Werkstatt der Natur wird aufgerissen,
Er muß den Blitz und den Orkan ergründen,
Die Stoffe sondern, den Krystall erzeugen
Und fast das Gräschen wachsen sehn. Er muß
Des Himmels Netze um den Erdball spannen,
Die Wandelsterne um die Sonnen führen
Und auf der Fährte des Kometen sein.
Von Plato's Republik bis zu der Lehre
Des Macchiavell, was Sokrates schon klar
Geahnt und Hegel dunkel hat bewiesen,
Von aller Zeiten Irrthum und Erkenntniß
Wird eines Bruchstücks Probe seine Mitgift.
Mit Göttern und mit Menschen ist er fertig,
Mit Erd' und Himmel hat er abgeschlossen;
Umsonst! Da wird der Kreis vor ihm geschlagen,
Des Dreiecks Winkel will berechnet und
Der Kugel Inhalt ausgefunden sein,
Am Decimalbruch mit der Periode
Erschöpft sich die verzweifelnde Geduld.
Jetzt fliegt der Schule Höllenpforte zu,
Und Er ins Vaterhaus. Unglücklicher!
Da steht mit Geige und mit Flöte schon
Ein neuer Peiniger; der tritt den Takt
Ihm zu des Wohllauts fürchterlichen Räthseln,
Und mit zerriß'nem Ohr entflieht die Stunde.
Jetzt hüpft der Tanzkunst leichtbeschuhter Held
Herbei und lehrt ihn stehen, gehn und springen.
Den stumpfen Degen zieht der Waffenmeister
Und ficht mit ihm. Am Kletterbaum läßt ihn
Der Turner hängen, in das Wasser stößt
Ihn der Hallore. Reißzeug und Palette
Packt Architect und Maler vor ihm aus,
Und läßt ein Ton sich in der Kehle spüren,
So schließt den Tag des Kantors Kirchenstimme.

Zum Tod ermüdet wirft er sich auf's Bett;
Sein holdester Geselle ist der Schlaf,
Der schließt zum Traum die heißen Augenlider
Und bringt ihm Einfalt, Spiel und Jugend wieder.

Der Freiheit Klang grüßt endlich sein Erwachen,
An seinem Bette stehn die Musen und
Er heißt ihr Sohn. Ein helles Morgenroth
Durchflammt die jubelnd ahnungsvolle Seele,
Und Ideale, stolz und wunderbar,
Ziehn mit Prophetengange ein und aus.
Ein süßer Wahnsinn färbt das neue Leben,
Zum Faschingszuge reihen sich die Stunden,
Verwandelt ist die Welt und er. Die gestern
Noch über ihn mit Zwang und Strenge herrschte,
Ist heute ein Philisterreich, das er
Verspottend in die Acht erklärt. Er giebt
Sich eigene Gebräuche und Gesetze,
Er schließt der Jugend kühnen Bund auf ewig,
Und, von der Freude Rausch emporgehoben,
Auf gold'nen Wolken ruhen seine Götter.
Weit offen liegt der Wissenschaften Halle,
Er wandelt stolz die Säulengänge nieder,
Und sprudelnd fliegt der Springquell vor ihm auf,
Daran er spielend seine Weisheit schöpft.

O schönste Zeit, auf leichten Zauberschwingen
Wie schnell und ohne Wiederkehr geschieden;

O holde Täuschung, die im Rosenglanz
Gekommen und im Wolkengrau verlischt!

Verstrichen ist die sorgenlose Frist,
Und mahnend pocht der Gläubiger, der nichts
Erläßt — des Lebens drängender Beruf.
Da steht der Musensohn, ein bleiches Wesen,
Zurückgekehrt an der Philisterpforte,
Und demuthschwere Bangigkeit erfüllt
Die kaum noch so verweg'ne Brust. Er schlägt,
Dem Zöllner gleichend, still an seinen Busen
Und betet des Apostels strenge Worte:
Nur Stückwerk ist das Wissen, und des Ruhms
Ermangelt Jeder! — Seinen freien Nacken,
Wie freudig beugt er ihn dem Joch entgegen,
Wenn er des Jochs nur werth befunden ward.

Da zieht er der Bestimmung Dornenbahnen
Und dient und strebt und plagt sich, und erträgt,
Was Menschen möglich, und was Namen hat,
Und schwitzt und keucht, die Pflichten zu erfüllen,
Um Gottes nicht, ach! um des — Brodtes Willen,
Und fastet lange. Immer schlanker streckt,
Wie das Metall des Goldschmieds feine Kunst,
Ihn folternd eine Prüfung um die andre,
Und immer dünner kämmt der Sorge Hand
Ihm seines Hauptes längst entlocktes Haar.

Und endlich — endlich! Klagen wäre Sünde!
Wie klein das Amt, wie mager auch die Pfründe,
Er **hat** sie doch und darf sich minder grämen,
Woher er Brodt, womit ein Weib soll nehmen.
Er ist versorgt und damit abgefunden,
Dem Staat gehören seine wachen Stunden,
Die Nacht ist sein. — —
Die Ewigkeit des halben
Jahrhunderts ist auf seine Bahn gesunken,
Da darf er bei dem Jubelfeste prunken,
Sein Kreuz bedecken mit dem Kreuz von **Gold**
Und ruhig leben — von dem **halben** Sold.

Er ist ein Greis. An einem Krückenstabe
Sucht er sich seinen Leichenhügel aus.
Um was hat er sich abgemüht als Kind,
Als Jüngling und als Mann? Wo liegen sie,
Die Hoffnungen und Träume jener Jahre?
Vorausgegangen sind sie ihm — begraben!

Wo tausend Essen Wolkenberge spei'n
Und tausend Bälge Flammenwirbel jagen,
Wo Tag und Nacht die Hämmer niederschlagen,
Die Spulen sausend durch den Webstuhl flieh'n,
Und um das nimmer rastende Gewerk
Sich Gluth und Fluth mit Riesenkräften wälzt,
In jener Schöpfung donnernden Bezirken
Ist das Gebärhaus des Titanenfleißes,
Der mit des Scharfsinns und der Kühnheit Hebel
Der Erde Angeln faßt und mit der Urkraft
Verweg'nem Zauber an den Himmel tastet,
Das gold'ne Vließ den Göttern zu entwenden.

Und schöpft doch ewig fruchtlos mit dem Sieb
Der Danaiden. Immerdar entrollt
Der aufgewälzte Fels in neue Tiefen.
In ew'gem Wettkampf überbieten sich,
In immer schwindelndere Höhen steigend,
Des Thurmbaus eifersüchtige Genossen,
Und Keiner faßt des Meisterthumes Kranz.

Wo jene schwerbeladne Wagenburg
Von fernen Straßen sich zusammendrängt,
Und aller Meere Flotten, schätzeschwanger,
Mit stolzem Zug die Rhede furchend nah'n,
Da wimmelt das Gewühl Merkurs und hält
Den Markt der Welt. Im Zauberglanze strahlt
Des Nabobs Thron, der, einst ein Bettelknabe,
Jetzt Herr von Millionen, königlich
Das ferne Indien regiert und an
Des Paradieses Grenzen Heere sendet, —
Von dessen Golde Fürsten ihre Donner
Und Völker ihren guten Namen leihen.

Denn Allmacht strömet aus des Reichthums Schooße;
Und um des Glücks verführerische Bühne
Drängt sich der Menge unerschöpfter Strudel.

Der Habsucht Auge lauert auf die Waage
Und mißt und rechnet, wie das Zünglein schlage.
Die ungeduldige Begierde schüttelt
Der Wagniß Würfel mit vermeßner Hand,
Sie beut dem Zufall Wetten an und setzt
Vernichtung gegen trügerische Treffer.

Sie alle lockt der wunderbare Wurf,
Der — Einem nur aus Tausenden gelingt.

Welch Leben spinnt sich ab in jener Hütte,
Die dort — die Wand mit Moos, das Dach mit Schilf
Geflickt — hinfällig, wie der Greis, dem sie
Gehört, sich müde an die Linde lehnt!
Romantik suchend, stiehlt der Maler sie
Aus der Natur ins Bild, und träumend trägt
Der Dichter Unschuld, Tugend, Freiheit und
Zufriedenheit in ihre engen Räume.

Sie ist ein elend Obdach der Entsagung!
Der Armuth dürre Hände schaukeln hier
Des Kindes Wiege, und die Sorge trägt
Den Täufling auf des Lebens erstem Gange.
Die Zeit ist seine glücklichste, da er
Halbnackend mit dem Phylax an der Kette
Die trock'ne Vesperkrume sorglos theilt.
Bald wird er, seinem Loose unterthan,
Die kleine Hand zum Tagewerke regen
Und in des Angesichtes Schweiße mit
Der spröden Erde ringen um die Frucht.
Bei Saat und Erndte bräunt sich seine Wange,
Und Pflug und Spaten härten seinen Arm.
Ihm bringt der Sonnen Auf- und Niedergang
Nichts als der Arbeit wechselnden Kalender,
Der Himmel nichts als Wetterlaunen. So
In der Gewohnheit wandellosem Gleise
Erbt mit der Hufe sich die Mühe fort;
Um seinen Hunger, seine Steuern und
Das nachbarliche Brüllen seiner Rinder
Geht seines Daseins Trachten und Bewegung.
Gebannt an seine Scholle, die ihn nährt,
Gehorcht er den Gewichten seiner Stunden,
Bedürfniß und Nothwendigkeit, und träge,
Mit ewig gleichem Pendelschlage rückt
Die Zeit vorüber an dem Himmelsbogen.

Auf diese ungeschmückte Schwelle tritt
Kein holder Genius des Menschenlebens,
Kein Strahl des Schönen zittert auf sie nieder,
Die Liebe selbst entbehrt der Götterflamme,
Und spurlos — wie auf umgepflügter Flur
Des Herbstes Stoppeln in die Furche sinken —
Verschwinden die vergessenen Geschlechter.
Sie haben nichts gethan, als sich gesättigt,
Sie haben nichts gedacht, als ihre Sorge,
Und nichts gefühlt, als daß sie dagewesen;
An ihrem Grenzstein endigte die Welt!

Welch ein Geschlecht! Unglücklich, wenn's begehrt,
Armselig, wenn es nichts begehrt! Geboren
Zur Sehnsucht und berufen zur Versagung!
Und dennoch sonnt sich's in des Daseins Strahle,
Und hofft den Morgen, wenn der Abend sinkt.

Das Leben steht in eines Jeden Schuld,
Er fordert anfangs sie mit Ungeduld;
Bald lehrt ihn die Erfahrung sich bequemen,
Auf Abschlag auch das Kleinste hinzunehmen;
Gewohnheit hilft, sich darnach einzurichten,
Und Weisheit heißt's, auf's Mahnen ganz verzichten!

Ein Glück nur giebt's: des Glückes nicht bedürfen,
Und das nur, deß du nicht bedarfst, beglückt;
Der Erde Macht und Ruhm und Gold zu missen
Genügt ein unverwundetes Gewissen;
Die höchste aber, nie erzwung'ne, Gunst,
Selbst frei und allbefreiend, ist — die Kunst!



Der letzte York.

Ballade

von

Theodor Fontane.

Lancaster herrscht, der Kampf ist aus, die
rothe Rose hat gesiegt,
Die weisse Rose, Blatt um Blatt, auf
zwanzig blut'gen Feldern liegt;
Ein Einz'ger nur, des Clarence Sohn,
dess Herzblut nicht zu Boden floss:
Im Tower sitzt Graf Edward York,
des alten Hauses letzter Spross.

Er sitzt im Tower Jahre schon, am sel-
ben Gitterfenster schier,
Wo seinen Vater man ertränkt (er wollt'
es so) in Malvasier;
Der Junge hat vom Alten her ererbt den
immer leichten Sinn,
Er rechtet mit dem Leben nicht, und wie
es fällt, so nimmt er's hin.

Die Drehbank kürzt ihm seinen Tag, es surrt das Rad, es klingt sein Lied,
Des Morgens ist er arbeitsfroh, des Abends ist er arbeitsmüd',
Er wirft sich auf sein Lager hin, hat festen Schlaf und guten Traum,
Daß er ein Sproß vom Hause York, der letzte Sproß, er weiß es kaum.

Es surrt das Rad; da rasselt's drauß' und klirrt im Schloß, — Flurlicht fällt ein,
Sieh, der Lankasterkönig selbst, Herr Heinrich Tudor tritt herein;
Er spricht: „Grüß Gott Dich, Vetter York, nimm dieses Schwert und diesen Helm,
Und drunten nimm mein bestes Roß — der Perkin Warbec ist ein Schelm!

„Der Perkin Warbec ist ein Schelm, die blöde Menge läuft ihm zu,
Das macht, er nennt sich Edward York und lügt und prahlet: Er sei Du,
Der Dieb, er stiehlt mir meinen Schlaf, doch ich zerreiß' ihm seine List,
Komm' mit und sprich zu allem Volk, und zeig', daß Du — Du selber bist."

Sie reiten durch das Tower-Thor, auf Platz und Straße wogt es rings;
Das ist er! raunt die Menge rechts; das ist er! raunt die Menge links;
Er hört es nicht; das Puppenspiel trieb ihm in's Antlitz Grimm und Glut,
Lebendig worden plötzlich ist in ihm das alte Königsblut.

Er grüßt nicht rechts, er grüßt nicht links, er starrt nur schweigend vor sich hin,
Graf Edward York, wo blieb Dein Erb', des Vaters immer leichter Sinn?
Sie reiten still bis Ludgate Hill, der König flüstert: „Vetter hier!"
Der aber schweigt und murmelt erst am Tower-Thor: „Das denk' ich Dir." —

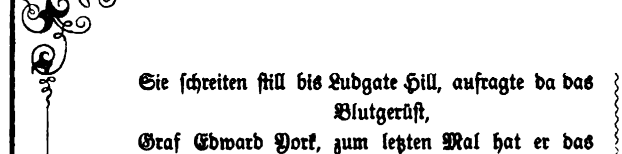
Und eh' die Nacht am tiefsten sinkt, sind Bett und Kerkerzelle leer,
Ein Strick, aus Tüchern fest geknüpft, weht weiß im Winde hin und her,
Und eh' des andren Tages Schein noch hell in's Gitterfenster fällt,
Da tritt er schon, Helm auf dem Haupt, in Perkin Warbec's flatternd Zelt.

Er spricht: „Du nennst Dich Edward York, und Edward York, so nenn' ich mich,
Wer von uns zwei'n der Rechte sei, beim ewigen Gott, das findet sich,
Doch daß Du meinen Namen stahlst und mit ihm würfelst um den Thron,
Heut dank' ich's Dir aus voller Brust, genüber diesem Tudor-Hohn!

„Entgegen ihm! und siegen wir, so trägst Du Englands Krone mit!" —
Sie zogen aus und stritten gut, doch Heinrich Tudor besser stritt,
Er schlug zurück die Stürme all', Graf Edward that den letzten Sturm,
Und eh' die Nacht am tiefsten sank, saß er auf's Neu' im Tower-Thurm.

Der Morgen kommt: da rasselt's drauß' und klirrt im Schloß, Flurlicht fällt ein,
Sieh', des Lancasterkönigs Freund in rothem Mantel tritt herein,
Er spricht: „Grüß Gott Dich, Edward York, was ich Dir thuen muß, vergieb,
Doch will ich's thun mit fester Hand und treffen Dich auf einen Hieb."

Sie schreiten durch das Tower-Thor, auf Platz und Straße wogt es rings,
Das ist er, raunt die Menge rechts, das ist er, raunt die Menge links,
Er grüßt nach rechts, er grüßt nach links, er starrt nicht länger vor sich hin,
Graf Edward York hat wieder ganz des Vaters immer leichten Sinn.



Sie schreiten still bis Ludgate Hill, aufragte da das Blutgerüst,
Graf Edward York, zum letzten Mal hat er das Crucifix geküßt.

Die Lerchen stiegen himmelan, die Glocken klangen dumpf und matt,
Und roth von Blut zu Boden fiel der weißen Rose letztes Blatt.

König Sieghand's Schwert.

Von Hugo von Blomberg.

Zum Himmel wehte der Hütten Brand,
Zum Throne die Klage tief:
Zerschlagen die Wächter, der Feind im Land! —
Doch König Sieghand schlief.

Er lag und schlief, ein Bild von Stein,
Die Händ' um des Schwertes Knauf,
Der Königin Klage, des Volkes Schrei'n,
Sie weckten ihn nimmer auf.

Am Pfühl, im Schooß ihr schlummerndes Kind,
Saß König Sieghand's Frau;
Ihre Klage war wie der Abendwind,
Ihre Thränen flossen wie Thau.

„Was blieb ich am Leben, was blieb ich nach
Dem milden gewaltigen Mann!
Deine Siegeshand, die den Feind zerbrach,
Wie faßte sie sanft mich an!“

Da trat in die Halle mit Panzerklang
Der finstern Vasallen Schaar,
Sie sprachen: „Das Reich ist am Untergang,
Und der König liegt auf der Bahr.

Es braucht einen Mann für die schwere Zeit,
Ein Kind noch ist Dein Sohn!
Ein And'rer trage des Königs Kleid,
Ein And'rer trage die Kron'!“

Aufstand die Königin hoch und bleich,
Ihre Thränen waren versiegt,
Sie sprach: „Kein Mann war jenem gleich,
Der dort auf der Bahre liegt!

Es war ein Abend, Ihr wißt ihn gut;
Da schwurt Ihr auf sein Schwert:
Wir halten zu Dir und Deinem Blut,
Kein And'res der Krone werth!

Es war ein Abend, er hatte das Land
Im Morgenrothe befreit:
Noch hält er das Schwert in seiner Hand,
Noch hält er Euren Eid!

Er hielt ihn sterbend, er hält ihn stark
In den todten Fingern noch fest:
Geht hin, und probet an seinem Sarg,
Ob er Euren Schwur Euch läßt!“

Die Männer schwiegen, sie wagten der Frau
In's Auge nicht zu seh'n:
Doch wie sie standen und schwiegen, o schau,
Was war am Sarge gescheh'n?

König Sieghand's Knabe war erwacht,
Er lief von der Mutter fort:
Er nahm aus den Händen das Schwert so sacht
Dem todten Vater dort.

Her trug er lächelnd die werthe Last
In den kleinen Händen schwer:
Die Männer standen von Staunen erfaßt,
Die Königin weinte sehr.

Da sprach der graue Arinbiörn,
Der älteste von der Schaar:
„Es sendet uns unsern neuen Herrn
Der todte Herr fürwahr! —

Er mahnt uns an unsern theuren Eid
Durch diesen Boten mild:
Wir bleiben treu in der schweren Zeit,
Wir heben sein Kind auf's Schild!"

Und als das Wort von der Lippe floß,
Da sagte nicht Einer Nein!
Da knieten sie nieder dem Sieghandsproß:
„Du sollst unser König sein!"

„Und Du Frau Königin steig' auf's Pferd,
Gieb uns'rem König Geleit!
Mit uns der Himmel und Sieghand's Schwert,
Und über uns unser Eid!"

— Sie zogen aus, die Banner im Wind,
Die Herrin auf weißem Pferd:
Sie hielt im Arm König Sieghand's Kind
Und König Sieghand's Schwert.

Zerschlagen und keuchend der Feinde Drang
Die blutende Wahlstatt ließ;
Die Skalden sangen den Siegesgesang;
— König Sieghand, der schlief süß.

Gruss aus Sorrent.

Von Bernhard von Lepel.

Sei mir gegrüßt und theile meine Fröhlichkeit,
Wenn dieses Blatt Dein Auge trifft.
Fern aus Sorrento grüß' ich Dich! Blick' her, — ich steh'
Auf einem Fels der schatt'gen Bucht,
Die schönste Villa dieses Golfes schmückt sein Haupt,
Die Villa Nardi, mein Asyl.
Doch unterhalb des Hauses ragt ein Felscoloss
Vorspringend in den Golf hinein;
Dort liegt in Trümmern ein Castell; draus zielten einst
Franzosen ihr Kanonenfeu'r
Auf britt'sche Schiffe. Häufig steig' ich dort hinab,
Beschau' das Land, belausch' das Meer,
Und um die Wette mit melodischem Fluthgeschwätz
Ersinn' ich flüssige Lieder dort.
Nur je zuweilen blick' ich auf den farb'gen Golf,
Vesuv, Neapel, Cap Misen,
Und neben mir Sorrento's Klöster, sechs bis acht —
Landschaften, weiß ich, liebst Du nicht.
Drum sieh', was in der Nähe wunderbar mich reizt;
Doch muß ich schnell in der Bastei
Schießscharten einer mich verstecken. Könntest Du
Mit mir Dich werfen hier hinein!
Doch thätest Du's mit Deinem sauberen Handschuh nicht,
Nicht mit dem Rock der Residenz;
Denn wuchernd deckt die morschen Steine Kraut an Kraut,
Schlingpflanzen winden sich, sogar
Eidechsen huschen züngelnd durch das Dorngestrüpp;
Ich aber werfe grade mich
In diesen schönen, malerischen Wust hinein.
Hier lieg' ich, wo Kanonen sonst
Gesprüht, — Du glaubst, ich suche hier ein feindlich Ziel
Für meines Liebes Geschoß, — doch nein!
Nicht auf die Flotte, die im Golfe tändelnd kreuzt,
Nicht ziel' ich auf die Klöster dort,
(Die letzt'ren, weißt Du, alle schöss' ich gern sie ein,
Doch lass' ich stehn sie, Dir zu Lieb')
Nein, sanft'ren Fluges gleite mein Gesang zum Strand
Hinab und gelte weiblichen,
Schneeweißen Schultern, die ich eben dort entdeckt,
Wo Well' und Bucht zur Badeslust
Hinlockten eine Schöne, jung und nymphengleich.
Noch sitzt sie auf dem dunklen Stein

In weißes Linnen hüllte noch die Dienerin
Der Herrin liebliche Lichtgestalt.
Sie hebt das Haupt, das schöne Haupt erst träumerisch,
Dann beugt sie's nieder auf die Fluth
Und sieht darin ihr lächelnd Bild und gönnt ihr nun
Den ersten leisen Kuß am Fuß.

Auf rollt sich mir in holdem Traum die alte Zeit,
Wo sel'ge Nymphen hier gelacht,
Wo selbst olympische Götterfrauen dieser Strand
Einlud zum Bad und heit'ren Scherz.

Nun rauscht's, die Nymphe glitt hinein, es hält die Fluth
Umfangen sie und sie die Fluth.
Dein denk' ich, Freund, und jenes reizenden Märchens auch,
Das Du erzähltest, Fortunat,
Wo jung und schön ein Feenkind im Bad erscheint,
Im Morgenbad, im Silbersee.
Doch naht auf magerem Spinnenfuß ein Ungeheu'r
(Ein Dämon hat's erzeugt — Cultur),
Mißgünstig droht's mit heis'rem Ruf — da flieht das Kind.
Hier aber leben die Menschen frei
In holder Unverdorbenheit: Tritonen nahn,
Nicht flieht vor ihnen die Liebliche:
Zwei braune Knaben biegen plätschernd um den Fels,
Hoch schwingt ihr Arm das Muschelhorn,
Sie treiben hallende Töne d'raus von Bucht zu Bucht
Und klimmen dann auf einen Stein

Und ruhn — indeß der Wasserlilie Reiz sich hier
Anmuthig auf den Wellen wiegt.
Nun aber steigt sie aus der Fluth gemach — so stieg
Aus diesem Meer an diesen Strand
Die schaumgeborene Göttin Aphrodite selbst,
Des Wasservolkes Jubel scholl,
Auftauchte fern das Haupt Neptuns, der neidisch sah,
Wie Bacchus sie zuerst umfing.
Sie aber zog in ihre heiteren Tempel ein
Und Wonne strahlte die Welt! — Doch sieh,
Mich trug der Traum in ferne Fabelzeit; mir sagt
Der Platz, an dem ich träumte, selbst,
Daß längst zerstob die Märchenlust und daß der Mensch
Schießpulver längst erfand. Doch Eins
Noch wag' ich in moderner Zeit: die Scharte steht
Voll wilder Rosen, — eine soll
Hinunter fliegen, wo das fluthgetränkte Haar
Sie jetzo kämmt. Die Rose fiel —
Sie aber hebt sie auf vom Strand, — nicht weiß ich, ob
Den kühnen Werfer sie entdeckt,
Doch als ich drauf im Garten bald sie wiedertraf,
Gab meinen Gruß sie frei zurück.

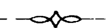
So siehst Du's hier, wo unverkümmert noch Natur
Zuflucht in Grott' und Gärten fand,
Wo frei in dunklen Lauben Lieb' und Leben lacht,
Wo endlich freier athmet, wer
Herpilgern durft' aus kaltem Nord und fröhlich hier
Lustwandelt im Orangenhain.

Frühlingsgärtchen.

Von Emilie von Lewitzka.

Sternchen flimmern, Röschen leuchten
O wie wunderlieblich klar!
Und das ganze Gärtchen scheinet
Holder mir in diesem Jahr.

Ist der Frühling diesmal schöner?
Oder nur die Blumen hier,
Und die kleinen Gottessterne? —
O Geliebter, sag' es mir!





Thorwaldsen's Tod.

Von Chr. Fr. Scherenberg.

n der Sundstadt vor den Brettern,
So die Welt bedeuten, sassen
Zween Freunde, zween Meister:
Oehlenschläger und Thorwaldsen.

Allgemach satt aller Schaulust,
Lehnte Island's alter Sohn sein
Sinkend Haupt an Freundes Schulter;
Doch der Freund, ob lang' gewohnt auch,
Ehrenbürd' und Last zu tragen,
Trug zu schwer doch an dem Haupte,
(Schwer von Lorbeer und von Jahren)
Dieses müden Löwen Haupt.



Ueberlastet schaut dem Freund' er
In das breitgestirnte Antlitz,
Das der Locken Silberwelle
Leicht umfloß, und mit dem Auge
Frug er still die Frage: „Schläfst Du?“
Stumm die Frage, stumm die Antwort:
„Ja, ich schlafe!“
Und der Wächter
Richtet über des Entschlaf'nen
Haupte seinen Arm auf, hoch wie
Eine Säule, und gebiet'risch
In das bunte Spiel des Lebens
Ruft er: „Still, Thorwaldsen stirbt!“

Jeder hört's. Und stille wird es
Auf der Bühne, unter'm Volke;
Still, als wollte man erlauschen
Jenen leisen Flug der Seele,
Oder schau'n voll stummer Andacht
In den Untergang des Sterns.
Und es spricht der Sänger durch das
Schweigen, klanglos, eine Glocke,
Die gesprungen: „Er ist todt!“

„Todt, Thorwaldsen!“ hallt es wieder
Durch das Haus von allen Sitzen,
Die sich stufen durch die Ränge;
Schwer hernieder rollt der Vorhang.

Aus verstummtem Musentempel
Wandernd geht die große Klage
Durch die Gassen, aus der Stadt hin
Durch das Land, in alle Lande,
Wo dem ernsten Leben noch der
Künste heit're Götter lächeln.
Und die Jünger von der Werkstatt,
Drin beseelt wird Erz und Marmor,
Legen aus den Händen nieder
Hammer, Meißel, all' ihr Werkzeug,
Stehen feiernd, laut- und reglos.
Aber nach der stillen Weihe
Treten enger sie zusammen,
Wie um Gräber lieber Todten,
Um ein Stück von seinem Leben.
Und ein Jeder aus dem Kreise
Wirft auf's Grab ihm, schmerz-beredet,
Eine Blume der Erinn'rung.
Immer reicher schmückt die Liebe
Bis es blühet sagenduftig,
Wie die Gräber der Heroen,
Bis Begeist'rung wird die Trauer,
Und, nacheifernd ihm, der Jünger,
Strahlend seines Gottes voll,
Wieder greift zu seinem Meißel,
Wieder greift den Hammer, klingend
Frisch zu schlagen neues Leben
Aus dem Tode seines Meisters.

Soldatentraum.

(1848.)

Von Bernhard von Lepel.

Die Zeit ist schwer, der Himmel grau,
Ich lieg' im Feldquartier,
Da trägt mich lieblich, holde Frau,
Der heitre Traum zu Dir.

Das Eiland taucht am Horizont
Aus blauem Fluthgebraus,
Wo schimmernd auf dem Berg sich sonnt
Die Stadt mit Deinem Haus.

Ich fliege schnell den Berg hinauf
Und trete bei Dir ein —
Da bist Du, nimm den Wandrer auf,
Wie einst im Frühlingsschein.

Du bist, wie sonst, so jugendfrisch
So lust- und lieb'entfacht,
Um Deine Lippen ein Gemisch
Von tausend Reizen lacht.

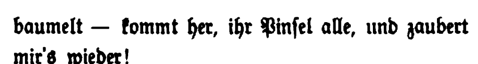
verdammen? Wer hat es nicht an sich selbst erfahren, daß ihn das große Werk der sich erneuenden Natur in eine Spannung versetzt, in der er die unerhörtesten Dinge wirken und wagen möchte, in eine ziellose Unruhe, irgend etwas zu gestalten und nicht der einzig Unthätige und Erstorbene zu sein, während Alles Blüthen treibt? Schade nur, daß dieser unbehagliche Drang meist statt irgend einer That Erschöpfung und Verzicht zur Folge zu haben pflegt.

Und so hatte denn auch unser Freund bald verzichtet, ohne darum die Mißgunst auf andere Sterbliche los zu werden, die, wie er meinte, besser daran seien, als er. Nun kommen sie aus ihren Löchern hervor, murmelte er ingrimmig, und machen das Land unsicher mit Mappen und Schirmen und Feldstühlen und setzen sich an den gedeckten Tisch der Mutter Natur. Sie brauchen nur zuzugreifen, so haben sie alle Hände voll. Und wenn sich ihre Sinne satt geschwelgt haben, tragen sie wie ein Gastgeschenk vom Fest, wie den Becher, aus dem sie getrunken haben, ihre Studien und Skizzen heim, die ihnen die Erinnerung und Stimmung erneuen, so oft sie danach Verlangen tragen. Sie haben wohl Recht, in den Süden zu pilgern; für sie ist hier offne Tafel. Aber wir? aber ich? Haben mich schadenfrohe Götter hieher gelockt, um mich recht tief zu demüthigen? War's nicht schon genug, daß ich in Rom all meine Verse auf die Frascatanerin verbrannte, als ich ihr Bild auf der Ausstellung gesehen? Was wäre der ganze Petrark gegen eine Leinwand, auf der ein Tizian das Bild von Madonna Laura festgehalten hätte? Als man noch nicht malen konnte, da war die rechte Zeit zum Dichten. Denn was ist das Dichten anders, als ein ewig wiederholtes Bekenntniß, daß Worte arme Schächer sind, die nicht den Saum am Gewande der Mutter Natur zu fassen vermögen? Im Norden, wo keine Farben und keine Formen sind, da mag sich Poesie die Königin dünken. Eine Bettlerin ist sie hier!

Während dieses frevelhaften Selbstgesprächs hatte er unverwandt auf das Meer geblickt, das sich mit jeder Viertelstunde tiefer färbte und nur mit langen helleren Streifen glänzend durchschossen blieb. Es fiel dem fieberhaften Thoren nicht ein, daß auch ein Maler hier verzweifelt seine Pinsel weggeworfen hätte. Denn ein großer Theil des unsäglichen Reizes lag eben im Wechsel und Spiel der Töne, in dem lebendigen Wandel der Elemente. Sollen wir gar die andern überspannten Anklagen entkräften, die der Verblendete gegen seine Göttin schleuderte? Aber wir wissen ja, mit wem wir es zu thun haben, mit einem von jenem „reizbaren Geschlecht", dem das Wort nur darum verliehen zu sein scheint, um sich selber damit ewig zu widersprechen. Und vielleicht erleben wir es, daß er noch am Abend dieses Tages die Zerknirschung, in der er sich viele Meilen weg wünschte, feierlich abbüßt und mit dem heiligen Lucas selbst den Tausch nicht eingehen würde.

Was aber dort zur Linken den Weg heraufkommt, ist freilich nicht dazu angethan, seine Desperation zu dämpfen; vielmehr schlägt sie erst recht in helle Flammen auf. Nur den Umriß! wüthete er vor sich hin, ein paar Dutzend Linien nur! Wie sie auf dem Eselchen einhertrabt, das eine Bein über dem Rücken des Thiers, flach und sicher ruhend, das andere mit der Spitze des Fußes fast den Boden streifend; und den rechten Ellenbogen auf das ruhende Knie niedergestützt, die Hand leicht unter dem Kinn, mit der Halskette spielend, das Gesicht hinausgewendet nach dem Meer; welche Last schwarzer Flechten im Nacken! es leuchtet roth darin; ein Korallenschmuck? Nein, frische Granatblüthen. Der Wind spielt mit dem lose umgeknüpften Tuch; wie dunkel brennt die Wange, und das Auge, wie viel dunkler! Könnt' ich nun zu ihr treten und sie bitten, eine halbe Stunde still zu halten, ganz so wie sie da ist, und trüge nur einen schwachen Schattenriß dieser herrlichen Figur davon, für ewig wär's ein Besitz zum Beneiden. Statt dessen, wenn ich leer zu Menschen zurückkomme und es ihnen sagen will, wie schön das war, werde ich hören müssen: Wer das gemalt hätte! — Nein, und es ist doch nicht festzuhalten, diese Anmuth des Ruhens und Bewegens, die reife Jugendfülle, die stattlichen Züge, auf und ab nickend, wie das Thier Schritt für Schritt sich bewegt, und zu der königlichen Würde der Gestalt das Füßchen, das kindlich hin und her





baumelt — kommt her, ihr Pinsel alle, und zaubert mir's wieder!

Er war aufgestanden und erwartete die Reiterin, die, unbekümmert um den fremden Wandrer, in ihrer Stellung blieb und nur das Thier mit ruhigem Zuruf ermunterte. Jetzt ritt sie an ihm vorüber, jedoch am Rande des Wegs, so daß er seinen Gruß, den er ihr hinter dem Rücken zurufen mußte, nur durch ein gemessenes Nicken ihres Hinterhaupts belohnt sah. Dabei hob sich freilich das vielverschlungene Nest des schwarzen Haars von dem schönsten Nacken.

Ein ganz besonderer Hauch von Ruhe umgab die schöne Erscheinung, und wie sie nun ihres Weges weiterritt, ließ keine Miene des Gesichts darauf schließen, daß ihr die Begegnung mit dem Fremden auch nur so viel Neugier und Reiz erweckt habe, wie es natürlich ist, wenn in einsamer Stunde, auf verlassenem Bergpfade ein Mann und ein Weib sich unvermuthet antreffen. Ob sie eine Frau oder ein Mädchen sei, konnte der Wanderer weder aus ihrer Kleidung noch aus ihrem Betragen enträthseln. Zwar schien die erste Jugend vergangen; aber wenn auch kein Zug von Erwartung, Verheißung und Verschlossenheit in dem gleichmüthigen Gesicht zu entdecken war, so belebte doch eine Frische und Reinheit den Umriß dieser Wangen, wie sie den verheiratheten Frauen in jener Gegend selten eigen sind. Ihre Tracht war halb städtisch, nur der seidne Rock kürzer und das Mieder tief in den Nacken ausgeschnitten. Die knappen Aermel hatte sie aufgestreift, die Stirn war von keinem Tuch gegen die Sonne geschützt, und ein breiter Strohhut hing müßig am Sattel des Thiers.

Erst als sie ihm um die Windung des Weges zu entschwinden drohte, besann er sich und ging mit starken Schritten ihr nach. Bald war er neben ihr, aber eigensinnig wie zuvor wanderte das Thier am Rande des Abhangs weiter und ließ ihm nur einen schmalen Raum zwischen dem Strohhut und der Wand des Berges. Auch während des Gesprächs, das er nun anknüpfte, drehte sich die Reiterin keinen Augenblick nach ihm um. Ihre Stimme klang tief; ihr Dialekt war schlechtes Neapolitanisch. Allein so kurz sie antwortete, lag doch in ihrem Ton weder der Wunsch, den Frager abzufertigen, noch ihn durch neckischen Trotz zu fesseln.

Ihr kommt von Sorrent, schöne Einsame? fragte er.

Nein, von Meta.

Ihr habt Freunde dort besucht?

In der Kirche war ich.

Und reitet nach Sant' Agata hinauf zum Fest?

Nein, Herr.

Dies aber ist der Weg, der hinaufführt?

Nein, Herr.

So thut mir den Gefallen, mir den rechten zu zeigen.

Ihr müßt zurückgehen, sagte sie, noch immer ohne sich umzusehn, und den nächsten Steig, der links hinaufführt, verfolgen, so kommt Ihr auf die Fahrstraße.

Wenn ich zurück muß, lasse ich lieber das Fest fahren, als das Vergnügen, noch so lang es Euch nicht lästig wird neben Euch her zu gehn.

Wie Ihr wollt, der Weg ist nicht für mich allein gebahnt worden.

Wißt Ihr, daß es freundlich von Euch wäre, wenn Ihr das Gesicht einmal zu mir hin kehrtet?

Sie that es gelassen, ohne eine Miene zu bewegen. Was ist? fragte sie. Was habt Ihr mir zu zeigen?

Ich denke, Ihr habt mir was zu zeigen.

Ich?

Ihr seid schön. So zeigt mir Eure Augen.

Das Meer ist noch schöner als ich, und Ihr thätet klüger es anzusehen, als Augen, die Euch nichts zu sagen haben.

Das Meer? Ich sehe es alle Tage von meinem Altan aus.

Aber ich nicht. Erlaubt denn, daß ich die Gelegenheit benutze! — Und sie wandte sich wieder ab.

Sieht man das Meer nicht überall von diesen Bergen aus? fragte er.

Meines Bruders Mühle liegt tief drüben in der Schlucht; der Felsen tritt weit davor und das Gestrüpp oben hat die letzte Aussicht überwachsen.

Ihr lebt bei Euerm Bruder?





Ja, Herr.

Aber Ihr werdet nicht mehr lange dort leben, oder die jungen Männer in Meta haben keine Augen.

Mögen sie doch Augen haben. Was gehn mich ihre Blicke an? Ich bin glücklicher bei meinem Bruder, als alle Frauen auf der Piana von Sorrent und bis hin nach Neapel.

Habt Ihr nie Verdruß mit der Frau Eures Bruders?

Er hat keine und wird nie eine haben. Er und ich, ich und er — was bedürfen wir mehr, außer dem Schutz der heiligsten Madonna?

Und seid Ihr so sicher, daß es immer so bleibt, daß ihm niemals ein Mädchen gefallen wird?

So gewiß wie ich lebe. Aber was kümmert's Euch? — Und sie trieb mit einem Schlag der Hand den Esel an, daß er die Ohren schüttelte.

Warum ist Euer Bruder nicht mit Euch in Meta gewesen? fragte der Deutsche wieder, obwohl auch das ihn im Grunde nicht zu kümmern brauchte.

Er verläßt die Mühle nie, nur wenn er beichten geht, droben in Deserta.

Ist er krank?

Er mag keine Menschen sehn, außer mir. Und der Anblick des Meers thut ihm weh, seit er damals — Aber wer seid Ihr, daß Ihr mich ausfragt? Seid Ihr ein Prete? Oder von der Polizei in Neapel?

Er mußte lachen. Keins von Beiden, sagte er, Aber zwingt Ihr mich nicht selbst, zu fragen? Wenn Ihr mir das Gesicht zukehrtet, würde ich das Sprechen bald vergessen. Nun muß ich mich durch Eure Stimme zu entschädigen suchen.

Sie maß ihn mit einem ernsthaften Blick und fragte dann: Was habt Ihr immer mit meinem Gesicht? Seid Ihr ein Maler?

Er schwieg einen Augenblick und der alte neidische Verdruß rührte sich wieder in ihm, daß es nur den Malern verstattet sein sollte, einer Schönheit nachzugehen. Freilich, wer darf ihnen übelnehmen, was zu ihrem Handwerk gehört? Die Glücklichen, die mit diesem Freipaß durch die Welt reisen! Denn daß auch er kraft seiner Art und Kunst ein Recht habe, sich in die Züge dieses Mädchens zu vertiefen, wie konnte er ihr das klar machen, die sicherlich von der edlen Zunft der Poeten keine Ahnung hatte!

Du willst es auch einmal so gut haben, dachte er bei sich und antwortete mit dreister Stirn: Allerdings, ein Maler bin ich, und wenn Ihr erlaubt — aber wie heißt Ihr denn?

Teresa.

Wenn Ihr erlaubt, schöne Teresa, begleitete ich Euch gern in Eure Mühle, um ein Bild von Euch in meinem Skizzenbuch zu entwerfen.

Er that diese leichtsinnige Bitte unbedenklich, da es ihn stark gelüstete, auch den Bruder zu sehn und einen Blick in die Häuslichkeit der einsamen Geschwister zu werfen. Wenn es dann zum Treffen kam, so sollte sich schon irgend ein Ausweg finden. Und war seine Lüge nicht auch eine Nothlüge? That es ihm nicht aufrichtig noth, noch länger in Teresa's Augen zu sehn?

Sie besann sich ein Weilchen. Dann sagte sie: Wenn Ihr ein Maler seid, so macht ein Bild von mir, das ich meinem Bruder geben kann. Sterb' ich einmal, so hat er mich immer vor Augen, wie bei meinem Leben. — Seht Ihr den breiten Bach, der dort aus der Schlucht vorspringt und sich über den Weg in die Tiefe stürzt? Er treibt unsre Mühle, und wir müssen rechts einbiegen und ihn verfolgen. Der Regen hat ihn sehr angeschwellt, und der schmale Pfad in der Schlucht ist nicht zu passiren. Wartet! Ihr sollt Euch auf den Esel setzen und hinaufreiten, während ich ihn führe.

Ihr ihn führen, zu Fuß? Nimmermehr, Teresa!

So bleibt Ihr eben unten; denn wenn Ihr auch barfuß hinaufstieget durch das Wasser, wie ich, Ihr kennt das Bett und den Weg nicht und stürzet bei jedem Schritt.

Sie hatte das Thier schon angehalten und sich leicht hinabgeschwungen. Während er noch zaudernd stand, und der Gedanke, daß er sie täuschte, ihn denn doch beunruhigte, hatte sie schon Schuh und Strümpfe von den schönen Füßen gestreift und faßte nun, ihn ruhig fragend anblickend, den Zaum des Esels.

Mag es denn sein! sagte er halb lachend. Obwohl ich eine wenig ritterliche Figur machen werde, wenn ich Euch das schlimmere Theil überlasse.



Er saß auf und sie zogen dem Bache zu, das Mädchen voran, den Zügel um ihren Arm geschlungen. Als sie an die Schlucht kamen, warf sie noch einen letzten vollen Blick über das Meer; dann lenkte sie, des Wassers, das sie umrauschte, nicht achtend, rechtsab in den Bach hinein, der, um große Steine sich wälzend, die ganze Breite der Schlucht ausfüllte. Hier war es kühl und dämmerhaft nach der Tageshelle draußen, und tief hing das Gesträuch zu beiden Seiten der Felsenenge herein. Der Deutsche, während das Thier ihn vorsichtig von Stein zu Stein trug und den Gischt, der bis an seine Brust spritzte, gewähren ließ, sah aufwärts und gewahrte einige Hundert Schritt in der Höhe die Mühle, gefährlich in das Gestein eingebaut, grau wie der Felsen neben ihr. Das Rad war gehemmt, des Sonntags wegen; kein andrer Laut übertönte das Getöse des Bachs, als der Schrei eines Sperbers, der über der Schlucht schwebend sich die Brust an dem heraufsteigenden Wasserdunst zu kühlen schien. Indessen schritt Teresa auf der einen Seite dicht am Felsen hin. Dann und wann wurde der Weg unter ihren Füßen sichtbar, während andere Strecken völlig überflutet waren. Sie sprach nichts. Auch war es nicht leicht, sich in dem Lärm der Wellen verständlich zu machen, der den Hohlweg entlang hundertfach in sich selbst wiederhallte. Erst in der Nähe des Hauses traten die Felswände breiter aus einander, der Weg hob sich aus dem Wasser heraus, und der Reiter, sobald er festen Grund unter seinem Thiere sah, sprang auf seine Füße, im Stillen froh, daß wenigstens kein Dritter den abenteuerlichen Zug mitangesehen habe.

Denn die Mühle lag wie ausgestorben; ja selbst davorstehend war der Deutsche noch versucht, sie für eine Couliffe zu halten. Die Fensterläden waren geschlossen, die braune Thür in der grauen Wand hatte keinen Griff und schien gar nicht praktikabel, der Schatten unter dem Dachvorsprung konnte eben so gut gemalt sein. Indessen öffnete das Mädchen das Gitter zu einem in den Felsen gesprengten Stall und ließ den grauen Freund hinein. Dann stieß sie die Hausthür mit leichtem Druck nach innen auf und trat dem Fremden voran über die Schwelle.

Ein Blick genügte, um den Deutschen mit allen Räumen des Innern bekannt zu machen. In der Mitte ein ziemlich breites Gemach, das die ganze Tiefe des Hauses einnahm; der Herd an der Seite, ein schwerer Tisch und hölzerne Stühle in der Mitte; in einem Wandschrank Hausgeräth; zur Rechten nach der Seite des Felsens eine Kammer mit einem Bett; links die Mahlkammer mit dem Radwerk. Eine Thür in der Hinterwand des Hauses stand ebenfalls offen und man sah in einen freien grünen Platz hinaus, auf den ein einzelner breiter Sonnenstreif fiel. Er mochte einige Morgen im Gevierte haben und war hoch genug über dem Bach gelegen, daß ein Gärtchen dort hätte gepflanzt werden können. Aber der Bergkessel, der den Grund umschloß, war zu hoch, die Luft zu kühl, um viel Gedeihen zu versprechen. Und so wucherte denn nur das Gras auf dem Platz und eine Ziege weidete am Ufer des Wassers. Dort aber, wo durch einen Riß des Berges jener einzelne Sonnenblick hereindrang, standen, wie ein schönes Wunder, zwei einzelne Orangenbäume mitten auf der Wiese, zwar spärlich mit Früchten behangen, doch in voller Frische.

Der Bruder ist nicht zu Haus, Teresa, sagte der Deutsche.

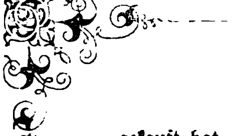
Sie ließ das Auge ruhig über den Wiesengrund schweifen und sagte dann: Seht Ihr ihn nicht drüben wo die Schlucht sich wieder schließt? Der Bach hat an der Mauer gerüttelt, die ihn dort in sein richtiges Bette zwingt. Nun wirft er einen Erddamm hinter die Steine, daß die Wiese nicht überschwemmt wird. Er denkt an Alles, mein Bruder, und kann Alles; Ihr könnt tausend Jahr suchen und findet Keinen, der mehr Genie hat.

Warum verschwendet er's aber hier in der Einsamkeit?

Weil er will.

Und seid Ihr hier in der Mühle aufgewachsen, Aermste, und habt nie mehr Sonne gesehen, als dort in die Orangenzweige scheint? Ich kann es nicht glauben; Eure Wangen sind schwerlich auf dem kurzen Ritt Sonntags in die Kirche so dunkel geworden.

Nein, sagte sie; es ist noch nicht volle vier Jahr, daß wir hier wohnen und Tommaso die Mühle



gekauft hat. Wollt Ihr's glauben? Er hatte vorher, wo wir in Neapel waren und er seine Fischerei trieb, keinen Gedanken was ein Mühlenrad sei und wie die Steine umlaufen. Und am ersten Tag, wo wir hier heraufgekommen waren, — der alte Müller war eben gestorben — brachte er's in Gang, als hätte er's von kleinauf gethan. O, ein Mensch wie Tomà, am Hof des Königs ist kein Klügerer!

Während dieser Worte gelang es dem Fremden nicht, das Gesicht des Mannes zu sehen, der am äußersten Ende des Wiesenlandes rüstig an seiner Arbeit war und sich nach der Mühle nicht umwandte. Er erkannte nur eine hohe Gestalt, schwarzes krauses Haar unter dem grauen Hut, eine Jacke von dunkler Farbe lose über der Schulter hängend. — Was hat ihm nur die Stadt und das Meer und sein schönes Gewerbe verleidet? fragte er jetzt die Schwester, die neben ihm stand.

Sie schien die Frage überhört zu haben. Wißt Ihr was? sagte sie, setzt Euch und fangt das Bild an, damit es fertig ist, wenn mein Bruder wieder ins Haus kommt. Dann frag' ich ihn, wer es sei, und erkennt er's, so giebt er Euch was Ihr wollt dafür, denn wir sind nicht arm, müßt Ihr wissen. Als wir in Neapel lebten, hatte mein Bruder sieben Fischer unter sich, und fuhr in drei Kähnen ins Meer, und hätte auch wohl ein Landgut kaufen können, statt der Mühle hier. Was hilft ihm nun sein Geld bei seinem schweren Herzen! — Setzt Euch, Herr; ich will nicht mehr schwatzen, Ihr sollt den Mund ganz still und richtig aufs Papier malen und die Augen und Alles.

Unser Freund stand in nicht geringer Verlegenheit, als er sah, daß es Ernst werden sollte. Es ist etwas dunkel hier, sagte er mit klopfendem Herzen.

So gehen wir auf die Wiese.

Dort ist es wieder zu hell, Teresa. Ihr wißt nicht, wie schwierig es ist, das rechte Licht zu finden.

Wartet, sagte sie, und öffnete rasch die Fensterläden. Ich meine, es ist nun ein hübsches Licht im Hause. Ich wenigstens, wenn ich's gelernt hätte, ich wollt' Euch hier auf's Haar an die Wand zeichnen.

Nun denn, sagte er kecklich, so fangen wir an.

Er schob zwei Stühle an das eine Fenster, das die Schlucht hinunter den ganzen Lauf des Baches übersah, und bat sie, niederzusitzen. Jene Blätter, die er zu sich gesteckt, um irgend eine Eingebung der Muse darauf festzuhalten, zog er hervor und legte sie auf sein Knie, den Stift in der Rechten. Eine tiefe Röthe überflammte die braunen Wangen des Mädchens, als sie nun seinen Blick gespannt auf sich ruhen fühlte. Ihr Auge, über dem die dichte Wimper wie die Schwinge eines schwarzen Falters auf und nieder ging, war starr hinaus gerichtet und in wenig Augenblicken feucht umwölkt durch die Spannung des Blicks. Er bat sie, frei sich zu bewegen, es werde darum nicht schlechter werden. Auch konnte er es sich nicht versagen, an ihrem starken Haar sich ein wenig zu schaffen zu machen. Teresa —! sagte er.

Was ist?

Nichts. — — Es war ihm unmöglich, dem großen Blick ihrer Augen gegenüber etwas Zärtliches oder Fades zu sagen. Wie fest und breit und eben war die Stirn, die Brauen wie ruhig geschweift! Er hatte sich jetzt entschlossen, eine halbe Stunde lang eifrig zu thun, als sei er im besten Werk begriffen, um dabei des Anblicks sich zu erfreuen; dann aber das Blatt rasch zu zerreißen, seinen schlechten Tag und sein verwirrtes Auge zu schelten und sich zu verabschieden.

Als er nun eben ruhig seine Stellung gewählt hatte und die Miene des Anfangens machte, bemerkte er in der Schlafkammer drüben an der Wand ein männliches Bildniß in schwarzem Rahmen, das ihm einen willkommenen Vorwand gab, noch einmal inne zu halten.

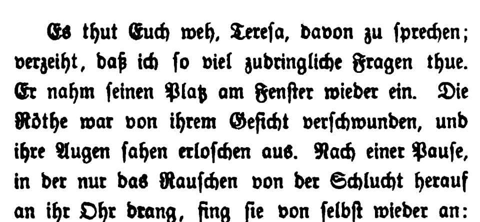
Ihr habt da ein schönes Bild Eures Bruders, sagte er, und stand auf, es näher zu betrachten. Wer hat es gemalt? In der That, eine treffliche Arbeit. Welch ein sanftes und feuriges Gesicht! Es macht mich immer neugieriger, ihn selber zu sehen.

Den dieses Bild vorstellt, sagte sie zögernd, werdet Ihr nie mehr lebend sehn.

So ist es nicht Euer Bruder?

Es war sein Freund. Er starb jung und Viele haben ihn beweint.





Es thut Euch weh, Teresa, davon zu sprechen; verzeiht, daß ich so viel zudringliche Fragen thue. Er nahm seinen Platz am Fenster wieder ein. Die Röthe war von ihrem Gesicht verschwunden, und ihre Augen sahen erloschen aus. Nach einer Pause, in der nur das Rauschen von der Schlucht herauf an ihr Ohr drang, fing sie von selbst wieder an:

Ihr habt Recht, sanft und feurig war er, ein Kind konnte ihn betrügen, und doch für die, die er liebte, hätte er sich in den Vesuv gestürzt, wenn sie es verlangt hätten. Die Männer sind alle schlecht, sagt Tommaso. Aber nur ihn nahm er aus und hatte Recht. Wer ihn ansah, wußte, keine reinere Seele athmete die Luft unterm Monde. Ist es ein Wunder, daß Tommaso das Meer haßt, welches ihm einen solchen Freund verschlungen hat? daß er ein schweres Herz hat seit jenem Tag, wo er mit ihm hinausfuhr zum Fischen und ohne ihn wiederkam? Niemand hat es ihm verdacht, daß er tiefsinnig ward von Stund an und sein Gewerbe ihm verleidet war.

Er war auch ein Fischer, wie Euer Bruder?

Er war ein Sänger, Herr, aber ein armes Fischerkind; seine Eltern leben noch heut. Schon als Knabe in den Kirchen schmolz er Allen das Herz, wenn er zu singen anfing. Ein reicher Onkel von ihm, der eine Trattorie am Strande hatte, ließ ihn dann lernen bei einem Singmeister; er sollte zur Oper gehn. Und nun stellt Euch vor, am Tage vor seinem ersten Auftreten, wo ganz Neapel schon von nichts Anderm sprach, kommt er so gegen Abend zu meinem Bruder; denn sie kannten sich von Kind an und hielten noch immer zusammen. Tomà, sagt er, wollen wir noch eine Meerfahrt machen? Ich habe zu thun, Nino, sagt mein Bruder; die Netze müssen herein, und der Beppo, sagt er, der Knecht, muß mit. Laß ihn zu Hause, Tomà; ich helfe dir schon, ich hab's nicht verlernt über dem Notenlesen. — Und so fahren sie Beide hinaus, ich sehe sie noch immer, den Bruder am Steuer, Nino am Ruder; sein Haar flammte in der Abendsonne, und er hatte die Augen auf unser Haus gerichtet; immer steht mir der Blick vor der Seele. Und die Sonne war kaum hinunter, da hör' ich Ruderschlag und springe unter die Thür um sie zu grüßen — aber Tommaso war allein im Kahn und ruderte wie ein Rasender und schrie mir zu: Guten Abend, Teresa; ich soll dich grüßen von Nino, er schläft schon, unten am Meeresgrund —! und mehr hört' ich nicht.

Entsetzlich! die schöne hoffnungsvolle Jugend! Wie war es nur möglich, das Unglück, da sie zu Zweien waren und den Kahn hatten?

Das schwere Netz zog ihn hinab. Der Pflock, an dem es im Kahne festhing, wich plötzlich aus der Fuge und schoß über Bord, und er mit den Armen übergebeugt, das Netz zu fassen, verstrickte sich in den Maschen und der Kahn schlug um, und wie Tommaso wieder auftaucht, sieht er den leeren Kahn ruhig in der Abendröthe schwimmen und von Nino nur den Strohhut mit dem Bande, das ich ihm Tags vorher darangeheftet hatte. — —

Armer Nino!

Beklagt Ihr ihn? Er ging geradeswegs in das Paradies ein, und singt vor dem Thron der Madonna mit seiner goldenen Stimme. Beklagt meinen Bruder, Herr; dem liegt sein Frieden unten im Meer versunken und kein Taucher bringt ihn herauf. Seit jenem Tag hat er nicht mehr gelacht, mein armer Tommaso. Und ehe er ins Gebirge ging, verbrannte er seinen Kahn und seine Netze, und die Leute standen am Ufer und sagten: Er hat Recht, der Arme! denn man wußte, daß sie wie Brüder gewesen waren.

Sie schwieg und sah in die Schlucht hinunter, die Hände still in den Schooß gelegt. Er aber hielt die Blätter müßig auf den Knieen und versenkte seine Gedanken in das wundersame Schicksal, das auf ihrem Gesicht zu lesen war. Alle Bitterkeit des Erlebten schien verschwunden zu sein, das reine Bild des Jünglings ihr vor der Seele zu stehn, die „goldne Stimme" sie zu umklingen.

Um so heftiger erschrak der Fremde, als er diese edlen Züge plötzlich sich in wilder Leidenschaft verfinstern sah. Wie ein Schwan, der eine Schlange sieht, fuhr sie mit einem kurzen zischenden Tone auf vom Sitz, zitternd am ganzen Leibe, die Brust arbeitete, die Lippen erblaßten und öffneten sich krampfhaft. Was ist Euch, Teresa, um des Himmels willen? rief er. Sie versuchte vergebens, ein Wort

zu sprechen. Da folgte sein Blick der Richtung des ihrigen, der fest auf einen Punkt am Ende der Schlucht geheftet war. Aber was er sah, steigerte nur sein Erstaunen; denn durchaus nichts Furchtbares war's, was langsam dort unten den überschwemmten Weg heraufkam, vielmehr eine Gestalt, in ihrer Art nicht minder anziehend, als ihm vorher Teresa erschienen war. Ein blondes junges Weib, ganz in Schwarz gekleidet, erstieg, behutsam durch das Wasser watend, den Weg zur Mühle. Die Schuh und Strümpfe trug sie in der Linken, mit der Rechten hatte sie den faltigen Rock hoch zusammengeschürzt, freilich mit etwas mehr Dreistigkeit, als vorher Teresa gethan. Ein Strohhut, von dem breite schwarze Bänder flatterten, saß ihr, wie vom Winde zurückgeweht, tief im Nacken, und ließ das blühende Gesicht völlig sehen, dessen leuchtendes Weiß und Roth schon aus der Ferne heraufschimmerte. Die Augen aber hatte sie auf den Weg gesenkt.

Wer ist diese Frau, Teresa? fragte der Deutsche, und warum verwandelt Ihr Euch so bei ihrem Anblick?

Was wird er sagen? murmelte sie vor sich hin, ohne der Frage zu achten. Sie ist noch schöner geworden, noch schlimmer! Was soll das Schwarz? Wenn der Alte gestorben wäre—! Heilige Madonna!

Eine Jagd schneller Gedanken schien an ihr vorüberzuziehn. Sie komme nur! sagte sie endlich, sie komme nur! Wir fürchten sie nicht, wir kennen sie. — Dann, sich erinnernd, daß sie nicht allein war, sprach sie hastig: Ihr müßt dort hinein, in die Mühlenkammer. Sie darf Euch hier nicht finden, sie haßt mich, und wer weiß, was sie mir nachredete, wenn sie einen Fremden hier getroffen hätte. Steht auf, Herr, und um Jesu willen, haltet Euch ruhig, daß sie Euch nicht hört. Ich denke, es währt nicht lange.

Wenn ich Euch im Wege bin, Teresa, so will ich dort hinaus auf der andern Seite der Schlucht.

Ihr findet Euch nicht hinaus auf jener Seite, und hinunter dürft Ihr nicht, der Hexe vorbei.

Ueberlegt Ihr's auch wohl, Teresa? Und wenn Euer Bruder in die Mühlenkammer träte und einen Fremden dort versteckt sähe? —

Mein Bruder kennt mich, sagte sie stolz. Fort!

Nur ein Wort noch. Wer ist sie? was fürchtet Ihr von diesem Weibe?

Alles; aber ich kenne Tommaso. Sie ist die Frau von Nino's Onkel. Als man den Todten fand, bei Puzzuoli ans Ufer gespült, da blieb ihr Auge allein trocken; Gott verzeihe ihr's, ich nicht! denn sie haßte mich, weil mich Viele schöner fanden, als sie. Nun will sie mir meinen Bruder rauben, die Listige. Tommaso aber kennt sie; er und ich — ich und er, wer will uns scheiden? — Tretet in die Kammer, Herr, und haltet Euch still. Hernach sag' ich's meinem Bruder, warum ich es gethan.

Sie drängte ihn hinein und zog die Thür hinter ihm fest an; dann hörte er, wie sie eilig durch die Hinterthür auf die Wiese ging. Er aber, allein gelassen in seinem Gefängniß, konnte sich zuerst einer starken Aufregung und Beklommenheit nicht erwehren. Dann jedoch gewann der Reiz des Abenteuers die Oberhand, und er überlegte, wie er sich in allen möglichen Fällen zu benehmen haben würde. Während dem sah er sich unter den mancherlei fremdartigen Dingen um; das einfache Radwerk musterte er, die großen Siebe und Bütten, die Mühlsteine der verschiedensten Größe, die an der Wand lehnten. Dort im Winkel war Tommaso's Bett aufgeschlagen, ein Gebetbuch lag auf der Decke, ein Weihkessel hing zu Häupten an der Wand. Alles Licht, was in die Kammer fiel, drang von der Seite des Mühlenrades durch große Oeffnungen herein, durch die man in die Speichen sah und auf das jenseitige Felsenufer der Schlucht. Aber auch in der Wand, die den Mühlenraum von dem mittleren Gemache schied, entdeckte er bald eine Oeffnung, die ihn den größten Theil desselben übersehen ließ. Hier faßte er Posto und wartete mit wachsender Spannung der Dinge, die kommen würden.

Nicht lange, so traten von der Wiese her die Geschwister ins Haus. Er sah Tommaso's Gesicht unter einer Fülle schwarzer Lockenhaare, von einer zwillinghaften Aehnlichkeit mit den Zügen der Schwester. Eine tiefe zurückgehaltene Bewegung belebte jede Muskel und glänzte unheimlich aus den finstern Augen. Die Jacke glitt ihm von der Schulter,

ohne daß er's bemerkte; lange stand er mit gekreuzten Armen am Tisch und nickte zuweilen mit der hohen Stirn, als hörte er der Schwester aufmerksam zu, die seinen Arm gefaßt hatte und mit heftigem Flüstern, für den Deutschen unvernehmbar, zu ihm redete. Aber seine Gedanken schienen abwesend zu sein. Zuweilen zuckte seine volle Unterlippe; doch schwieg er während der ganzen Zeit. Er konnte nicht über dreißig Jahre alt sein; eine herrlichere Männergestalt entsann sich der Späher in der Mühlkammer nie gesehen zu haben.

Da klopfte es an der äußeren Thür. Im Nu flog Teresa von des Bruders Seite fort auf einen Sessel am Herd, an den der Spinnrocken gelehnt stand. Als Tommaso, der seine Stellung nicht verließ, herein! rief und die Thür sich aufthat, schwang Teresa den Rocken und schien schon eine Stunde so gesessen zu haben. Auch ihr Gesicht war kalt und gelassen.

Mit einigem Zögern trat die blonde Frau herein und machte sich, während sie den ersten Gruß sagte, mit ihrer Kleidung zu schaffen, offenbar um ihre Erregung zu verbergen. Sie schüttelte vom Saum ihres Rockes die Tropfen ab, warf die Schuhe nieder und zog sie leicht an die nackten Füße. Jede Bewegung war weich, anmuthig, halb bewußt, halb natürlich reizvoll. Das Gesicht, erhitzt vom Wege, glühte über und über, und die schwarze Kleidung ließ die Zartheit ihrer Farben und das matte Blond des Haars in diesem südlichen Lande um so wundersamer erscheinen. Sie war kleiner als Teresa, voller und schmiegsamer, rascher, wenn sie sich bewegte. Aber die braunen Augen trugen alles Feuer des neapolitanischen Himmels in sich.

Guten Abend, Teresa! Wie geht's, Tommaso? sagte sie.

Ihr seid's, Lucia? erwiederte das Mädchen. Was führt Euch von Neapel herüber in unsre Einsamkeit?

Nehmt Platz, Lucia, und seid willkommen, sagte der Bruder, ohne sich ihr irgend zu nähern.

Sie folgte der Aufforderung und saß am Fenster nieder, immer noch mit ihrer Kleidung beschäftigt. Ich hatte in Carrotta zu thun, fing sie wieder an, indem sie den Strohhut abnahm und ihr Haar aus der Stirn strich. Da dacht' ich, ehe ich wieder heimfuhr, Euch zu besuchen, Teresa. Der Weg hier herauf ist schlecht; wir hatten böses Wetter.

Für die Mühle war es gut, sagte Teresa kurz.

Lucia ließ ihre Augen im Gemach herumgehen und leicht über Tommaso's Gesicht gleiten, der in scheinbarer Gleichgültigkeit mit einem Stück Kreide, das auf dem Tisch gelegen, einen Strich neben den andern malte. Die drei Menschen wußten, daß entscheidende Worte fallen sollten, und Jeder wollte dem Andern den Eingang dazu überlassen.

Bring doch ein Glas Wein für Lucia! sagte Tommaso jetzt, ohne die Schwester anzublicken. — Teresa spann eifrig fort. Die Fremde sprach nach einigem Zaudern:

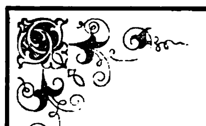
Lasset den Wein; ich habe nicht lange Zeit zu bleiben. Der Abend sinkt herein und mein Boot wartet auf mich an der Marina von Carrotta; denn ich will auf die Nacht nach Neapel zurück. Wie lang' haben wir uns nicht gesehn? Warum kommt Ihr nie nach Neapel herüber, Teresa? Der Winter muß hart sein hier in der Schlucht.

Keine Zeit ist mir hart mit meinem Bruder zusammen, entgegnete das Mädchen. Und was hab' ich in Neapel zu suchen? Es zieht mich zu Niemand dort, zu Niemand.

Wieder schwiegen sie alle. Endlich wandte der Mann sich nach der Schwester und sagte ruhig: Hast du dem Thier den Stall gemacht für die Nacht, Teresa?

Sie zuckte zusammen, denn sie verstand den Wink. Aber wie sie aufsah, erkannte sie an seinem festen Blick, daß es des Bruders Wille war, und rasch den Spinnrocken wegstellend, verließ sie das Gemach; man hörte sie draußen absichtlich laut an der Gitterthür des Stalles sich zu thun machen, um jeden Verdacht, als ob sie horche, abzuschneiden.

Dem Deutschen auf seinem Lauerposten schlug das Herz, als er die Beiden nun allein einander gegenüber sah. Obwohl die Vergangenheit dieser Menschen ihm nur zur Hälfte offen lag, wußte er doch genug, um eine Scene der seltsamsten Art vorauszufühlen. Er sah bald den Mann, bald die schöne Frau am Fenster an, und seine eigne Lage wurde immer peinlicher, wenn er sich sagte, daß die



Worte, die auf Beider Lippen schwebten, für keines andern Menschen Ohr bestimmt sein konnten. Einen Moment dachte er daran, sich in die entfernteste Ecke der Mühlenkammer zurückzuziehen. Aber jeder Schritt konnte ihn verrathen, und so mußte er stehen bleiben, wo er stand.

Das Schweigen drinnen dauerte noch eine kurze Zeit. Dann sagte Lucia:

Eure Schwester haßt mich, Tommaso, was habe ich ihr zu Leide gethan?

Der Bruder zuckte die Achseln.

Seht, fuhr sie fort, es hat mir oft keine Ruhe gelassen, wenn ich dachte, daß sie es vielleicht allein ist, die Euch so fern von uns gehalten hat. Sie gönnt es Keinem, daß Ihr nur ein Wort an ihn richtet. Sie allein will Euch haben.

Ihr irrt, sagte er trocken. Ich hatte meine eignen Gründe, daß ich aus Neapel fortging.

Ich weiß, Tomà, ich weiß. Es begreift es ein Kind, daß Ihr damals die Lust am Meere verlort, nach jenem Unglück. Aber sie wäre schon wiedergekommen, wenn Teresa Euch nicht zugeredet hätte, Euch hier in der Wildniß und Oede einzuschließen. Erleben wir nicht alle unsre Schicksale und müssen doch aushalten unter den Menschen? Kommt das Unglück nicht vom Himmel? Und darf es uns so versteinern, daß wir die Menschen hassen, die doch nichts dafür können?

Nichts dafür können? Das ist die Frage.

Sie sah ihn durchdringend an. Ich versteh' Euch nicht, Tomà. Ich verstehe Vieles nicht mehr, seit Ihr fort seid. Warum habt Ihr mir auf die Briefe nicht geantwortet, die ich Euch durch Angelo, den Bauern, geschickt habe? Er sagte mir doch, er habe sie Euch allein übergeben, beide; sonst könnte ich denken, Teresa habe Euch das Antworten verwehrt.

Die Briefe? Ich habe sie verbrannt.

Und was antwortet Ihr jetzt darauf?

Lucia, ich habe kein Wort gelesen, das darin stand.

Sie zuckte zusammen. Er aber fuhr fort:

Euer Mann ist gestorben, wie mir Angelo sagte; er thut mir leid, er war ein Galant'uomo, und das Unrecht, das ich gegen ihn auf dem Herzen habe, brennt mich noch heut. Ihr seid jung und schön, Lucia; Ihr werdet bald einen Andern finden, einen Jüngeren. Seid glücklich mit ihm!

Damit warf er das Stück Kreide fort und ging die Hände auf den Rücken gelegt, durch das Zimmer. Sie folgte seinen Bewegungen mit ängstlicher Spannung. Endlich sagte sie:

Weiß Teresa, daß ich Wittwe geworden?

Sie erfuhr es erst aus Eurem schwarzen Kleid. Wir haben die vier Jahre her Euren Namen zwischen uns nicht genannt.

Wenn Ihr die Briefe nicht gelesen habt, so wißt Ihr auch nicht, daß mein Mann Euch dreihundert Piaster vermacht hat; Ihr müßt aber selbst nach Neapel kommen, sie beim Gericht abzuholen, wo sie für Euch niedergelegt sind.

Sie können dort liegen bleiben, bis an den jüngsten Tag, sagte er ohne sich zu besinnen, wenn Ihr nicht vorzieht, sie den Armen zu geben. Ich hole sie nicht, auch wenn ich sie nöthiger brauchte, als Gottlob der Fall ist. Geld von Eurem Manne, Lucia! Lieber verhungern!

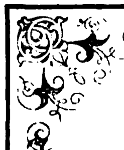
Wie redet Ihr? sprach sie leise, mit einer Stimme, die von Bestürzung zitterte. Wie soll ich dieses Alles deuten? Es war sonst anders zwischen uns, Tommaso!

Um so schlimmer, daß es anders war! —

Sie stand von ihrem Sitz auf und that einige Schritte auf ihn zu, mit scheuen Augen die seinigen suchend. Die aber bohrten sich fest in die Platte des Tisches, hinter den er wieder getreten war, als suche er etwas Fremdes zwischen sich und das schöne Weib zu bringen, zum Schutz gegen ihre Reize. Sie hatte die rechte Hand fest unter die volle Brust gelegt; der Deutsche sah durch die Wandspalte die blauen Adern auf dem runden Arm und wie die schmalen Finger bebten an dem klopfenden Herzen.

Was habe ich Euch gethan, Tomà? sprach sie kaum hörbar. Hat man mich verleumdet bei Euch, so sagt es mir, Alles, und ich will meine Finger auf die Hostie legen und schwören, daß ich mir keiner Schuld bewußt bin. Wie eine Begrabene hab ich gelebt mit meinem Manne, seit Ihr fortgegangen, und Niemand kann aufstehn und sagen, daß die





Wirthin der Sirena ihm einen Blick oder ein Lächeln gegönnt hat.

Das ist Eure Sache und war die Sache des Todten. Warum kommt Ihr her und sagt das mir?

Große Thränen traten ihr ins Auge, als sie die harten Worte hörte, und er fühlte es wohl, wie tief der Schlag getroffen hatte, obwohl er sie noch immer nicht ansah. Darum sagte er nach einer Weile:

Was hilft es, daß wir durch die Maske sprechen, und unsre Stimmen verstellen? Gerade heraus, Lucia: Du bist gekommen, um mir zu sagen, daß du nun frei seiest und Niemand mehr im Wege stehe zwischen uns Beiden. Aber ich sage dir, es steht doch Einer zwischen uns, und wir sind verdammt für unsere Sünden ewige Flammen zu fühlen und ewig getrennt zu sein.

So entschieden er sprach, so lebte doch die Hoffnung wieder auf in ihr. Für unsere Sünden? sagte sie rasch. Was haben wir uns vorzuwerfen? Hat es mir je eine andere Frucht getragen, daß wir uns liebten, als Seufzen und Weinen aus der Ferne? Wenn ich mich jetzt an deinen Hals stürzen dürfte, wäre es nicht unser erster Kuß? Aber wohl weiß ich, wer zwischen uns steht, Tommaso: — deine Schwester.

Er schüttelte heftig den Kopf. Nein! nicht sie! Aber frage mich nicht, und denke nicht, daß du ihn jemals aus dem Wege räumen kannst, unsern Feind; er ist keiner von den Lebenden. Geh nach Neapel zurück, Lucia, und komm nie wieder herauf nach der Mühle. Ich will, ich darf Dich nicht wiedersehen.

Sie trat dicht an den Tisch heran, ihm gegenüber, daß ihn die heftige Bewegung selbst erschütterte und er plötzlich aufsah. Alle Schrecken einer verzweifelnden Leidenschaft standen ihr im Gesicht. Ich gehe nicht, sagte sie mit gewaltsamer Festigkeit, oder ich muß Alles wissen. Tommaso, mein Mann ist todt, Nino schläft lange in seinem Grab, deine Schwester soll in meinem Hause sein wie die Herrin und ich wie die Magd; bei dem ersten bösen Wort von mir zu ihr magst du mich ausstoßen, als hätt' ich Feuer unter dein Dach gelegt; und du sagst — und ich seh' es — daß dein Herz noch



nicht verwandelt ist: wer steht noch zwischen uns, Tommaso?

Der Tisch zitterte, auf den der junge Mann sich stützte. Ich will es dir sagen, keuchte er dumpf heraus; aber dann geh und frage nicht weiter. Nino steht zwischen uns! —

Du betrügst mich, antwortete sie. Du willst meine Gedanken von Teresa ablenken, damit ich es ihr nicht eines Tages vergelte, was sie mir angethan. Du wirst es noch einmal bereuen, daß du mit mir Aermsten gespielt hast und mich dann weggeworfen. Und auch sie, auch sie soll die Unnatur büßen, dich hier vor der Sonne versteckt zu halten, wie der Geizige seinen Schatz. Ich gehe.

Bei Christi Blut, Lucia, ich betrüge dich nicht. Es ist wahr, meine Schwester hat dir eine Sache nie verziehen. Aber das ist es nicht — und du weißt nicht, wie ich es meine, wenn ich sage: Nino steht zwischen uns! Niemand weiß es, Teresa am wenigsten. Sie stürbe, wenn sie es wüßte.

Und wenn ich es wüßte?

So würden dir alle Gedanken an den Elenden vergehen, und du würdest den Weg zur Mühle nicht wieder finden.

Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Du irrst, sagte sie, das kann nie geschehen. Es ist ein Wahn, was zwischen uns liegt, und ich werde ihn wie einen Rauch wegblasen, wenn du ihn mir zeigst. Wo nicht, so finde ich keine Ruhe Tag und Nacht, und über's Jahr hörst du, daß du mich ins Grab gestürzt hast.

Er schauderte in sich zusammen und schien einen letzten Kampf zu kämpfen. Dann sah er sie trostlos, glühend, starr und lange an und sprach: Es muß aus werden, ich will die verzehrende Qual, dich zu sehen und dir zu entsagen, nicht zum zweiten Mal zu überstehen haben. Schwöre mir bei deiner Seligkeit, Lucia, daß du Niemand sagen willst, was noch Niemand von mir gehört und was du nun hören sollst. Auch in der Beichte und im Sterben komme das Wort nicht über deine Lippen. Es ist nicht, weil es mir selbst zum Verderben wäre, wenn die Menschen es wüßten; aber Teresa überstünde es nicht. Schwöre, Lucia!

Sie erhob die Hand. Bei unserer Seligkeit schwöre ich dir's zu, Tommaso, Niemand soll es wissen außer mir und dir. —

Er seufzte tief auf und warf sich in einen Stuhl, die Arme auf die Kniee stützend und den Boden zu seinen Füßen anstarrend. Lucia, sprach er halblaut, ich habe die Wahrheit gesagt, Nino steht zwischen uns, jetzt im Tode, wie damals im Leben. Er war rein und unschuldig wie Abel, und auch ihm zur Seite stand ein Kain. Kain floh in die Wildniß; begreifst du's nun?

Sie schwieg.

Du hast Recht, fuhr er fort. Wer kann es begreifen? Aber es kommen Stunden, wo die Hölle Macht hat über uns, daß es ist, als säße ein fremdes Gespenst in unserer Brust, und knebelte alle rechtschaffenen Gedanken, und nur die teuflischen ließe es frei, zu thun was sie wollten. Haben wir's dann gethan, was hernach das Ende davon ist? — Das soll mir einmal ein Pfaffe auslegen, das weiß Keiner!

Wie ich den Jungen geliebt habe! Ermordet hätt' ich den Wahnwitzigen, der mir ins Gesicht nur mit einem Hauche schlecht von ihm gesprochen hätte! Wenn ich ihn singen hörte, vergaß ich alle Sorgen; wenn er in mein Haus kam, wurde es helle darin. Einem eigenen Sohn oder Bruder kann man nicht mehr anhängen. Stolz war ich auf ihn. Als Neapel von seiner Stimme zu reden anfing, sagt' ich wie ein Narr zu den Leuten: das ist unser Nino, mein alter Spielkamerad! und wußte mir was damit, als hätte ich ihm die Stimme aus dem Meer gefischt und geschenkt. Und wie war er zu mir! Da er schon berühmt war und bei Prinzen und Grafen sang und die stolzen Damen sich um einen seiner Blicke beneideten, — er kam nach wie vor in unser Haus am Strande und war am liebsten mit uns, und manchesmal, wenn ich ihm auf dem Toledo begegnete, mein Netz über der Schulter, ließ er einen andern Bekannten stehn, und faßte meinen Arm und ging eine Strecke mit mir. Niemand war so holdselig; kein Falsch in ihm, kein Sündhaftes. Er hätte alle Weiber in Neapel haben können, aber seine Gedanken waren ohne allen Schmutz des Bluts. Ich habe ihn oft darum ausgelacht; ich wußte damals noch nicht, wer ihm das Herumlieben verleidete.

Nur Ein Böses hat er mir gethan, daß er mich zu seinem Onkel ins Haus führte, als der brave Alte von Capua nach Neapel zog und die Sirena kaufte. Er kam wohl vor Allem, um sich an Nino's Glück zu freuen, das sein Werk war. Warum mußte er kommen und Euch mitbringen, Lucia! Seit der Stunde schon verlor ich Nino, der Himmel weiß, nicht durch seine Schuld. Aber wer konnte ihm darum gram werden, außer mir und Euch, daß er über die Ehre seines Wohlthäters wachte?

Es war ihm nie eingefallen sonst, mir Vorwürfe zu machen über meine Liebeshändel, obwohl er auch keinen sonderlichen Gefallen daran hatte, wenn ich ihm von der oder jener Frau sprach, die mich gerade im Netz hatte. Er war unschuldig, wie der Erzengel Rafael; aber er kannte auch die Welt und wußte, daß nicht alle waren wie er, und war fern davon, die Menschen ändern zu wollen. Auch als er bald merkte, wie es um uns stand, Lucia, — nie kam ein Wort über seine Lippen. Ihr aber wißt wohl, daß er es allein war, der all unsre Listen und Anschläge vereitelte. Ich schäumte in mir; hundertmal schwor ich mir, sobald ich ihn wiedersähe, ihm alle Freundschaft aufzukündigen, wenn er ferner Eure Schwelle bewachte, eifersüchtiger als der Onkel selbst, als ein Bruder, als ein Verliebter. Denn er liebte Euch nicht und kein Neid auf mich war mit im Spiel. Sah ich ihn dann, so zerbiß ich mir die Lippen, aber sagte kein Wort, und fast wurde die Raserei nach Euch gelinder in mir, wenn ich seine Stimme hörte.

Es schien, er las mir alle meine Gedanken in der Brust. Vielmals redete er mit mir vom Onkel, wie gut er sei, wie harmlos, und wie viel er an ihm gethan habe. Er sah mich dann zutraulich an, als wollte er sagen: Nein, Tomà, es ist nicht möglich, daß du einen Mann betrübst, dem dein Freund Alles zu danken hat. Und ist er nicht auch gegen dich die Güte, das Vertrauen selbst?

Ich verstand ihn wohl; aber wenn ich Euch dann begegnete, verschlang mir die Wuth der Liebe

alle Vorsätze, alle Bedenken. Mein Gewissen verdorrte wie ein Baum neben der fließenden Lava. Und ein Jahrlang so herumzugehen, ich, der nie über eine Frist von vierzehn Tagen hinaus mich zu gedulden gelernt hatte! Schon Einmal, als der Onkel nach Ischia gefahren war, Ihr entsinnt Euch, und wir aufathmeten, er aber sich ein Zimmer in der Sirena ausbat, um Noten abzuschreiben, weil der Lärm in seiner eigenen Wohnung ihn störe — schon damals hatt' ich finstre Gedanken. Ich wollt' ihm was unter den Wein mischen, was mir ein Bekannter gegeben; es sollte einen Menschen vierundzwanzig Stunden lang in Schlaf bringen. Dann aber entsetzte ich mich. Wenn es ein Gift wäre? Oder es schadete ihm an seiner Stimme? Ich that es nicht, aber es blieb ein Stachel in mir zurück gegen ihn, und von Stund an wich ich ihm aus, denn sein Anblick verdroß mich, als wenn er mir nach dem Leben gestanden hätte.

So kam der Tag näher, wo er zum ersten Mal in der Oper singen sollte. Was wir für jenen Abend abgeredet hatten, Lucia, Ihr wißt es wohl. Hätte ich Euch nicht gekannt, — mein Haus hätte indessen abbrennen können, und ich wäre vor dem letzten Ton, der Nino's Triumph sein sollte, nicht von meinem Platz im Theater gewichen. Nun war all mein Sinnen nur darauf gerichtet, was mich erwartete, wenn ich nach dem ersten Akt mich fortschliche in die Sirena, wo Ihr die Kranke spielen wolltet, um nicht mit dem Onkel in die Oper zu müssen.

Da kam er am Abend vorher, wie Ihr wißt, und beredete mich, ihn mit aufs Meer zu nehmen. Welcher Engel oder Teufel hatte ihm unser Geheimniß zugeraunt? denn er wußte es, und kaum daß wir allein auf der See zusammen waren, sagte er mir's ins Gesicht, das erste Mal, daß er mich offen zur Rede stellte. Ich läugnete Alles. Tomà, sagte er, wenn du mir nicht versprichst bei unserer alten Freundschaft, davon abzustehen, so ist es mein Unglück. Ich werde singen wie ein Rabe, sie werden mich auszischen und Alles, was ich je gehofft hatte, wird für immer dahin sein. Mein Bruder, sagte er, ich fordere es von dir! Ich könnte ja hingehen, und den Onkel warnen. Aber er wüßte dann, welche Frau er hat, und wenn ich auch deinen Namen nicht nennte, wir wären ewig geschieden, du und ich. Versprich mir's also, das eine Opfer kann ich dir wohl werth sein. — Ich schwieg hartnäckig und sah nach den Netzen, und hörte zuletzt gar nicht mehr, was er redete, denn Euer Bild stand vor mir, Lucia, und das Blut tobte mir in den Schläfen.

Eine Stunde nachher kam ich allein im Boot nach der Küste zurück. — —

Die letzten Worte verhallten dunkel und tonlos, und die beiden Gestalten, er auf seinem Sitz, das Gesicht immer tiefer zwischen den Knieen herabgesunken, die Frau bleich wie eine Todte, verharrten lange wie Bilder, während es dunkler im Zimmer ward und draußen durch das Rauschen des Bachs Teresa's Stimme erklang, die ein Ritornell anstimmte, wie um den Bruder zu erinnern, daß er ihr die Pein des Wartens nicht ohne Noth verlängern solle. Und in der That weckte die Stimme den versunkenen Mann. Er erhob sich vom Sessel und neigte sich über den Tisch dichter zu dem regungslosen Weibe.

Nein, Lucia, sagte er heiser, ich habe damals nicht gelogen. Das Netz zog ihn in die Tiefe, seine Füße verstrickten sich, nicht ich habe den Kahn umgestoßen; aber das ist nicht Alles. Ich saß noch am Steuer, als er schon hinuntergestürzt war. Eisig war mein Gebein, meine Augen stierten auf den Strudel neben mir, der sich über seinem Haupt geschlossen hatte, ich sah die Blasen aufsteigen, als wollten sie mir zurufen: er athmet noch da unten! Und jetzt, jetzt tauchte eine seiner Hände über den Wellen auf und haschte nach einer festen Hand seines Freundes, eine Bootslänge nur sah ich sie von mir entfernt — ein silberner Ring glänzte am kleinen Finger in der Sonne — nur das Ruder hätt' ich hinzustrecken brauchen und er war gerettet, Lucia! Wollte ich ihn denn nicht retten? mußte ich es nicht wollen? hielt ich nicht das Ruder auf den Knieen, und nur ein Ruck des Armes und die Hand mit dem Ring hätte sich darum festgeklammert? Aber da saß das Gespenst in meiner Brust und lähmte mir jede Faser und verstockte mir jeden Blutstropfen;

wie vom Schlage gerührt saß ich fest, Euer Bild tanzte auf den Wellen, der Onkel, Nino, mir schwindelte, zu schreien versucht' ich — und immer stierte ich auf die Hand — und die Hand sank, jetzt bis an den Ring, jetzt bis an die Fingerspitzen, und jetzt — war sie versunken.

Erst da ließ mich die Hölle los; ich schrie wie ein Toller, ich sprang über Bord, daß der Kahn umschlug und tauchte hinab, und wieder auf, und wieder hinab, und fand ihn nicht, obwohl ich sonst hundertmal eine kleine Münze vom Meeresgrund heraufgeholt habe, und schwamm endlich wieder zu meinem Boote zurück, die Verzweiflung im Herzen und das Lachen der Hölle vor meinen Ohren. Aber das Maß war noch nicht voll. Wie ich nach Hause kam ohne ihn, brach meine Schwester am Herd zusammen wie eine verlöschende Flamme; der Ring am Finger jener Hand, die aus den Wellen gestarrt hatte, war ihr Ring. Tags zuvor hatte sie ihn mit dem seinigen getauscht, ohne daß ich es wußte. —

Er warf sich wieder in den Stuhl zurück und kehrte das Gesicht mit geschlossenen Augen gegen die Decke. Der Lauscher in der Mühlenkammer hörte ihn lange wie einen schwer Schlafenden röcheln aus der gepreßten Brust, während das unglückliche junge Weib sich mehrmals mit der Hand über die Stirne fuhr, die kalten Tropfen wegzuwischen. Das Furchtbare, das sie vernommen, hatte ihre Züge, die weich und sinnlich waren, geadelt; sie war schöner als zuvor, aber sie dachte nicht mehr daran.

Zuletzt schien Tommaso wie aus einem Halbschlummer aufzuwachen. Seid Ihr noch hier, Lucia? sprach er hastig. Was wollt Ihr noch von Tommaso? Seht Ihr sie nicht auch zwischen uns, die Hand mit dem silbernen Ring, die überall vor mir auftaucht und gen Himmel weist? Wenn wir am Altare stünden und Ihr strecktet mir Eure Hand mit dem Goldreif entgegen, das Haar würde mir aufstehen, meine Augen sich verwirren, Gold wie Silber, Lucia's Hand wie Nino's scheinen, und Teufel mich aus der Kirche peitschen. — Geht heim, Lucia; vergeßt dies Alles, haltet Euern Schwur und betet für Tommaso!

Damit stand er auf und trat an den Herd. Der Deutsche sah, wie sie heftig zitterte. Wird es nie anders werden? hauchte sie endlich hervor. — Er schüttelte nur, ihr abgewandt stehend, die Locken und machte mit dem Zeigefinger die Geberde des Verneinens. — So behüte Euch Gott, Tomà; so gieße die Madonna Trost in Euer Herz und Schlaf zu Nacht auf deine Augen, Tomà, und — auf die meinen — die ewig nach dir weinen werden! Ich danke dir, daß ich Alles weiß; ich könnt' es sonst nicht tragen, daß wir uns verloren haben. Ich danke dir, daß du mich noch liebst; verlern' es nicht, es ist Alles, was ich noch habe! — —

Er sah nicht mehr nach ihr um, sah die Thränenflut nicht, die ihr still aus den Augen stürzte, nicht das Winken mit beiden Händen zum Abschiedsgruß und ihr gewaltsames sich-Abwenden um zu gehen. Sie ließ die Thür offen hinter sich, und die Schwester, die gleich nach dem Abschied hereinstürzte, fand ihn noch wie vorher am Herd. Tomà! rief sie mit dem wildesten Schluchzen und Jauchzen und schlang die Arme um den stillen Mann, du hast ihr abgesagt, Du bist mein, wir bleiben unser! — Jetzt erst sah sie die tiefe Blässe auf seinem Gesicht und erschrak. Wehe! rief sie, so tief ging es Dir ans Leben? Nein, Tomà, das nicht, das sollst du nicht für mich thun. Noch erreicht sie deine Stimme; rufe sie zurück, mein Bruder, sage ihr —

Still, Kind! unterbrach er sie fest und zwang ein Lächeln auf seinen Mund, während die Augen mit der schmerzlichsten Innigkeit auf ihre Stirne niederblickten. Es ist vorbei und zu Ende. Ich bringe kein Opfer, glaub es Kind, dir kein Opfer. Wärest du vor vier Jahren aus der Ohnmacht nicht wieder aufgelebt, ich hätte dennoch zu ihr gesprochen, wie ich gethan. — Es wird bald Nacht sein. Ich will noch einen Gang in die Schlucht hinauf machen, und sehen, wie es oben steht mit dem Mühlbach. Ich sehe dich noch vor Schlafengehn, meine Schwester, meine Teresa! Morgen ist ein neuer Tag.

Er küßte sie auf die Stirn und verschwand durch die Thür, die nach der Wiese ging.

Erst eine geraume Weile später wagte der Fremde die Thür der Mühlenkammer zu öffnen. Teresa



erschrak, als er zu ihr trat; sie hatte seine Nähe, wie es schien, völlig vergessen. Ihr habt Alles gehört, sagte sie ernsthaft; besorgt nicht, daß ich Euch ausfrage. Tommaso wollte nicht, daß ich es höre; das ist mir genug. Wo lebt auf Erden ein Bruder wie er? Sagt, ob mein Loos nicht zu beneiden ist! O Tommaso!

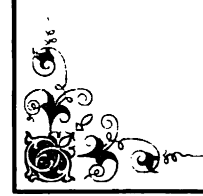
Er nickte stumm und reichte ihr die Hand. Gute Nacht, Teresa, sagte er. Ich brauche Euch nicht zu bitten, daß Ihr es Euerm Bruder niemals sagt, wer seinem Gespräch mit Lucia zugehört hat. Es könnte ihm doch nur ein verhaßter Gedanke sein, daß ein Fremder Zeuge war, wo die eigene Schwester ausgeschlossen blieb.

Nie soll er es erfahren, erwiederte sie feierlich. Einen Bruder wie ihn zu betrüben, — wie käme mir das in den Sinn, für die er sein Leben gäbe! —

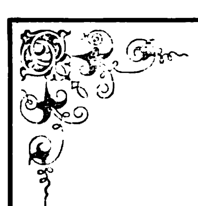
Er mußte sich abwenden, um nicht zu verrathen, wie furchtbar ihre arglose Hingebung an Den, der ihr das Theuerste entwendet, ihm durchs Herz schnitt. Worte des innersten Antheils schwebten ihm auf der Zunge; er unterdrückte sie, denn sie erwartete Glückwünsche von ihm und das Zeugniß, daß sie des Neides werth sei. Er sah den silbernen Ring an ihrem Finger und an der Wand drüben das Bild des Todten, und sagte sich: dies sieht Tommaso Tag für Tag und muß leben und dulden, daß die Schwester ihn liebt! —

Teresa, sagte er, erhalte dir Gott den Frieden, den du gerettet hast. Leb wohl! Ich nehme dein Bild mit hinweg, anders als ich dachte, aber unvergänglicher! —

Sie trennten sich rasch, ohne viel zu reden auf dem Wege die Schlucht hinab, den er wieder auf dem Rücken des Thieres zurücklegte. Noch lange stand er unten und sah nach der Mühle hinauf und ließ sich von der Kühle des Bachs seine heiße Stirn umwehn. Die Nacht brach herein. Er konnte noch nicht den Heimweg suchen; seine Gedanken trieben ihn weit über die Höhen auf wechselnden Pfaden. Als er einen Felsenabhang erstieg, der sich weit ins Meer vorstreckte, gewahrte er am äußersten Rande eine männliche Gestalt, der die Locken im Winde ums Haupt flatterten. Der Mann spähte unverwandt über das Meer hinaus, wo in der Richtung von Carrotta nach Neapel ein winziges Boot tief unten das Segel blähte. Er glaubte den Einsamen dort oben zu erkennen und zu wissen, wer in dem Boote saß, und in tiefer Bewegung schlug er den nächsten Pfad ein, der ihn zu den Wohnungen glücklicherer Menschen hinunter führte. Die Muse, nach deren Anblick er über Tag vergebens geseufzt hatte, war ihm erschienen. Aber das Antlitz, das sie ihm zeigte, war streng und ehern, und scheuchte zur Sühne für seinen verzagten Unmuth bis weit über Mitternacht den Schlaf von seinem Haupt.







Zu den Bildern.

Es braucht Einer nur irgend ein gutes Bild von eigenthümlicher Richtung oder besonderem Inhalt zu malen und er wird sofort als Mann der Spezialität eingereiht. Für die Kennerschaft ist das eine ganz bequeme Sache; fortan braucht man dem Künstler nur in diesem Genre Alles, in allen übrigen Nichts zuzutrauen. Er läßt sich auf beschränkterem Terrain besser controlliren, er giebt nicht immer neue Aufgaben auf. So ging es fast mit Karl Arnold. Er hatte den guten Einfall, einen Stall voll eingefangener Hunde zu malen, welche sich ohne Maulkorb hatten betreten lassen. Das Stück zeigte die feinste Charakteristik durch alle Naturen und Rangunterschiede dieser gemischten Hunde-Gesellschaft hindurch; man mußte laut auflachen. Seitdem will alle Welt Arnold'sche Hunde gemalt haben, wie man von Gottfried Mind, dem Katzenrafael, nur Katzen begehrte. Aber man will sie nicht, wie sie in der Naturgeschichte stehen, auch nicht, wie sie dem angelernten Berufe nachgehen, auf der Jagd oder vor dem Milchwagen, sondern vielmehr, wie sie sich in ihrer eignen Culturwelt ausnehmen, welche sie befähigt, Charaktere zu sein und Novellen zu erleben, die Arnold mit so vielem Humor vorträgt. Auch der kleine Liebling der Leserin auf dem Lieblingsplätzchen liegt nicht motivlos da. Er hat knarrende Tritte gehört und knurrt unwillig, daß Jemand seine Herrin stören möchte. Aber sie ist nicht so leicht gestört, sie ist viel zu sehr vertieft in ihr Buch. Was sie wohl lesen mag? Unsere Argo ist es nicht; das Format ist zu klein. Wenn es nicht Geibel's Neue Gedichte sind oder Storm's Immensee, so kann es nur Heyse's Braut von Cypern sein oder Lepel's Lieder aus Rom, es sei denn, daß Fontane's Gedichte sie gefesselt halten. Anziehend ist das Buch auf alle Fälle, sonst wäre nicht so viel liebliche Spannung in ihrem Gesichte.

Dieselbe Aufmerksamkeit, die sie dem Buche, widmet jener kleine Enkel dem Großvater, der ihn mit seiner Schwester am Sonntag mitgenommen hat auf den Hügel draußen vor dem Dorfe, um ihnen zu zeigen, wie groß die Welt ist. Der Sonntag ist recht für die Großväter, und es giebt wohl keinen, der den Tag des Herrn nicht mit den Enkeln zu verleben liebt, keinen Enkel, dem dieser heilige Hausgebrauch nicht eine Quelle früher Freuden und später Erinnerungen geworden ist. Es fehlt auch hier der Haushund nicht, der sicher eben so gut wie die Kinder eine Empfindung für die regelmäßige Wiederkehr des Sonntagspaziergangs hat und der auf seine Art an der Betrachtung der Aussicht mit Ernst und Ueberlegung Theil nimmt.

Bei den beiden Bildern von Arnold werden wir zu Zeugen des Genusses Anderer gemacht und unser theilnehmendes Herz wird zur Mitfreude angeregt. Haun macht uns zu den Genießenden selbst, indem er eine Winter- und eine Sommerlandschaft, oder vielmehr ein Stück Winter- und ein Stück Sommernatur vorlegt, beides die Stimmung weckend, die in ihnen niedergelegt ist: der nehmende Winter und der gebende Sommer. Dort hängen krächzende Raben an schwarzen kahlen Zweigen, die im sommerlichen Buchenwald gewiß so viele lustigen Vogelgesänge verstecken; blutiger Raub ernährt die hungrigen Geschöpfe, die der Mensch nicht mit in seine Behausung nimmt; der Sommer aber giebt selbst den häuslichen Vließträgern des saftigen Grases in Frieden und vollauf. Vor dem Winterbilde denkt man an die dichten Zellen, worin Lampen und gastliche Feuer brennen und die Gedanken sich an die aufgeschriebenen Gedanken Anderer heften; im Sommer denkt man:

„Genug mit Forschen und Suchen
In dicken Büchern, genug,
Nun gehn wir unter Buchen,
Da braucht man doch kein Buch,"

da findet man Alles unter den grünen Schirmdächern: Kühlung und Duft und statt der Gedanken anmuthige Träume.

Aus diesen lassen wir uns durch eine Kavalkade aufschrecken, wie sie freilich „unter Buchen" wohl niemals zu finden ist. Hosemann nimmt uns über Feld, um uns fünf Gäule zu zeigen. Die Meisten dieser Lieblinge des Neptun haben ohne Zweifel den Glanzabschnitt ihres Lebens hinter sich und werden nun, da das Stadtleben sie verdorben hat, auf's Land geschickt und bei diesem Tausche und in ihren etwanigen Erwartungen sicher getäuscht. Die Physiognomie der Reiter bürgt dafür, daß es ihren künftigen Besitzern auch nicht anders gehen wird. Nothwendig ist es eigentlich nicht und das böse Wort Roßtäuscher bezieht sich nur auf den Tausch, nicht aber auf die Täuschung, wie sich das Wort Roßkamm, wie die Pferdehändler auch genannt werden, nicht auf das Reinigungsinstrument bezieht, sondern — eigentlich Roßkamb geschrieben — von dem mittellateinischen cambium, welches so viel wie Tauschhandel bedeutet, herkommt. Daher will es uns auch nicht in den Sinn, daß ein gewandter Mann der Zunft gesagt haben soll: Potsdam sei ein schlechter Ort für den Pferdemarkt, weil man keinen Handel fertig brächte, eh' nicht das Glockenspiel von der Garnison-Kirche sein: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit" dazwischen finge. —

Schornsteinfegerjungen sind wenn gleich einfarbige, doch sehr poetische und malerische Gestalten, poetisch weniger vielleicht durch die tägliche und gewandte Lösung der schweren





Aufgabe, durch Nacht zum Licht vorzudringen, als durch das märchen- und koboldhafte Wesen, welches ihnen eigen ist; malerisch vielleicht, weil sie als lebende Silhouette herumwandeln. Dieser harmlose Teufel hier hat die Puppe der Kinder gefunden und hat die Galanterie, sie nicht mit seinen rußigen Händen anzufassen, sondern sie auf den glatten Metallring zu stecken, der seinem Besenstiel oben Halt giebt. Das Geschlecht der Lehrlinge ist überhaupt — haben wir bemerkt — ein höchst dankbares Volk von Stofflieferern für den Genremaler. Da die Lehrjahre meist mit den Flegeljahren zusammenfallen, so giebt es tausend Veranlassungen, sich und Andere über den angehenden Ernst des Lebens zu täuschen, und die mit der Ortsschule in Opposition lebten, warum sollten sie es vor der Hand nicht auch mit der Lebensschule? Dann aber bieten sie schon als Figuren für die zeichnende Kunst den Vortheil, daß sich das Charakteristische ihrer Beschäftigung erst leise aufprägt und einen guten, oft sehr heitern Gegensatz zur annoch unüberwundenen Naturwüchsigkeit bildet.

Für manchen berühmten, manchen Staatsmann ist die Pagenzeit die Lehrzeit gewesen, und diese Art Lehre steht — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — in dem Rufe, den tollen Streichen besonders günstig zu sein. Auch pflegt die Kunst des Liebens da besonders zu gedeihen, und der flaumbärtige Jüngling, den Hosemann uns da auf die Mauerbrüstung gebracht hat (falls es nicht ein verkapptes Mädchen ist, das sich ein Bärtchen gemalt hat), scheint namentlich diese Studien nicht vernachlässigen zu wollen.

Wie die Pagen für die Zeit der Sandstein-Psychen und Amoretten passen, so auch und ganz besonders für die Schlösser, aus der Zeit des Bernini und Borromini, wie uns Riefstahl eines vorführt, der überhaupt gern in seinen landschaftlichen Darstellungen einen Zug aus alten verklungenen Zeiten einmischt. Es hat etwas geheimnißvoll Anziehendes, wie die Natur allmählig die Architektur zu sich zurückarbeitet. Mit dem zarten Moose fängt sie an: dieses pflanzt sie zuerst auf den trotzigen Stein und allmählig weiter und weiter spinnt sie das von den Menschen nicht mehr durchwaltete Schloß ein, um ihren Organismus wieder zum Rechte zu bringen, wo sich der stolze Organismus der Menschenkunst ausgebreitet hatte. Dieser Proceß ist aber kein feindlicher; nicht nur ihre Steine und ihr Holz giebt die Natur für die Bauten der Menschen, sondern es ist nach dem treffenden Ausdruck Schnaase's die Architektur „die eigentliche Reife des Keimes, der in der Natur des Landes lag; denn nur der Volksgeist, der sich innig an die Natur anschließt, vermag die wahrhaft schöne Architektur des Landes zu schaffen, und diese Eine bleibt es für alle Zeiten. Aber so erscheint sie zunächst noch als menschliche That und hat gegen die allgemeine Natur-Anlage die Bedeutung einer besonderen, wenn auch der vollkommensten Ausbildung. Sie steht daher erst dann in vollem Einklange mit ihr, wenn sie den Charakter der gegenwärtigen, menschlichen That verloren hat, wenn sie als Vergangenes, als Ruine neben den weniger bedeutenden Formen späterer Generationen anspruchslos, wie ein natürliches Ding unter den anderen natürlichen Dingen erscheint. So ist die Einheit des Menschen mit der Natur vollendet, da sein Werk, das sich über den Boden erhob, wieder zu ihm zurückkehrt." Aber indem uns hier der Künstler eine Architektur zeigt, die zum großen Theil schon in den Schooß zurückgenommen worden ist, was spielt und webt wieder auf den Trümmern? — fröhliche, frischblütige Menschenkinder, Kinder zwar erst: aber im Kreislauf der Dinge, die neuen Architekten, die neuen Beherrscher der Natur.

Daß sie das sind, wußte auch die alte Riesenmutter, als ihr die Hünentochter den vom Felde aufgenommenen Bauern mit Pferden und Pflug in der Schürze nach Hause brachte.

„Dat is der lütten Lüde Mann,"
sagte sie
„De wi all lang gefürchtet han,
De willen uns verdriwen."

Es ist in dieser Mähr ausgesprochen, daß die ungefüge Naturkraft eine Ahnung davon hat, daß sie durch den Geist besiegt werden soll, wenn er auch nur damit beginnt, die Scholle zu wenden. Wir Civilisirten aber — wenn die Abendsonne um die dunklen Riesengräber spielt, wie der Künstler eins in das Album gelegt hat — träumen wiederum gern von jenen Urzeiten; wir sehen davon nur die Kraft und den Glanz, nicht aber die Rohheit und Beschränkung.

Zu andern Gräbern führt uns Wisniewski. Die unter den Riesenhügeln liegen auf dem allgemeinen Kirchhof der Natur — kaum leben sie mit einem „vielleicht" in den Büchern des Forschers: auf dem kleinen Dorf-Kirchhofe hier leben sie noch in den Herzen der Lebenden, von denen Gray singt:

„Ein kleines Denkmal, das als Ehrenschild
Vor Schmach auch diese Reste decken soll,
Ein harter Reim und ein unförmlich Bild
Verlangen eines Seufzers leichten Zoll.

Ihr Nam', ihr Jahr, von ungelehrter Hand,
Ist ihnen mehr als Ruhm der Dichtung werth;
Und ländlich zieht die Muse rund am Rand
Den Spruch der Bibel, welcher sterben lehrt."

Auch diese beiden Alten, welche eben durch die Kirchhofsthür kommen, um durch blumengeschmückte Gräber zum Hause des Herrn zu gehn, haben vielleicht schon jüngeren Gebeinen das einfache Kreuz gesetzt. Aber sie haben den Anker gefunden, der diesem nimmer fern ist: das Gottvertrauen, und so treten sie daher, aufrecht, stille und fromm, das wahre Bild gottseliger Sonntagsstimmung. Hier ist Sonntagsfeier. So lange sie nicht so im Gemüth ist, wie diesen beiden Alten, wird sie nicht erzielt werden durch Absperren und Dämpfen des Lebens. Wer aber am Sonntag ruhen kann von der Arbeit, wie der Herr geruht hat, in dessen Seele wird er einziehn, und was sie in solcher Stimmung immer thun, es geschieht zu seiner Ehre und zu seinem Preise.

Die beiden Alten haben des Lebens wechselvolles Spiel mit einander treulich durchgemacht. Das steht dem jungen Paare noch bevor, das wir auf der andern Tafel des Künstlers erblicken, und das noch an keinen Ernst und keine Traurigkeit denkt. Ueber dem wogenden Korn liegt der sanfte Sommerabendhimmel, und seine Schwärmerei und ihre Munterkeit fühlen sich so wohl bei einander. Er ist ganz, und mit Recht, in ihren Besitz versunken. Er trägt sie am Arm, er hält denselben kurzen Schritt mit ihr, er schaut sie glücklich an und seine Worte wetteifern mit seinen Blicken, sich in dem Herzen heimisch zu machen, welches er sein weiß.

Was ihre Nationalität anbetrifft, so sehen sie fast französisch aus. Vielleicht sind sie aus der schönen Normandie, aus dem Lande, das Ch. Hoguet, wie unsere Leser wissen,



zu schildern liebt, und von dem unsere schönen Leserinnen das Lied des Heimwehs zu singen wissen, welches anhebt: quand tout renait à l'espérance. Es soll schön genug sein, dieses Land, um Heimweh zu erwecken, und es heftet sich der Glanz der Romantik an seine Geschichte. Das Bild unseres Künstlers giebt uns nur einen kleinen, aber charakteristischen Blick in ein Dorf. Eine Hütte, eine Mühle, ein Zaun mit Gebüsch, Ackergeräth und eine Heerde — weiter braucht es überall nichts, um ein poetisches Bild zu erzeugen. Um so besser, wenn, wie hier, der Maler verstanden hat, diesen Dingen den Stempel der Gegend, der Jahres- und der Tageszeit deutlich aufzudrücken.

Zu dem nächsten Blatte übergehend, sei es uns erlaubt, der im vorigen Jahrgange beobachteten Sitte zu gedenken, etwas von den Lebensnachrichten unserer Künstler mitzutheilen, da Wilhelm Amberg, den Besuchern der Berliner Ausstellungen wohlbekannt, das vorige Mal nicht mit uns gefahren ist.

Derselbe wurde im Jahre 1822 in Berlin geboren, lernte bei Herbig und Karl Begas und besuchte dann in den Jahren 1843 bis 1847 Paris und Italien. Schon im Jahre 1843 trat er mit lebensgroßen Bildnissen, meist Kniestücken, auf der Berliner Ausstellung auf, welche sich Beifall erwarben. Seitdem ist er nur in der Gunst der Kunstfreunde gewachsen. Zwei Gebiete sind es, die er vorzugsweise anbaut. Erstens das Portrait; und hier ist es wieder das zarte Geschlecht, für dessen Schönheit er ein eleganter feiner Darsteller geworden ist, der eine geschmackvolle Anordnung mit einer finnigen Auffassung zu verbinden weiß. Die Schönheit der weiblichen Erscheinung geht ihm über Alles und er weiß recht gut, daß die Schönheit, welche allerdings nur Eine ist, sich in tausend Mannigfaltigkeiten darzulegen weiß. So muß ihm das Portrait den Vorwand für die Schönheit und die Schönheit den Vorwand für das Portrait geben. Wer weiß, welche schelmische Leserin er hier in das Rococco-Costüm der Friponne gesteckt hat, die im Begriff ist, einem armen Lieutenant durch ein sehr beredtes, aber nicht ernsthaft gemeintes Liebeszeichen den Kopf warm zu machen. Schade, daß Theodor Storm diesmal nicht mit an Bord ist; das wäre recht eine Figur und eine Situation für ihn, um eine Sommergeschichte daran zu knüpfen. — Das andere Gebiet aber, auf welchem sich Amberg mit Anmuth und Geschick bewegt, ist das mythologische. Dieses ist sonst in der neuern Kunst stark außer Cours gekommen. Die Götter Griechenlands kommen in der Malerei heutzutage nicht anders zur Darstellung, als im Tempeldienst der Kunst. Weiht man ihnen einen solchen, so treten sie in ihre Rechte; an und für sich geben sie selten mehr den Stoff zu Darstellungen her. Und sie haben sich nur so lange gehalten und halten sich noch, weil sie den einzig gültigen Vorwand für die unbekleidete schöne Körpererscheinung bieten. Dazu kommt ihre allegorische Verwendbarkeit, die sie in den Zeiten, welche die Diplomatie erschuf, unentbehrlich machte. Denn es war eine diplomatische Sprache, diese allegorischen Darstellungen; die noch immer sehr anmuthig sein kann, wenn der Diplomat Rubens in ihr das Leben der Maria von Medici erzählt, die aber bei den kleineren Meistern gelegentlich in ihrer Uebertreibung lästig wird. Wir haben dieselbe Erscheinung in der Poesie. Man kommt namentlich bei der damaligen Fest- und Gelegenheits-Poesie aus dem Gewimmel der Götter und Göttinnen und Abstraktionen gar nicht heraus. Uns fiel da — wenn Abschweifung erlaubt ist — neulich ein Buch in die Hände, welches die Theresiade genannt war und ein Ehrengedicht auf Maria Theresia von Chr. v. Scheyb enthielt (1746 in Wienn gedruckt und von Samuel Kleiner und Martin Tyroff mit hübschen Kupfern verzieret). Der Verfasser wird an der Hand der Thalia in mächtigen Kreisen durch die Luft geführt. Endlich finden sie in einer Gasse von Wien ein „Weibsbild" sitzen. Das ist die Wahrheit. Sie beweist sich „sonders freundlich" gegen die beiden, und nun kommen die drei, die Wahrheit vortretend, Thalia die Nachhut bildend, mit Müh' an eines Hauses Thor,

„Das nicht verschlossen war, ein wenig offen stunde.
Wir waren voller Trost, daß sich ein Durchgang funde.
Die Wahrheit stämmte sich, und wir mit ihr, daran,
Daß wir es unbeschwert und schertzend aufgethan."

Auf dem Hofe in einer Ecke finden sie, schwach beleuchtet, eine sehr ärmliche Wohnung, worin „vier Personen in unbequemer Ruh'" lagen, von denen es heißt:

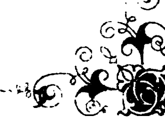
„Wir sahen auch, daß es ein Frauenzimmer sey,
Dem das Bedürfftniß Stroh, statt eines Ruh-Betts streü.
Die Armuth ließ sehr groß; sonst sah'n wir nichts zugegen;
Der Werk-Zeüg und das Stroh, war Reichthum und Vermögen.
Was mich befremdete, war ihre Leib-Gestalt,
Ihr reitzend Angesicht in solchem Aufenthalt."

Kurz, es sind die Künste, die vor dem Waffenlärm ein wenig abhanden gekommen sind. Aber der Dichter heißt sie aufstehn und sich anziehn und nun gehen alle mitsammen nach einem großen Ehrentempel, wo der Herrlichkeiten kein Ende ist. Sie treten endlich hinein. Der Dichter sagt:

„Lust, Kummer, Freüd und Sorg, Angst, Ehrforcht und Begier
Beklemmten meine Brust und rissen mich von mir."

Nun ist große Sitzung und es begiebt sich ein langer Streit der Tugenden, welche alle persönlich auftreten und nach Gestalt beschrieben werden. Dann halten sie äußerst lange Reden, deren Zweck ein Rangstreit ist, wer nämlich an dem Ehrentempel für die Kaiserin den steinernen Fries schmücken soll. Die Ueberlegung, die hier der „Zweiffel" genannt wird, nimmt zuerst das Wort und nacheinander reden dann Tapferkeit, Unerschrockenheit, Grosmuth, Frömmigkeit, Majestät, Gerechtigkeit, Weisheit, Gnade, Leutsäligkeit, Barmherzigkeit, Mildigkeit und Treue. Damit ist der erste Quartband zu Ende und die Tugenden scheinen über diese Vorfrage noch lange nicht einig zu werden. Vielleicht zum Vortheil des Lesers fehlten die folgenden Bände und wir kommen zu unserer, heutzutage gottlob nicht so schlecht logirten, Kunst zurück.

Es war noch zu sagen, daß Amberg, wie vor ihm schon A. von Klöber, eine Art mythologischer Darstellungen cultivirt, welche man mit Fug mythologisches Genre nennen kann. Hier handelt es sich natürlich nicht um die Thaten der zwölf Götter, sondern um Situationen der dii minorum gentium, zu denen bekanntlich der selbst noch heute nur zu mächtige Eros gehört. Amberg hat ihn mehrfach im Verkehr mit Nymphen dargestellt und seine derartigen Scenen sind ebenso liebenswürdig erfunden, als in duftig klarer Farbe ausgeführt.

Steffeck bringt wieder ein Thierstück, welches die Thier- und Jagdliebhaber sehr erfreuen wird. Wir haben uns sagen lassen, daß der Bau dieser Jagdhunde durchaus untadelhaft sei; ja ein fürstlicher Jagd-Enthusiast — und das müssen wir ihm zugestehen, ein ausgezeichneter Kenner — wollte versichern, diese beiden Hunde seien so individuell aufgefaßt, daß er uns haarklein ihren Charakter und ihre Fähigkeiten beschreiben könnte. Desto besser. Wir, die wir den Blick mehr auf das Allgemeine gerichtet halten, erkennen eben so deutlich, welche allgemeine Hundeeigenthümlichkeit der fein beobachtende Künstler hier zum Ausdruck gebracht hat, die Kriegslist nämlich, die sie mitunter beim Ringen zu brauchen pflegen, daß sie den Blick ganz wo anders hin richten und doch dabei den Gegner im Auge behalten.

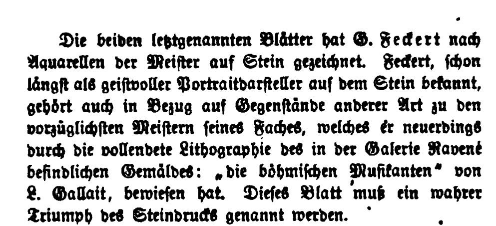
Löffler hat ein sehr ergötzliches Dorfstück beigesteuert, bei dem man wahrlich nicht weiß, was man mehr bewundern soll, die Wahrheit oder die Komik? Und doch liegt zugleich in dieser, wie in allen Scenen der harmloseren Karrikatur, ein Zug, der mehr das Mitleid als den Spott herausfordert. Die Beschränktheit dieses vermuthlich Größten aller Schüler hindert ihn, sich unter den Ebenwüchsigen zu behaupten; so sucht er durch Beistand, den er den Kleinen leistet, einen Standpunkt in der Schulbuben-Republik; denn irgendwoher muß ein Jeder Anhänglichkeit und Anerkennung haben. Das geht im Leben auch nicht anders. Der Kleine zollt sie jetzt noch, ja er ist augenblicklich fast stolz auf die Herablassung des Langen. Aber wir wissen nicht, ob das so bleiben wird; dazu müßten wir ihm in's Gesicht sehen können.

Hübsch ist diese Dorfjugend nicht, und wir müssen es Gustav Richter doppelt Dank wissen, daß er uns wieder zu dem schönen Geschlechte führt. Wir sehen eine jener stattlichen Frauengestalten, an denen seine Studienmappen unter irgend einem Vorwande so reich geworden sind. Diese hier ist den Qualen der Erwartung hingegeben und aus der ganzen Haltung und dem Ausdruck des Gesichts möchten wir abnehmen, daß sie auf der Skala des Harrens nicht weit von dem fatalen „vergeblich" steht. Wer kennt sie nicht, diese böse Stufenfolge: zuerst muntere Unruhe, dann sehnsüchtige Ungeduld, nun das unverwandte Spähen, endlich der erste Zweifel und das Combiniren und Berechnen der Möglichkeiten, dann die Unmöglichkeit, selber eine Minute als die letzte zu bezeichnen, da in der nächsten vielleicht noch ein Wunder geschehen kann, — es geschieht aber nicht, und dann kommt der Mißmuth. Wir wollen der schönen Venetianerin dieses harte Schicksal nicht gönnen.

Gustav Richter (geb. am 3. August 1823 in Berlin), anfänglich zum Baufache hinneigend, dann sich zur Malerei wendend, legte den ersten Grund zu seiner künstlerischen Ausbildung auf der Akademie seiner Vaterstadt unter Holbein's Anleitung. 19 Jahre alt ging er nach Paris, wo er in der Werkstatt von Leon Cogniet zwei Jahre studirte. Sein erstes Bild, womit er hervortrat, war: „Antigone, ihren Bruder bestattend"; es spiegelte sich darin die damalige Richtung der französischen Geschichtsmalerei, zeigte aber so entschiedenes Talent, daß der Künstler vom Könige von Preußen die Mittel zu einer Reise nach Rom erhielt. Drei Jahre verweilte er in der ewigen Stadt. Seine heimgebrachten Studienmappen enthielten einen großen Reichthum von Gestalten und Genrescenen, besonders eine große Galerie römischer und albanischer Schönheiten, charakteristische und herrliche Gestalten, wie sie unter der glücklichen Sonne des Südens reifen, Alle in eigenthümlich kräftiger Weise aquarellirt. Nachdem er dann im Berliner neuen Museum beschäftigt war, den Saal der nordischen Alterthümer mit Fresken aus der Edda nach den Entwürfen von Robert Müller von Göttingen ausschmücken zu helfen, erschien er plötzlich auf der Ausstellung von 1852 mit einem lebensgroßen weiblichen Portrait in Oel, wodurch er sich mit einem Schlage den besten Bildnißmalern zur Seite stellte. Es erinnerte an die alten Meister, machte die allgemeinste Sensation und wurde sogar in den Zeitungsblättern besungen.

Es ist natürlich, daß Richter nach solchem Erfolge einer der beliebtesten Portraitmaler, besonders der vornehmen Damenwelt, wurde. Aber er suchte den Ruhm noch auf anderem Gebiete. Es ist auch in weiteren Kreisen nicht unbekannt, wie im Lokal der Berliner Akademie der Künste zur Weihnachtszeit schön und sorgfältig ausgeführte helle Transparentbilder im dunklen Saale unter feierlich stimmenden Gesängen des königlichen Domchors zur Schau gebracht werden, eine schöne Sitte, welche man auch anderswo nicht ohne Erfolg nachgeahmt hat. Zu einer solchen Schaustellung hatte Richter „die Aufweckung von Jairi Töchterlein" gemalt. Sr. Maj. dem Könige, der niemals verfehlt, diese Weihnachtsfeier zu besuchen, gefiel das Richtersche Bild so sehr, daß er die Ausführung in Oel anbefahl. Das war eine Gelegenheit in die rechten Hände gegeben. Auf der Ausstellung von 1856 erschien ein Bild, welches dem Künstler einen allgemeinen Triumph bereitete. Der heftigste Schmerz, der sich noch in seinen Verlust nicht finden kann, wünscht immer, daß seinetwegen, daß nur diesmal ein Wunder geschehen möge. Hier geschieht es wirklich und was dann in den Gemüthern der Betheiligten vorgeht, das hat der Künstler mit überredendem Farbenzauber geschildert. Das Bild hat durch die königliche Munifizenz auch andere Ausstellungen besuchen dürfen, und somit Gelegenheit gehabt, nicht bloß unserer Nation, sondern auch bei einem Besuch des Pariser Salons den überrheinischen Nachbarn bekannt zu werden. —

Da es nichts im Verkehr des Lebens giebt, das dem Stifte Menzel's fern bleibt, so darf man sich nicht wundern, ihn in der Thierbude anzutreffen. Aber es haben nicht bloß diese, es haben alle Arten von Schaubuden das Interesse der Künstler, sagen wir lieber gleich des ganzen gebildeten Publikums für sich. Holtei hat all' das fahrende Künstlerthum in seinem Roman: „die Vagabunden" vortrefflich gezeichnet und beschrieben. Wenn man diesen Roman gelesen hat, pflegt man wohl unter Kunstreitern und bei Seiltänzern, Wachsfiguren und Taschenspielern die Gestalten zu suchen, welche der Dichter so lebenswahr und zum Wiedererkennen getreu geschildert hat. So sollte man denken, der Wärter da sei der Schwarzbart aus Mama Simonelli's Menagerie, und Anton Hahn müsse nun auch nicht weit sein. Man sieht, die Menagerie „arbeitet" eben, d. h. es ist die interessante Futterzeit. Es ist sehr komisch, daß gerade die „Vagabunden" für ihre Schaustellungen das technische Wort „arbeiten" gebrauchen. Murphy könnte den ganzen Tag daheim sitzen und studiren, er arbeitet erst, wenn er Abends durch den Concertsaal geht und sich ansehn läßt. Gerade so komisch, als daß die Schauspieler niemals eine Rolle einstudiren, sondern „liefern"; es ist eine große Lust am Widerspruche in der menschlichen Natur.



Die beiden letztgenannten Blätter hat G. Feckert nach Aquarellen der Meister auf Stein gezeichnet. Feckert, schon längst als geistvoller Portraitdarsteller auf dem Stein bekannt, gehört auch in Bezug auf Gegenstände anderer Art zu den vorzüglichsten Meistern seines Faches, welches er neuerdings durch die vollendete Lithographie des in der Galerie Ravené befindlichen Gemäldes: „die böhmischen Musikanten“ von L. Gallait, bewiesen hat. Dieses Blatt muß ein wahrer Triumph des Steindrucks genannt werden.

Wie Menzel der Schilderer der bewegten Menschenwelt ist, so ist Graeb der Maler der ruhigen Schauplätze der Natur.

Karl Graeb (geb. den 18. März 1816 in Berlin) machte seine künstlerischen Studien unter Anleitung seines Schwiegervaters, des ausgezeichneten Dekorationsmalers Gerst. Die Dekorationsmalerei erfordert zwei wichtige Eigenschaften: gründliches Studium der Linear-Perspective, also untadelhafte Zeichnung, und Sinn und Verständniß für die Wirkung der Farbe. Beide Eigenschaften vereinigt geben einen tüchtigen Landschaftsmaler, und so stehen in der That viele unserer gerühmtesten Künstler dieses Gebietes mit der Wurzel ihrer Studien in der Dekorationsmalerei, und was Gerst betrifft, so strebte seine echt künstlerische Natur stets, in seinen Schülern den ganzen Künstler, ja wissenschaftlich unterrichteten Menschen, und nicht nur den Theatermaler herauszubilden. Außerdem studirte Graeb bei Blechen.

Eine im 20. Jahre übernommene Stellung als Theatermaler am Königstädtischen Theater gab er bald wieder auf, um eine längere Reise durch Tyrol, die Schweiz, das südliche Frankreich, die Pyrenäen u. s. w. zu machen, wobei er auch längere Zeit in Paris verweilte. Er trat darauf wieder in die Gerst'sche Werkstatt ein und erschien mit dem Jahre 1838 mit der Ausbeute seiner Reise auf den Ausstellungen, wo er seitdem niemals fehlte. Zwei Jahre darauf ging er nach Rom, Neapel, Sicilien, späterer Reisen an den Rhein nicht zu gedenken. Er brachte einen überaus reichen Schatz von Studien heim. Von diesen führte er zunächst eine im Besitze Sr. Maj. des Königs von Preußen befindliche große Ansicht von Rom aus, von den Ruinen der Kaiserpaläste gesehen, dann einen Blick auf den Golf von Neapel vom Pausilipp aus; die Meerenge von Messina und eine Menge innerer Ansichten aus den berühmtesten Kathedralen und viele andere Bilder aus dem Süden, besonders solche, wo der Geist vergangener Jahrhunderte um welthistorische Ruinen oder die stille Betrachtung um einsame Kloster- und Kirchenhallen schwebt. Im Jahre 1848 malte er, von dem seit 1846 kein ausgestelltes Bild mehr käuflich, sondern schon vorher in festen Händen ist, auf Bestellung Sr. K. H. des Prinzen von Preußen eine große Ansicht von Palermo, dieser Perle des tyrrhenischen Meeres.

Es ist nicht ungewöhnlich, daß die Landschafter, welche im Dienst der dramatischen Muse waren, sich zugleich der Architekturmalerei zuneigen. Auch Graeb umfaßte dieses Genre mit großem Ernste und Erfolg. Er ist so wahrheitsliebend, daß seine derartigen Bilder eben so gut vor der Kunst-, wie seine Landschaften vor der Naturgeschichte bestehen.

Die Stimmung in seinen Bildern ist meist eine ruhige, sonntägliche. Von der mitternächtlichen Mondhelle, durch alle Schattenlängen der Dämmerungen, durch Morgen- und Abendleuchten hindurch bis zur Gluthstille des Mittags liegt das Licht über seinen Gemälden oder stiehlt sich mit jenem magischen Schein hinein, der ihm eigen ist, wenn es durch hohe Bogenfenster in die Kirchenhallen und Klostergänge blickt, wo Niemand wandelt und redet, als die alten Steinfiguren auf den Grabplatten. Wie vor dem Fernglase treten die Landschaften und Gebäude Graeb's uns entgegen; mit fast photographischer Genauigkeit geben sie jedes Einzelne, dieses aber dem Ganzen dienend, wieder, so daß das Bild für jede Schauweite wirkt, wirkt besonders auch durch die darin zu Grunde liegende strenge Kenntniß der Luft- und Linear-Perspective. In einem seltenen Grade besitzt er den Blick für die malerischesten Standpunkte. — Alle Vorzüge seiner Oelgemälde finden sich auch in den Fresken, so wie in den Aquarellen des Künstlers. Jene malte er in den ägyptischen und griechischen Sälen des neuen Museums in Berlin, wo diese landschaftliche Zierde bekanntlich in so vorwiegendem Werthe auftritt, daß die aufgestellten Trümmer der Schwesterkunst Skulptur fast mit ihnen in Zwiespalt gerathen. Aquarelle aber schuf der Künstler in großer Anzahl, namentlich für J. Maj. die Königin, für die er in einem besondern Album zahlreiche Spiegelbilder des schönen Sanssouci und seiner Umgebung sammelte, welche er noch alljährlich auf Befehl Sr. Majestät für den Weihnachtstisch der hohen Frau vermehren muß. In gleicher Weise hat er jetzt übernommen, für S. K. H. den Prinzen Friedrich die von dem berühmten Semilasso geschaffenen Gartenanlagen von Muskau in einer größern Sammlung darzustellen. Unsere Mitargonauten, die Farbensteindrucker Storch und Kramer, geben die vorzüglichen Blätter von Sanssouci in derjenigen Vollendung, welche die Technik des Farbendrucks ihnen überhaupt verdankt, heraus. Für unsere Argo hat der Künstler „das Grabmal des Virgil“ beigesteuert. Wenn man den Weinberg am Pausilipp erstiegen hat, sieht man es hoch auf einem Felsen liegen, am Eingang des Grottenweges, den der berühmte „Zauberer“ durch seine Geister in einer Nacht hat machen lassen, und von dem die Sage ging, daß die Nachstellungen eines Feindes darin unschädlich seien. Man hat die herrlichste Aussicht auf das Meer und den Vesuv. — Und mit diesem Blick in das Land der Künste und unsterblicher Gesänge schließen wir unsere diesjährige Fahrt.

Friedrich Eggers.

